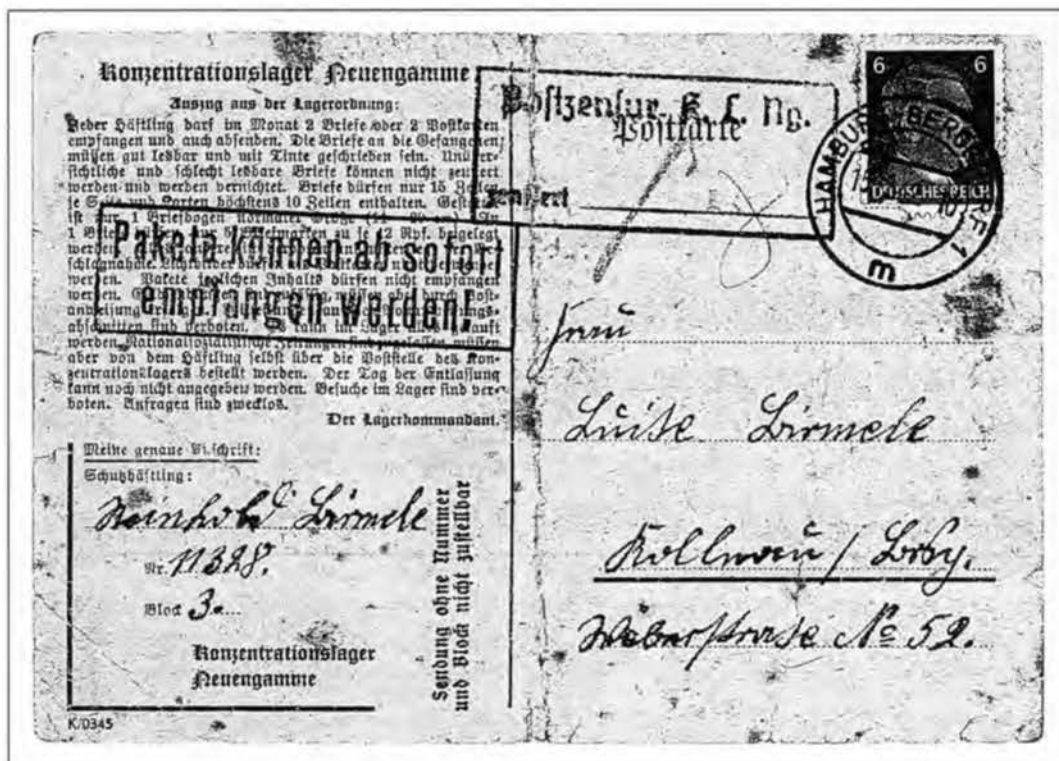


Zeitschrift des Breisgau-Geschichtsvereins „Schau-ins-Land“



Außenbild:
Das letzte Lebenszeichen von Reinhold Birmele:
Eine Postkarte aus dem Konzentrationslager Neuengamme.
(s. Beitrag von Heiko Haumann)

**Zeitschrift des
Breisgau-Geschichtsvereins
„Schau-ins-Land“**

119. Jahreshft 2000

*Herausgegeben mit Unterstützung
des Regierungspräsidiums Freiburg, der Stadtverwaltung Freiburg und des
Landkreises Breisgau-Hochschwarzwald*

Mitarbeiter des 119. Bandes:

BOLL, GÜNTER, Neuenburg
BROMMER, HERMANN, Prof., Merdingen
BUSZELLO, HORST, Dr. Prof., Pädagogische Hochschule Freiburg
CHICKERING, ROGER, Dr. Prof., Georgetown University Washington, D.C. (U.S.A.)
DEISENROTH, KARLHEINZ, Freiburg
ECKER, ULRICH PETER, Dr., Freiburg
GALEA, MICHAEL, Valetta (Malta)
HAUMANN, HEIKO, Dr. Prof., Universität Basel (Schweiz)
JOOS, CLEMENS, Freiburg
KAMP, STEFFI, M. A., Freiburg
KRIEG, HEINZ, Freiburg
LIESSEM-BREINLINGER, RENATE, Freiburg
MANGEL, JOHANNES, Dr., Freiburg
MICHELS, MECHTHILD, M. A., Riegel
MIELITZ, REINHARD, Dr., Staufen
MONGI-VOLLMER, EVA, Freiburg
OHLER, NORBERT, Dr., Freiburg
SCHADEK, HANS, Dr., Freiburg
SCHERB, UTE, Dr., Freiburg
SPECK, DIETER, Dr., Freiburg
VON THIESSEN, HILLARD, DR., Freiburg
VOGEL, DETLEF, Dr., Glottertal

Redaktionsausschuß: Prof. Dr. HORST BUSZELLO, Dr. ULRICH P. ECKER, Prof. Dr. HEIKO HAUMANN, Prof. Dr. WOLFGANG HUG, Dr. URSULA HUGGLE, Dr. HANS SCHADEK, Prof. Dr. THOMAS ZOTZ

Schriftleitung: Dr. ULRICH P. ECKER und Dr. HANS SCHADEK

Selbstverlag des Breisgau-Geschichtsvereins „Schau-ins-Land“
Geschäftsstelle: Stadtarchiv, Grünwälderstraße 15, 79098 Freiburg i. Br.
(Telefon: 07 61 – 2 01 27 01)

ISSN 1434-2766

Satz und Druck: Buchdruckerei Franz Weis KG, 79106 Freiburg i. Br.

Inhaltsverzeichnis zum 119. Band

Aufsätze

	Seite
EVA MONGI-VOLLMER Die Glöcklehof-Kapelle in Bad Krozingen	9
STEFFI KAMP Die Geschichte des Klosterhofs zu Gundelfingen	39
GÜNTER BOLL Die erste jüdische Gemeinde in Breisach am Rhein	55
GÜNTER BOLL Die Entstehung der letzten jüdischen Gemeinde in Breisach am Rhein ..	61
MICHAEL GALEA Christian Sebastian von Remchingen (1689–1777), Großprior des Malteserordens für Deutschland zu Heitersheim, „Ein erlauchter und letzter Stein seines Hauses“	71
HILLARD VON THIESSEN Konversionsbereitschaft als Lebensunterhalt. Der Fall der vermeintlichen Konvertitin Catharina Baumännin vor dem Freiburger Stadtgericht (1730/31) und seine Bedeutung für unser Verständnis der Konfessionalisierung	87
REINHARD MIELITZ Die protestantische Kirchengemeinde Sulzburg im Spiegel eines Visitationsberichts aus dem Jahre 1800	103
ROGER CHICKERING Ein Begräbnis in Freiburg 1917. Stadtgeschichte und Militärgeschichte im Zeitalter des „Totalen Krieges“	113
REINHARD MIELITZ Die Evangelische Kirche im Nationalsozialismus. Erfahrungen der Kirchengemeinde Sulzburg	127
ULRICH P. ECKER Die Deportation der Freiburger Juden nach Gurs am 22./23. Oktober 1940	141

HANS SCHADEK	
Ein Akt der Verzweiflung: Der Freitod des Freiburger Bürgers Max Frank (1873–1940) – Eine Erinnerung an Gurs	153
HEIKO HAUMANN	
Wie einer in der Nazi-Zeit unter die Räder kam. Der „Fall“ Reinhold Birmele und seine Verarbeitung in der Bundesrepublik Deutschland	171
CLEMENS JOOS	
Zwischen Vergangenheit und Zukunft. „Geistiger Wiederaufbau“ 1945–1958 am Beispiel der Halbmonatsschrift <i>Die Gegenwart</i>	187

Buchbesprechungen

Landesgeschichte

DIETER GEUENICH: Geschichte der Alemannen (Urban-Taschenbuch 575). Urban Verlag, Stuttgart 1997. (MECHTHILD MICHELS)	227
ULRICH PARLOW: Die Zähringer. Kommentierte Quellendokumentation zu einem südwestdeutschen Herzogsgeschlecht des hohen Mittelalters (Ver- öffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg Reihe A. Quellen 50). Verlag W. Kohlhammer, Stutt- gart 1999. (HEINZ KRIEG)	228
KARL-HEINZ LUTZ: Das badische Offizierskorps 1840–1870/71 (Veröffent- lichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden- Württemberg Reihe B. Forschungen 135). Verlag W. Kohlhammer, Stutt- gart 1997. (KARLHEINZ DEISENROTH)	230
Widerstand gegen die Judenverfolgung. Hg. v. MICHAEL KISSENER. (Portraits des Widerstands 5). Universitätsverlag Konstanz, Konstanz 1996. (DETLEF VOGEL)	232
Quellen zur Entstehung der Verfassung des Landes Baden von 1947. Erster Teil. Bearb. v. PAUL FEUCHTE (Veröffentlichungen zur Verfassungsge- schichte von Baden-Württemberg seit 1945, 15. Bd.). Hg. v. der Kommis- sion für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart 1999. (NORBERT OHLER)	233

(Süd-)Baden nach 1945. Eine neue Kulturpolitik. Vorträge und Quelleneditionen zum 50jährigen Bestehen des Staatsarchivs Freiburg (Werkhefte der Staatlichen Archivverwaltung in Baden-Württemberg. Serie A, Landesarchivdirektion 14). Hg. v. JOACHIM FISCHER. Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart 1999. (NORBERT OHLER)	234
Landesgeschichtliche Vereinigungen in Baden-Württemberg. Bearb. v. EBERHARD GÖNNER im Auftrag der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. 2., vermehrte und aktualisierte Auflage. Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart 1999. (NORBERT OHLER)	235
Widerstand und Verfolgung in Südbaden. Der organisierte Widerstand aus der Arbeiterbewegung gegen den Nationalsozialismus. Hg. vom Arbeitskreis Widerstand und Arbeitergeschichte (Schriften zur neueren Waldkircher Stadtgeschichte Bd. 5). Selbstverlag, Waldkirch 1996. (HEIKO HAUMANN)	236

Orts- und Personengeschichte

HILLARD VON THIESSEN: Das Verschwinden der Hexen aus Freiburg. Die Endphase ihrer Verfolgung in Freiburg i. Br. 1632–1677 (Alltag & Provinz 8). Hg. v. Arbeitskreis Regionalgeschichte e.V. Haug Verlag, Freiburg 1997. (MECHTHILD MICHELS)	237
ULRIKE RÖDLING: „Hallo, hier Freiburg, Welle 577“. Freiburger Rundfunkgeschichte 1926–1946 (Stadt und Geschichte. Neue Reihe des Stadtarchivs Freiburg i. Br. Heft 17). Schillinger Verlag, Freiburg 1997. (DETLEF VOGEL)	238
HUBERT KEWITZ / DIETER WEIS: Katholische Pfarrkirche St. Bartholomäus Ettenheim. Kunstverlag Josef Fink, Lindenberg 1997. (MECHTHILD MICHELS)	239
LORENZ HONOLD / GERMAN HASENFRATZ: Schwarzwald-Baar. Mosaik eines Landkreises. Theiss Verlag, Stuttgart 1990. (HERMANN BROMMER)	240
Bestandskataloge der weltlichen Ortsstiftungen der Stadt Freiburg i. Br. Hg. v. SEBASTIAN BOCK und LOTHAR A. BÖHLER. Bd. 1: Die Kunsthandwerklichen Arbeiten aus Metall. Bearb. v. SEBASTIAN BOCK unter Mitarbeit v. MARIA EFFINGER. Hinstorff Verlag, Rostock 1997. Bd. 2: Die Bildwerke: Mittelalter – 19. Jahrhundert. Bearb. v. SEBASTIAN BOCK. Verlag der Kunst, Amsterdam/Dresden 1999. Bd. 3: Die Klosterarbeiten. Bearb. v. SEBASTIAN BOCK mit Beiträgen v. MARIA EFFINGER. Hinstorff Verlag, Rostock. (DIETER SPECK)	241

Menschen, Mächte, Märkte. Schwaben vor 1000 Jahren und das Villingener Marktrecht. Begleitband zur Ausstellung im Franziskanermuseum Villingen vom 14. März bis 1. August 1999 (Veröffentlichungen des Stadtarchivs und der Städtischen Museen Villingen-Schwenningen 20). Hg. v. CASIMIR BUMILLER im Auftrag der Stadt. Verlag der Stadt Villingen-Schwenningen 1999. (NORBERT OHLER)	241
BABETTE STADIE: Bibliographie zu Villingen-Schwenningen und seinen Stadtbezirken (Veröffentlichungen des Stadtarchivs und der Städtischen Museen Villingen-Schwenningen 16). Verlag der Stadt Villingen-Schwenningen 1998. (NORBERT OHLER)	242
GEORG SCHMIDT-ABELS: Geheimnisvolle Plätze in der Ortenau. Waldkircher Verlag, Waldkirch 1997. (RENATE LIESSEM-BREINLINGER)	242
DOROTHEA WENNINGER: Flurnamen im Kaiserstuhl. Eine namenkundliche und sprachwissenschaftliche Untersuchung der Vogtsburger Ortsteile Achkaren, Bickensohl, Bischoffingen, Burkheim, Oberbergen, Oberrotweil und Schelingen (Europäische Hochschulschriften. Reihe I Bd. 1607). Peter Lang Verlag, Frankfurt 1997. (RENATE LIESSEM-BREINLINGER)	243
HEIKE KÖSTER / JEAN JERAS: Die Wasserspeier am Freiburger Münster. Hg. v. Freiburger Münsterbauverein. Kunstverlag Josef Fink, Lindenberg 1997. (RENATE LIESSEM-BREINLINGER)	244
Baden-Württembergische Biographien Bd. 2. Hg. v. BERND OTTNAD im Auftrag der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart 1999. (JOHANNES MANGEL)	245
OTTO B. ROEGELE: Gestapo gegen Schüler. Die Gruppe „Christopher“ in Bruchsal (Portraits des Widerstands 4). Universitätsverlag Konstanz, Konstanz 1994. (UTE SCHERB)	246
THOMAS SALB: „Trutzburg deutschen Geistes?“. Das Stadttheater Freiburg in der Zeit des Nationalsozialismus. Rombach Verlag, Freiburg 1993. (RENATE LIESSEM-BREINLINGER)	248
GEORG HERBSTTRITT: Ein Weg der Verständigung? Die umstrittene Deutschland- und Ostpolitik des Reichskanzlers a. D. Dr. Joseph Wirth in der Zeit des Kalten Krieges (1945/51–1955). (Europäische Hochschulschriften Reihe III Bd. 569). Verlag Peter Lang, Frankfurt a. M. etc. 1993. (HEIKO HAUMANN)	249

BERNHARD OESCHGER / EDMUND WEEGER: Schwarzwaldleben anno dazumal. Ein historischer Bilderbogen aus dem 19. und frühen 20. Jahrhundert. DRW-Verlag, Stuttgart 1989. (HEIKO HAUMANN)	249
EKKEHARD LIEHL: Geschichte der Hinterzartener Hofgüter. 2 Bde (Hinter- zartener Schriften Bd. 2/1 und 2/2. Hg. im Auftrag der Gemeinde Hin- terzarten v. HELMUTH SCHUBERT). Stadler Verlag, Konstanz 1997/2000. (HORST BUSZELLO)	250
KLAUS BURGER: „Denen von milder Gunst des Schicksals kein wohlgeordnetes Familienleben vergönnt war“. Kleinkinderbewahranstalten und Kindergär- ten in Freiburg 1848–1945. Lambertus-Verlag, Freiburg 1998. (DETLEF VOGEL)	251

Für den Inhalt der einzelnen Beiträge sind
ausschließlich
deren Verfasser verantwortlich.

Vereinschronik 1999

Veranstaltungen 1999	253
Kassenbericht 1999	254

Die Glöcklehof-Kapelle in Bad Krozingen

Von
EVA MONGI-VOLLMER

Die Glöcklehof-Kapelle in Bad Krozingen hat ihre Bekanntheit der Neugierde eines Kurgastes zu verdanken. Vor über 60 Jahren kratzte er am weißen Innenputz des Chorraumes und entdeckte darunter mittelalterliche Malereien. Von nun an erst war die bescheidene Saalkirche, auf einem Hofgelände in Oberkrozingen gelegen, für die Wissenschaft von Interesse (Abb. 1). Für die Kapelle selbst hatte das zunächst zur Folge, daß der zu diesem Zeitpunkt barockisierte Bau mit kriegsbedingter zeitlicher Verzögerung 1956 nach damaligem Kenntnisstand in einen mittelalterlichen „zurückverwandelt“ wurde. Für die Forschung bedeutete dieser Fund einen weiteren Mosaikstein in der Kenntnis der frühmittelalterlichen Malerei der Bodenseeregion.

Die Architektur der Kapelle erfuhr dagegen in der Wissenschaft bis auf eine Ausnahme kaum Beachtung. Erst 1993 wurde durch eine sorgfältige bauarchäologische Untersuchung durch das Landesdenkmalamt Baden-Württemberg der Wert und die Besonderheit des Baues erkannt. Anlaß dazu waren Feuchtigkeitsschäden, aufgrund derer man den gesamten Außenputz der Kapelle abschlagen ließ. Man erkannte nun an der originalen Bausubstanz unter anderem zwei ehemalige, hochgelegene Eingänge im Westen der Kapelle, die auf die Existenz einer abgegangenen Westempore mit direkten Zugängen hinweisen, sowie Indizien zum Bauprozeß und zur ursprünglichen Gestaltung der Bauhaut aufgrund der Reste des originalen Fugenverputzes. Die Befunde der Putz- und Mörteluntersuchung wurden in die damals erstellte steingerechte Bauaufnahme aller Außenwandflächen eingetragen und somit zur weiteren Auswertung dokumentiert.¹ Die originalen Bestände wurden im Herbst 1993 unter einem neuen Kalkputz gesichert.

Zur Forschung

Die Anfänge der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit der Glöcklehof-Kapelle durch den für die Freilegung der Fresken 1938 verantwortlichen Konservator J. Sauer blieben unpubliziert, doch sind seine Befunde in einem kurzen Gutachten und in einzelnen Notizen in seinem Nachlaß überliefert.² 1950 veröffentlichte Sauer Schüler H. Gombert³ einen grundlegenden Aufsatz, der den Bau mit den Malereien erstmals beschrieb und die Fresken einzuordnen versuchte. Er stellte aufgrund der frühesten historischen Nennung des Ortes Krozingen Anfang des 9. Jahrhunderts in einer St. Galler Urkunde eine politisch-wirtschaftliche Abhängigkeit Krozingens von St. Gallen her, die er durch im einzelnen nicht haltbare Untersuchungen der Stil- und Motivgeschichte sowie der Ikonographie auf die Malereien ausdehnte. Zeitlich



Abb. 1 Ansicht der Glöcklehof Kapelle von Südwesten nach der Neuverputzung 1993.
(Photo J. Jeras, Gündlingen)

ordnete er die Krozinger Fresken zwischen die St. Galler und die Reichenauer Male-
reien ein, nämlich in die zweite Hälfte des 9. Jahrhunderts.

1958 wurde die Kapelle erstmals aus architekturhistorischer Sicht in der Disser-
tation von L. Leonards⁴ untersucht. In diesem Rahmen führte der Autor eine „ver-
suchsweise Schürfung“ durch, bei der er die Spuren einer ehemaligen westlichen
„Vorhalle“ ermitteln konnte. Wegen ihrer Existenz sowie aufgrund des Querschnitt-
verhältnisses im Saal nahm er die Entstehungszeit der Kapelle kurz vor 1000 an und
verwarf somit Gomberts Frühdatierung.

Gombert selbst weitete seine zeitliche Einordnung der Malereien in einem kurzen
Beitrag von 1959⁵ auf die Jahre zwischen 850 und vor 1000 aus.

Dieser Entstehungszeitraum wurde in den folgenden Jahren sowohl in überregio-
nalen als auch in heimatkundlichen Publikationen ohne weitere Beiträge zur Ein-
ordnung referiert.⁶

Erst 1970 wurden im Rahmen einer Tagung des Alemannischen Institutes Frei-
burg⁷ durch eine Reihe von Forschern der Regio neue Argumente zur Einordnung
der Fresken vorgetragen. Die in Kurzfassungen vorliegenden Vorträge von H. See-
mann⁸ und W. Berschin⁹ basierten ebenso wie der knappe Bericht von Gombert auf
der Annahme der Verbindung zwischen St. Gallen und der Glöcklehof-Kapelle. Wäh-
rend Seemann die Frage des Patroziniums behandelte, näherte sich Berschin durch
die kritische Untersuchung St. Galler Texte der Ikonographie der Krozinger Fresken
und gelangte so zu einer Datierung ins Ende des 10. Jahrhunderts. W. Werth¹⁰ da-
gegen trug sowohl in seinem Tagungsvortrag als auch im darauffolgenden Jahr aus-
führlicher publiziert vor allem aufgrund einer motivgeschichtlichen Untersuchung
Argumente für die Entstehung der Fresken nach 1000 vor. Er berief sich hierbei in
erster Linie auf ottonische – insbesondere Reichenauer – Buchmalerei, die er im Ge-
gensatz zu Gombert, als notwendige Voraussetzung für die Krozinger Wandmale-
reien sah. Sowohl Gomberts als auch Werths Datierung und Einordnung der Male-
reien wurden 1974 in der ungedruckten Lizentiatsarbeit von H. Lanz¹¹ aufgrund
stilistischer Untersuchungen verworfen. Er sah im erhaltenen Befund der Malereien
keineswegs lediglich eine Vorzeichnung, sondern meinte einen „zeichnerischen“ Stil
zu erkennen, den er zeitlich in das erste Drittel des 12. Jahrhunderts einordnete. Die
1979 erschienene Untersuchung von K. und J. Hecht¹² stellte ebenfalls sowohl den
karolingischen als auch den ottonischen Datierungsvorschlag in Frage. Vor allem
aufgrund der ikonographischen Einordnung der an der Ostwand dargestellten
Johannespassion plädierten die Autoren für eine Entstehungszeit in der Mitte des
12. Jahrhunderts. Doch gerade aufgrund der unbefriedigenden Einordnung der jün-
gsten ikonographischen Motive kann Hechts Datierungsvorschlag nicht recht über-
zeugen.

Mit jeweils einem auch in Krozingen vorhandenen ikonographischen Einzelmotiv,
nämlich mit der Darstellung Kains und Abels sowie dem Brustbild Christi, befaßten
sich zwei 1986 erschienene Dissertationen¹³, die allerdings weder die Datierung
noch das Gesamtprogramm der Malereien diskutierten.

Als ersten Vorbericht nach der bauarchäologischen Untersuchung von 1993 ver-
öffentlichte M. Untermann noch im Folgejahr einen Artikel, der die Bedeutung der
Kapelle in ein neues Licht rückte. Nun konnte zum ersten Mal eine Aussage über die

oben genannte ursprüngliche Gestalt der Kapelle getroffen werden, deren Entstehungszeit zwischen 950 und 1050 angenommen wurde.¹⁴

Der Frage nach dem Bauprozeß dieses Ursprungsbaues widmeten sich 1998 E. Vollmer und E. Grether ebenfalls anhand der 1993 ermittelten Ergebnisse.¹⁵

Im folgenden sollen zunächst die schriftlichen Quellen zur Kapelle vorgestellt und geprüft werden, da die Quellenlage vor allem in den Untersuchungen zur Malerei die Basis der Argumentation sowohl zur Motiv-, und Stilgeschichte als auch zur Ikonographie darstellte. Darauf folgend wird das vorgestellt, was am Bau selbst zu dessen ursprünglichem Zustand und dem damaligen Bauprozeß durch die bauarchäologische Untersuchung abzulesen war. In einem weiteren Abschnitt werden dann die Ergebnisse der architekturgeschichtlichen Einordnung referiert, die sich aus den neuen Befunden ergeben. Die Überlegungen zur Malerei dagegen werden sich nicht auf neue Untersuchungsergebnisse stützen, sondern vielmehr der bisher vernachlässigte Frage nach dem Programm der Ostwandfresken nachgehen. Die Beschäftigung mit den Quellen, der Architektur und den Malereien wird dann im Anschluß die Grundlage zu den Gedanken über die mögliche ursprüngliche Funktion und Bedeutung der Glöcklehof-Kapelle sein.

Historische Quellen und geschichtliche Hintergründe

Die Quellenlage zur Kapelle ist ausgesprochen schlecht. Dies führte in der Forschung häufig dazu, jegliche Aussage zum Ort Krozingen bzw. zur dortigen Pfarrkirche auf die in einigen Kilometern Entfernung, nämlich in Oberkrozingen, gelegene Kapelle zu beziehen.

Die erste urkundliche Nennung Krozingens ist Anfang des 9. Jahrhunderts¹⁶ in den Urkunden des Klosters St. Gallen zu finden. Es handelt sich hierbei um die Übersetzung der in Eschbach, Herten und Eichen gelegenen Güter eines Blidsind und seiner Gemahlin Swanahilt an dieses Kloster, die in Krozingen stattfand. Der Schreiber der Urkunde, der Priester Erchanmarus, ist aus keiner weiteren Urkunde bekannt.

*Actum publice in villa, qui vocatur Scrozzinca, qui hec signacula continentur*¹⁷

Weder die Kennzeichnung Krozingens als Actum-Ort¹⁸, noch die Bezeichnung als villa¹⁹ erlauben eine präzise Aussage über das Verhältnis zwischen Krozingen und St. Gallen, geschweige denn die Annahme der Existenz der Glöcklehof-Kapelle. Aus der Urkunde ist lediglich zu entnehmen, daß in Krozingen entweder ein St. Galler Hof oder aber weiterer Besitz des Blidsind lag.

Auch die im sogenannten St. Galler Verbrüderungsbuch aus dem Ende des 9. Jahrhunderts unter „Crocingen“ genannten Männer Louo und Adelpret erhellen die Verhältnisse nicht.²⁰

Erst aus dem 12. Jahrhundert ist die nächste Nachricht zu Krozingen überliefert. Im Jahre 1144 waren Pfarrkirche und Zehnt des Dorfes Krozingen im Besitz des Klosters St. Trudpert. Die päpstliche Güterbestätigung nennt

*Crocingen cum ecclesia et decimatione*²¹

Seit dem 13. Jahrhundert ist Krozingen dann in den Urkunden des ehemaligen, 1077 gegründeten, Augustinerchorherrenstiftes Beuron genannt. So tritt in einer Urkunde vom 23. Oktober 1278 ein „Bur. villico de Crozzingen“²² als Zeuge eines Vertrages

zwischen Propst Wolfrad von Beuron und dem Grafen Egon von Freiburg, dem Schirmvogt der Breisgauer Güter, in Erscheinung. Aus der Bezeichnung „villicus“, d.h. Pächter oder Verwalter, läßt sich schließen, daß die Beuroner in Krozingen einen Hof besaßen.

34 Jahre später wird dann der Krozinger Hof in Beuroner Besitz namentlich genannt. In dieser Urkunde vom 19. Januar 1312, die rückseitig als

*Lehensbrief umb den Hoff zu Krozingen, benannt Sanct Ulrichhof 1312 anno*²³ bezeichnet ist, wird neben personellen Angaben vermerkt, daß der Hof den Beuroner Chorherren als Gerichtsstätte zur Verfügung stehen soll.

Bereits 1315 wird der St. Ulrichshof erneut erwähnt, diesmal jedoch lediglich im Zusammenhang mit einem an den Hof anschließenden Gut.²⁴

Am 1. September 1382 findet sich dann die erste Nennung einer Kapelle auf dem St. Ulrichshof im Zusammenhang mit dem Versprechen des Klosters Beuron an den Beuroner Schaffner und Chorherrn Berthold von Meßstetten:

*... so geloben sie ihm aus billiger Dankbarkeit alle Jahr auf Martini so lange er lebt 20 fl. an Golde ab ihren Gütern u. Einkünften im Breisgau zu geben; nach seinem Tode aber alle Wochen zwei oder drei Messen Gott zu Lob u. den Gläubigen zum Heile durch ihre Conventualen oder andere ehrbare Priester auf dem Altar im Hause zum Munch, den derselbe Herr Bertholt errichten liess, oder in der Kapelle auf ihrem Hof zu Krozingen lesen zu lassen...*²⁵

Die hier benutzte Bezeichnung „Kapelle“ stellt einmal mehr die Zuordnung der ecclesia von 1144 zur Glöcklehof-Kapelle in Frage.

Während der St. Ulrichshof seit 1312 gesichert in den Quellen zu finden ist, erscheint der Glöcklehof zum ersten Mal 1575 im Krozinger Berain des Hans Friedrich von Landeck, in dem die Zinseinkünfte der Pfarrkirche St. Alban verzeichnet sind.²⁶ Auch der St. Ulrichshof wird hier zweimal genannt.²⁷ Für beide Höfe gehen aus den Aufzeichnungen weder Angaben zu einer Kapelle noch klare Besitzverhältnisse hervor. Im Falle des nur einmal genannten Glöcklehofes ist jedoch aufgrund der Lagebeschreibung die Vermutung auszusprechen, daß der Glöcklehof auf dem mehrfach genannten „s. büren gut“ liegt²⁸, das der Bezeichnung nach wohl in Beuroner Besitz war. Diese Überlegung wird 1579 durch die Nennung eines Beuroner Hofes, genannt „glöcklin hoff“, im Zusammenhang eines Grundstücksverkaufes bestätigt.²⁹ Verwirrend ist bei der aus mehreren Nennungen zusammengesetzten Lagebeschreibung des Beuroner Gutes allerdings, daß der St. Ulrichshof scheinbar nicht direkt an diesen Besitz anschloß.³⁰

Bei einem weiteren Verkauf von Beuroner Gütern im Breisgau erscheint am 11. Juni 1668 nun wiederum der Ulrichshof – ohne Erwähnung der Kapelle – in den Quellen.³¹

Im Jahr 1775 ist die Kapelle dann ein zweites Mal in den Quellen genannt: der Konstanzer Generalvikar von Hornstein weihte die wohl zu diesem Zeitpunkt neu barockisierte Kapelle dem heiligen Bischof Ulrich von Augsburg:

*a'o Dni 1775 Die 4ta Augusti ab Augusti Joan. Nepomuc, Maria LB. De Hornstein episcopo Epiphaniensi R'isi episkopi Constantiensis in Pontificalibus vicario generali consecratum est Sacellum ad S.Udalricum ejusque altare in honorem S.Udalrici Episkopi*³²

Zusammenfassend läßt sich also festhalten, daß die Auswertung der Schriftquellen zur Glöcklehof-Kapelle ein wenig aussagekräftiges Bild ergibt: In der ersten und einzigen mittelalterlichen Nennung der Kapelle im Jahre 1382 wird sie im Zusammenhang mit dem im Beuroner Klosterbesitz befindlichen St. Ulrichshof genannt. In weiteren Vorgängen um diesen Hof bzw. um den Glöcklehof findet sie keine Erwähnung, sondern wird erst 1775 ein zweites Mal im Zuge ihrer Neuweihe genannt.

Bis auf die zeichnerische und photographische Dokumentation von 1993 erlauben die erhaltenen Bildquellen zur Architektur der Kapelle, die alle in den letzten 50 Jahren entstanden, keine Aussagen zum mittelalterlichen Bau. Dafür aber dokumentieren sie gut den ehemals barockisierten Zustand der Kapelle, der hier allerdings nicht weiter untersucht wird.³³

Beleuchtet man die Verhältnisse zwischen Krozingen und den in den Quellen genannten Klöstern St. Gallen und Beuron, so bleibt das Bild recht vage. Es kann lediglich für die Region allgemein darauf hingewiesen werden, daß das seitens des Königtums geförderte St. Gallen im 9. Jahrhundert in großem Umfang Güter im Breisgau durch Schenkungen ansässiger Grundbesitzer erhielt und somit eine Reihe von Besitzumschichtungen und deren Neuorganisation auslöste.³⁴ Zu welchem Zeitpunkt der spätere Besitzer Beuron die Krozinger Güter und Höfe erhielt, ist aufgrund der schlechten Quellenlage zur Gründung des Augustinerchorherrenstiftes im Jahre 1077 nicht eindeutig zu klären.³⁵ Weder die Stiftungsurkunde noch Kopien derselben sind erhalten, so daß weder der Stifter noch die vergabten Güter bekannt sind. Erst im Jahre 1253 wird ein Teil des Beuroner Besitzes schriftlich aufgeführt – jedoch lediglich die nahe an Beuron gelegenen Güter im Donautal, deren Schirmvogtei Graf Friedrich von Zollern übernimmt.³⁶ Die älteste, erhaltene Urkunde über Beuroner Güter im Breisgau ist tatsächlich der bereits vorgestellte Vertrag vom 23. Oktober 1278. Wie nun der Krozinger Besitz an die Beuroner gelangte, ist gleichfalls nicht gesichert. Einen Hinweis gibt jedoch der Eintrag am 5. April im spätmittelalterlichen „Anniversarium Beuronense“, bei dem ohne weitere Angaben zu Person oder Zeitpunkt ein Graf des hochmittelalterlichen Geschlechtes von Kyburg als Stifter von Freiburger und Krozinger Gütern genannt wird.³⁷ Ob Krozingen schon in zähringischer Zeit zum Breisgauer Besitz der Kyburger zu rechnen ist oder aber erst während der nachzähringischen Wirren an die Grafen gelangte, muß hier vorerst offen bleiben.³⁸ Eine weitere, gerade bei den unklaren Verhältnissen in Krozingen rein hypothetische Möglichkeit für die Besitznahme Krozingsens durch Beuron ist die Übernahme von St. Galler Gütern bei der Gründung im Jahre 1077.³⁹

Letztendlich kann nur allgemein davon ausgegangen werden, daß der in Krozingen erst im 12. Jahrhundert nachweisbare klösterliche Grundbesitz der Benediktinerklöster St. Trudpert und St. Ulrich, später Beuron und St. Blasien, an die klösterlichen Grundherrschaftstraditionen im Breisgau des 9. und 10. Jahrhunderts anzuschließen scheint. Generell bleibt jedoch unklar, welche Ausmaße der eigentliche Grundbesitz der nicht einflußlosen Weltlichen in diesen Jahrhunderten hatte, auf den unter anderem auch durch den späteren Hinweis auf einen der Grafen von Kyburg verwiesen wird.⁴⁰

Weder die Quellenlage noch der Blick auf die geschichtlichen Abläufe lassen eine gesicherte Aussage über den möglichen Auftraggeber der Glöcklehof-Kapelle zu,

geschweige denn über die ausführenden Bauleute und Maler. So kann nur ganz allgemein angenommen werden, daß als möglicher Initiator sowohl ein kirchlicher als auch ein weltlicher Auftraggeber in Frage kommt. Die in der Literatur mehrfach vertretene Meinung, daß es sich aufgrund der Quelle des 9. Jahrhunderts um eine St. Galler Gründung handle, kann jedoch nicht bestätigt werden. Ebenso wenig überzeugen die Spekulationen über den möglichen weltlichen Stifter.⁴¹

Der heutige Zustand des Baues und der Malereien

Die Glöcklehof-Kapelle steht noch heute in der Gebäudegruppe des Ulrichs- und des Glöcklehofes. Der Bautyp der Kapelle ist ein geosteter Saalbau mit einem um Mauerstärke eingezogenen, nach Norden abgelenkten Rechteckchor und einem ehemaligen westlichen Vorbau (Abb. 2). Die Gesamtlänge beträgt heute, ohne den abgegangenen Vorbau, ca. 11,7 m, die Breite im Saal ca. 6 m und die Mauerstärke liegt bei ca. 0,75 m.

Die Außenansicht der Kapelle ist schlicht und klar. Chor und Langhaus erreichen heute mit ihren ungliederten, frischverputzten Flächen nahezu die gleiche Höhe, die Grenze der beiden Baukörper ist durch einen Dachreiter markiert. An der westlichen Eingangsseite der Kapelle fällt das große „Rundbogenfenster“ mit der geraden Leibung über dem aus Sandsteinquadern im Farbwechsel und einem abschließenden

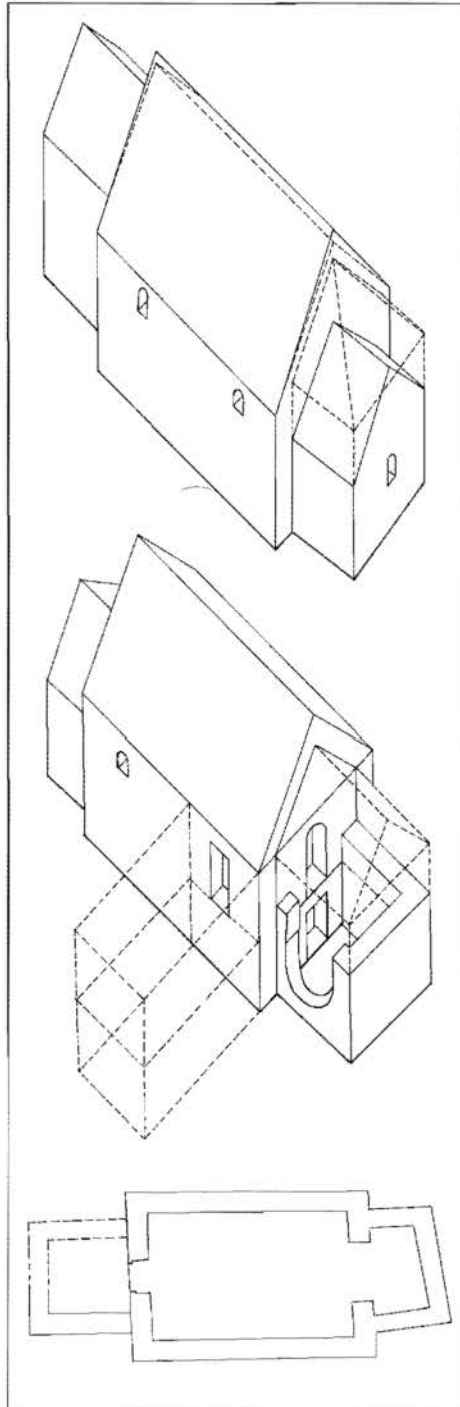


Abb. 2 Isometrische Rekonstruktionen des ursprünglichen Zustandes mit den ehemaligen Anbauten. (Vorlage der Autorin)

Trapezstein gemauerten Rechteckportal auf. Etwas oberhalb der Fenstersohlbank ragen auf jeder Seite zwei große Kragsteine aus der Wandfläche hervor. Etwa am Ansatz der Giebelzone, in der sich eine kleine Rechtecköffnung befindet, springt die Wand in unregelmäßigem Verlauf deutlich zurück. Im Vergleich zur Westwand weisen die seitlichen Langhauswände mit ihren jeweils drei kleinen, hoch sitzenden, rundbogigen Fenstern ebensowenig auffallende Merkmale auf, wie die Chorseitenwände mit ihren großen Rechteckfenstern. In der Ostwand des Chores sitzt ein kleines, vermauertes, aus der Mitte nach Norden aus der Mittelachse gerücktes Rundbogenfenster, dessen Leibung den Fenstern der Langhausseitenwände entspricht.

Der Innenraum entspricht dem schlichten Eindruck des Außenbaues. Der Blick führt durch den ungegliederten, einzonigen, flachgedeckten Saal in den um eine Stufe erhöhten, heute tonnengewölbten Chor, dessen drei Wände ehemals bemalt waren.⁴²

Im heutigen Zustand ist an der Ostwand die ältere von zwei ehemals übereinanderliegenden Malschichten zu sehen (Abb. 3). Es handelt sich hierbei um eine mit Rotocker ausgeführte „Vorzeichnung“, durch einige gelbe und rotbraune Lokaltöne in der Anlage ergänzt, die bis auf einige mehr oder weniger zerstörte Stellen eine geschlossene Fläche bildet. Die horizontal gerahmte Bildfläche hat eine Höhe von 1,28 m und eine Breite von 3 m. Im Zentrum der Komposition sitzt mittig oberhalb



Abb. 3 Gesamtaufnahme der Chormalerei. Dargestellt sind die Enthauptung des Johannes und das Gastmahl des Herodes. (LDA Freiburg)

des Fensters ein kreisrundes Medaillon mit der Halbfigur Christi. In den Leibungsflächen des Ostfensters sind Kain und Abel bei der Opferung dargestellt. Auf den Wandflächen seitlich des Fensters befinden sich zwei Szenen der Täuferpassion. Links ist die mehrfigurige, bisweilen etwas gedrängte Enthauptung des Täufers mit der Zuführung seiner Seele zu Christus sowie unmittelbar neben dem Fenster ein stehender, männlicher Heiliger mit zu Christus erhobenen Händen angebracht. Rechts ist das Gastmahl des Herodes mit der tanzenden Salome und der Darbringung des Täuferhauptes zu sehen.

Die bauarchäologischen Befunde: Aussagen zum Ursprungsbau und Bauvorgang

Von den 1993 dokumentierten Beobachtungen zu Mauerwerk, zu Mauermörtel und dem Originalverputz werden im folgenden nur jene vorgestellt werden, die den ursprünglichen Bau betreffen. Auf die einzelnen unterschiedlichen Mauerwerksfüllungen- und Veränderungen, die durch spätere Maßnahmen am Bau entstanden, wird hier im wesentlichen nicht eingegangen. Das originale Mauerwerk, am Saal bis in die oberen Wandbereiche hinauf erhalten, ist aus verschiedenartigem, überwiegend kleinteiligem Steinmaterial gebildet. Die Masse der Bausteine besteht aus Lese- und Bruchsteinen wie eisenschüssigen Grobsandsteinen und Kalksteinen, sowie kieseligen Grobsandsteinen und Rheinkieseln. Lediglich der Rheinschotter ist direkt vor Ort zu finden, die übrigen Steinsorten stehen im Umfeld von ca. 10 km an.⁴³ Bis auf die gelegentliche Ausnahme einer Rollschicht (kleinere Steine werden hierbei senkrecht gestellt, um die erforderliche Höhe zu erreichen) sind die Lagen horizontal geschichtet. Die einzelnen Steinsorten häufen sich in bestimmten horizontalen Schichten, die wohl als Arbeitsabschnitte im Bauprozeß zu deuten sind. Am ganzen Bau sind die Kanten durch größere bzw. längere Steine verzahnt und somit stabilisiert.

An der Westwand befinden sich etwa unterhalb der später eingefügten Konsolsteine vertikale Mauerausbrüche, die mit der Wand im Verband stehen und die in der Flucht der von Leonards ermittelten westlich vorgelagerten Nord- und Südfundamente liegen.⁴⁴ Demnach entstand der ehemalige steinerne Westvorbau zeitgleich mit dem Saal und reichte bis in das untere Drittel der großen, oberen Rundbogenöffnung hinauf. Das Obergeschoß des westlichen Vorbaues bestand etwa ab Brüstungshöhe wohl aus Fachwerk, da seitlich des „Westfensters“ gelegene Balkenlöcher und der Mauerrücksprung unterhalb des Giebels als Auflager für die Obergeschoßdecke hierfür deutliche Indizien darstellen. Unklar an diesem westlichen Vorbau bleibt allerdings der Westabschluß, da der Befund bei Leonards nicht klärt, ob es sich bei dem ohnehin nicht exakt gesicherten, westlichen Mauerzug um eine Außenwand handelte.

Am Rechteckportal, durch den Einsatz von Werkstein betont, hebt sich die obere Quaderlage durch ihre Oberflächenbearbeitung deutlich ab. Durch Baunähte bestätigt, läßt sich hieraus schließen, daß das Rechteckportal ursprünglich um diese obere Quaderlage niedriger, die obere rundbogige Öffnung dagegen mit einer Sohlbankhöhe von 2,30 m über dem heutigen Bodenniveau entsprechend noch größer als heute war. Die Erklärung für das Phänomen dieses riesigen „Westfensters“ mit der

geraden Leibung liegt im westlichen Bereich der Langhaus-Nordwand. Hier nämlich sitzt ebenfalls in der Höhe von 2,30 m über dem heutigen Bodenniveau die durch eine schmale Steinplatte markierte Unterkante einer hochrechteckigen, heute vermauerten Tür von $0,85 \times 2$ m Größe. Diese Übereinstimmung führt zu dem Schluß, daß es sich bei beiden Öffnungen um Zugänge zu einer inneren, westlichen Empore handelte. Im Gegensatz zum unteren Westportal waren an diesen Eingängen keine Spuren einer verschließbaren Türe zu erkennen.

An der Langhaus-Südwand (Abb. 4) öffnete sich früher eine zweite Erdgeschoßtür zum Bereich unter der Westempore. Ob dieser zweite ebenerdige Eingang zum Ursprungsbau gehörte oder erst später eingebrochen wurde, ist aufgrund des vollständig entfernten ehemaligen Gewändes nicht mehr zu ermitteln. Unverändert sind dagegen sowohl das West- als auch das Ostfenster der Südwand erhalten, die Lage innerhalb der Wandfläche, die Größe und die Leibung entsprechen wie auch beim Ostfenster der Nordwand also dem originalen Zustand. An der Mauerung dieser Fenster sind abermals Indizien zum Bauvorgang zu erkennen. Zunächst fällt hier am Ostfenster auf, daß sich die beiden Krümmungen der Bogenansätze nicht entsprechen. Daraus resultiert ein verzogener Bogen, der dann aber durch eine Abdeckreihe oberhalb der Keilsteine harmonisiert wurde. Am Westfenster dagegen fehlt die technisch aufwendige Abdeckreihe vollkommen. Einen weiteren Unterschied betrifft die uneinheitliche Höhe der Gerüstlöcher und damit des Gerüsts selbst, das zum Bau der jeweiligen Fenster notwendig war. Der Gesamteindruck, der sich aus den Beobachtungen an der Südwand im Zusammenhang mit den Fenstern und deren Mauerung ergibt, ist das Fehlen einer übergeordneten Systematik und damit einer erfahrenen Bauleitung vor Ort.

Am Chor, bei dem anhand der Baunaht klar die Kontur der späteren Aufmauerung des ursprünglich deutlich niedrigeren Chores mit Satteldach zu sehen ist, bestätigt sich die Annahme der mangelnden Bauorganisation durch die verrutschte Lage des Ostfensters.

Zu dieser nun mehrfach konstatierten Schwäche der Bauplanung bildet die regelmäßige Anordnung der Balkenlöcher an der Langhaus-Nordwand einen merkwürdigen Kontrast, der wohl damit zu erklären ist, daß es sich hierbei nicht um Baugerüstlöcher handeln mag, sondern vielmehr um die Spuren eines abgegangenen, hölzernen Nebengebäudes. Auch die Tatsache, daß im Bereich des Emporeneinganges keine Mauerausbrüche zu erkennen waren, legt einen hölzernen Anschluß nahe. Die Kapelle stand demnach nur nach Süden und Osten frei.

Die Bauuntersuchung ergab, daß während des Bauvorganges zwischen dem Prozeß des Mauerns und des Verputzens unterschieden wurde. Bei dem an allen Außenwänden in Resten erhaltenen Verputz handelte es sich um einen Fugenverstrichmörtel (Pietra-rasa), bei dem die Fugen zwischen den aufgemauerten Steinen mit dem Verfugungsmörtel (= Putz) gefüllt werden, der jedoch die Steinoberflächen selbst sichtbar beläßt. Durch das Einschneiden eines horizontal verlaufenden Striches in diesen Mörtel erfolgte dann die Ausbildung einer idealisierten Lagerfuge (Abb. 5). Die gesamte Oberfläche war lediglich mit einer einheitlichen, gelblichen Schlämme bedeckt, blieb also ohne separaten, farbigen Anstrich. Diese Reste von Originalverputz haben sich auffallenderweise in horizontalen Streifen am Bau erhalten, von

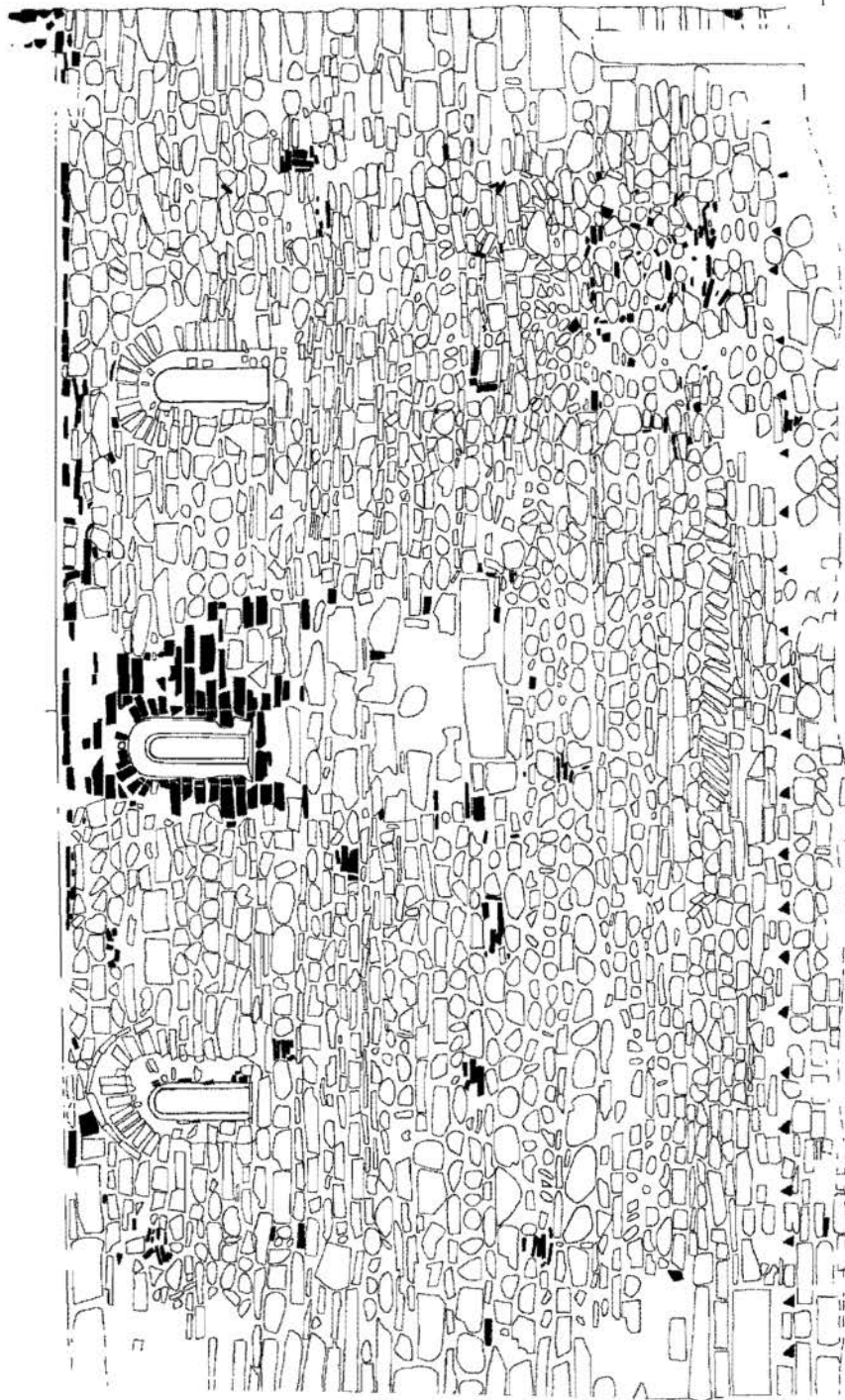


Abb. 4 Steingerechte Bauaufnahme der Langhauswand. (Vorlage L. Swart, Freiburg)



Abb. 5 Detail der Chorostwand mit Pietra Rasa Befund. (Photo J. Jeras, Gündlingen)

einer gleichbleibenden Arbeitsqualität ist hier demzufolge sicherlich nicht zu sprechen. Der Pietra-rasa Verputz erhielt sich auch an der Leibungsfläche des ehemaligen nördlichen Emporenzuganges sowie am Gewände des westlichen Emporenzuganges, so daß diese klar dem ursprünglichen Bau zuzurechnen sind.

Die Langhaus-Südwand, die einzige nicht ehemals durch weitere Bauten berührte Saalwand, wurde durch eine weiteres Gestaltungsmittel betont.

Am westlichen Fenster ist dort auf dem Fugenverstrichmörtel ein auf die Fensterumrandung bezogener, glatter, weißlicher Putzstreifen (Fasche) von 3–6 mm Dicke aufgetragen, in den wiederum die Andeutung eines radialen Fugensystems eingeritzt wurde (Abb. 6). Auch hier konnte kein weiterer farbiger Anstrich nachgewiesen werden, so daß man im Falle der Glöcklehof-Kapelle von einem Bau auszugehen hat, dessen hellgelbe, lebendig gestaltete Oberfläche mit zumindest einer weiß akzentuierten Fensterfasche, nicht unter einem flächendeckenden Putz verschwand. Wie die Wandgestaltung im Innenraum ausgesehen haben mag, ist bislang unbekannt.

Aus der bauarchäologischen Untersuchung läßt sich zum Bauprozeß zusammenfassend schließen, daß das Mauerwerk rundum in horizontal ablesbaren Schichten, aus kleineren, aus dem Umfeld von 10 km zusammengetragenen Vorräten, gearbeitet wurde. Da die individuellen Mauertechniken und Arbeitsvorgänge keine Bau-



Abb. 6
Westfenster der
Langhaussüdwand
mit Resten der
Originalfasche.
(Photo J. Jeras,
Gündlingen)

organisation mit einem rasch arbeitenden, professionellen Bautrupps nahelegen, ist hier vielmehr die Frage zu stellen, ob in der Glöcklehof-Kapelle nicht ein Beispiel für Fronarbeit zu sehen ist, bei der der Kapellenbesitzer seinen Dienstpflichtigen gebot, sowohl das Baumaterial aus den Steinbrüchen, Feldern und Bachufern zusammenzutragen als auch den Kapellenbau selbst zu durchzuführen.

Fragen zur architekturgeschichtlichen Einordnung

Beginnt man mit der Betrachtung des Mauerwerkes und der Mauertechnik, so muß festgestellt werden, daß diese zeitlich kaum eng einzugrenzen sind. Das aus Bruch- und Kieselsteinen gemischte Mauerwerk ist in Mittel- und Süddeutschland an Kirchen jeden Ranges im Früh- und Hochmittelalter häufig zu finden.⁴⁵ Der Einsatz der

angewandten Mauertechniken wie Rollschicht, Eckverstärkung und Farbwechsel ist bereits in karolingischer Zeit bekannt, wobei die ersten Vergleichsbeispiele im Breisgau erst im ausgehenden 10. und beginnenden 11. Jahrhundert liegen.⁴⁶ Eine deutliche Steigerung der Mauertechnik in der Umgebung ist dann ab 1100 in Freiburg zu sehen.⁴⁷

Der Fugenverstrichmörtel kam bereits an römischen Bauten zum Einsatz und wurde unabhängig von der Art des Mauerwerks kontinuierlich bis weit ins Mittelalter hinein sowohl als Untergrund für deckenden Verputz als auch auf Sicht angewandt.⁴⁸ Der in Krozingen erhaltene Pietra-rasa-Verputz weist jedoch für seine Zeit zwei ungewöhnliche Eigenarten auf. Zum einen wurde der Fugenverputz erst nach dem Mauern in einem zweiten Arbeitsschritt angebracht und war somit nicht wie sonst üblich das Resultat des Mauervorgangs.⁴⁹ Zum anderen wurden nur die horizontalen Lagerfugen eingekerbt und nicht ein ganzes Fugennetz aus horizontalen und vertikalen Linien.⁵⁰ Die Kombination dieser beiden Merkmale ist bisher einzigartig.

Die Betonung der Fensters durch eine Fasche kann anhand des heutigen Forschungsstandes ebenfalls nicht befriedigend eingeordnet werden.⁵¹

Zum Bautyp ist seit 1993 bekannt, daß der ehemalige westliche Vorbau zeitgleich mit Saal und Chor entstand. Damit löst sich der Grundriß aus der regional und zeitlich unspezifischen Gruppe der Saalbauten mit Rechteckchor, innerhalb der auch Verschiebungen im Grundriß, wie der verzogene Chor, keine Besonderheit darstellen. Dennoch gestaltet sich die Einordnung schwierig, da an der Glöcklehof-Kapelle selbst nicht geklärt ist, ob es sich bei dem westlichen Vorbau um eine Vorhalle oder aber um ein Verbindungsstück zu einem weiter westlich gelegenen Gebäude handelt. Doch selbst bei der Annahme einer Vorhalle ist die Einordnung der Saalkirche mit Rechteckchor und Vorhalle nicht problemlos, da häufig bei vorromanischen, vorwiegend archäologisch bekannten Beispielen gerade die Frage des Mauerverbandes zwischen Saal und Vorhalle bzw. die eindeutige Identifizierung Westvorhalle oder Westturm nicht geklärt werden kann. So kann nur unter Vorbehalt festgehalten werden, daß die Saalkirche mit eingezogenem Rechteckchor und Vorhalle bereits im 9. Jahrhundert als Typ bekannt war,⁵² zeitliche, regionale oder gar funktionsbedingte Aussagen sind jedoch auch hier kaum möglich.

Während der einzonige Wandaufriß mit seinen ungegliederten Flächen und den hochsitzenden Fenstern in vorromanischer Zeit keine Besonderheit darstellt, ist die ursprüngliche Höhe des Chores im Verhältnis zu der des Langhauses auffallend niedrig. Der Höhenunterschied von 1,5 m ist bei Bauten des gleichen Types anscheinend ohne Vergleich.⁵³ Die Einordnung des Westvorbaues mit seinem steinernen Untergeschoß und dem Fachwerk-Obergeschoß, in das der rundbogige, westliche Emporenzugang führte, muß aufgrund der oben genannten Schwierigkeiten mangels Vergleichsmöglichkeiten ausbleiben.

Der neu entdeckte nördliche Emporeneingang, der wohl von einem hölzernen Nebengebäude aus zu erreichen war, wirft eine weitere Frage zum Bautyp auf. Hier nun liegt nämlich – im Gegensatz zum uneindeutigen Befund des Westvorbaues – ein Kriterium vor, aufgrund dessen die Kapelle als angebaute Saalkapelle bezeichnet werden kann. Die angebaute Saalkapelle ist eine Kapelle mit einem direkten An-

bau oder aber mit Gangverbindung auf Emporenhöhe zu einem benachbarten Gebäude und stellt innerhalb befestigter Anlagen wie Pfalzen und Burgen einen der möglichen Bautypen dar.⁵⁴

Aufgrund archäologischer Befunde wird dieser hypothetisch rekonstruierte Typ des Saalbaues mit Westempore und äußerem Zugang innerhalb befestigter Anlagen ab dem 9. Jahrhundert angenommen, doch erst ab dem 11. Jahrhundert liegen handfestere Beispiele vor.⁵⁵ In anderen Anlagen wie Wirtschafts- und Fronhöfen und Dörfern ist dieser Kapellentyp nicht bekannt bzw. nicht mit Sicherheit zu benennen, da dort oft nur die Grundmauern ergraben sind.⁵⁶

Die Glöcklehof-Kapelle ist hier nun aus zweierlei Gründen bemerkenswert. Zum einen ist sie innerhalb ihres Entstehungszeitraumes ein seltenes Beispiel für einen bis in die oberen Wandbereiche hinauf erhaltenen Bau dieses Types. Zum anderen wirft das Erscheinen dieses Bautypes aufgrund des ungeklärten ursprünglichen Kontextes der Kapelle die neue Frage auf, ob dieser Kapellentyp auch außerhalb befestigter Wohnsitze gebaut wurde.

Die Untersuchung der Einzelformen des Baues sind es letztendlich, die die zeitliche Einordnung der Glöcklehof-Kapelle in das 10./11. Jahrhundert ermöglichen. Die beiden noch im Originalzustand erhaltenen Fenster der Südwand sowie das der Chorostwand sind mit ihren leicht parabolisch verschliffenen Leibungsflächen seit karolingischer Zeit in der Bodenseeregion bekannt. Daß die Fensterfalz in der Mitte des nach innen und außen gebildeten Fenstertrichters sitzt, ist wiederum auf das 10. und 11. Jahrhundert einzugrenzen, da die Fensterfalz der früheren Beispiele möglichst weit außen sitzt.⁵⁷ Die Ausführung des Hauptportals ist zeitlich nicht so klar zu präzisieren, doch scheint das bereits in karolingischer Zeit bekannte einfache Rechteckportal mit Trapezsturz vor den ab der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts entwickelteren Portalen des gleichen Typs entstanden zu sein.⁵⁸

Zusammenfassend läßt sich zur Architektur der Glöcklehof-Kapelle festhalten, daß sowohl einzelne Faktoren der technischen Ausführung als auch Einzelformen in die bekannten Beispiele der Baukunst der Region des Breisgaues, des Elsaß und vor allem des Bodenseegebietes zwischen 950 und 1050 eingeordnet werden können. Für den Typ der Kapelle konnten in der Region innerhalb des Untersuchungszeitraumes keine Vergleiche gefunden werden, sowie auch überhaupt für den Bautyp außerhalb befestigter Anlagen.

Die Malerei: ikonographische Einzelmotive und Gesamtprogramm

Die jüngste maltechnologische Untersuchung fand 1988 im Rahmen der Bestandsaufnahme für einen Maßnahmenkatalog zum Erhalt der Kapelle statt. Durch die UV- und Infrarot-Untersuchungen konnten keine neuen Erkenntnisse für den Entstehungsprozeß bzw. den ursprünglichen Zustand der Malerei ermittelt werden, die über den heute sichtbaren Befund hinausgehen.⁵⁹ Da es sich bei den erhaltenen Fresken wohl lediglich um eine Vorzeichnung handelt, sind Aussagen über den Stil nur bedingt möglich.⁶⁰ Grundsätzlich ist dem Ergebnis – wenn auch nicht immer der Vorgehensweise – der stil- und vor allem motivgeschichtlichen Untersuchung Werths zuzustimmen, der die Malereien aus der ottonischen Malerei der Reichenau

beeinflusst sieht. Ob die Malereien jedoch tatsächlich in ottonischer Zeit entstanden oder aber zu einem späteren Zeitpunkt noch vom ottonischen Repertoire zehrten, kann hier nicht abschließend beurteilt werden.

Die Forschung zur Ikonographie vermittelt bisher noch kein schlüssiges Bild, da hierbei vor allem die Einzelmotive untersucht wurden, die Frage nach dem Gesamtprogramm jedoch bis auf Hecht außer acht blieb. Im folgenden werden auch hier die ikonographischen Motive zunächst einzeln untersucht, bevor sie dann wieder im Gesamten betrachtet werden (Abb. 7).

Das Bildnis Christi im kreisrunden Medaillon ist im Zentrum der Gesamtkomposition angebracht. Es handelt sich hierbei um eine frontale, segnende Darstellung des jugendlich-bartlosen Christus, der anhand der Gewandfalte über dem linken Knie als sitzend zu erkennen ist. Von Byzanz übermittelt, trat die Darstellung des thronenden – mal bärtigen, mal bartlosen – Christus in karolingischer und ottonischer Zeit in der westlichen Kunst auf. Sie repräsentiert Christus als den „Menschensohn auf dem Stuhl seiner Herrlichkeit“⁶¹ und wird synonym als *Maiestas* be-

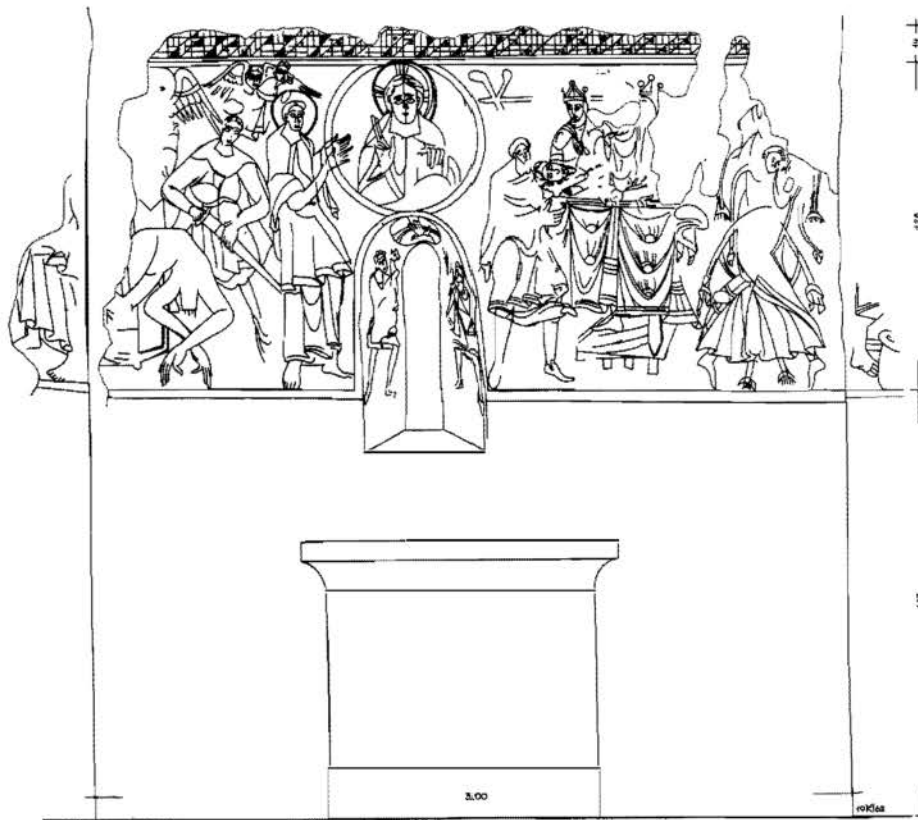


Abb. 7 Umzeichnung der Fresken (aus: Joseph und Konrad Hecht: Die frühmittelalterliche Wandmalerei des Bodenseegebiets. Thorbecke-Verlag Sigmaringen 1979, Abb. 457).

zeichnet. Die hier vorliegende verkürzte Form des thronenden Christus ist bereits aus karolingischer Buchmalerei bekannt, findet aber erst in der romanischen Portalplastik weite Verbreitung.⁶²

Unmittelbar in der Wandzone unterhalb des Christusmedaillons ist in der Leibung des Ostfensters das opfernde Brüderpaar Kain und Abel unter der Hand Gottes dargestellt (Abb. 8). Anstelle des zu erwartenden gemalten Altares als Mittelpunkt der Kulthandlung steht die (ehemalige) Lichtöffnung des Ostfensters. Der Altar selbst befindet sich als dinglicher Altar unterhalb des Bildfeldes. Durch den vollkommen symmetrischen Bild- und Figurenaufbau der Brüder scheint der kleine, dezente Unterschied zwischen der verhüllten Hand Abels und der unverhüllten Hand Kains unwesentlich. In dieser Unterscheidung manifestiert sich jedoch die gegensätzliche Grundhaltung der Brüder, die den Kern der theologischen Auslegung bildet. Abel ist stellvertretend für das richtige Opfer und zugleich als Vorbild für den Opfertod Christi zu sehen. Kain dagegen ist der Prototyp des von Gott abgewandten Menschen dessen Opfer nicht angenommen wird. In diesen Kontext gehört auch die Gegenüberstellung des alttestamentarischen mit dem neutestamentarischen Opfer. Kain repräsentiert mit seinem irdischen Opfer den Alten Bund, während Abel, als erster Mensch sterbend und auferstehend, für den Neuen Bund steht.⁶³ Die Anbringung des opfernden Brüderpaars in der Leibung des Ostfensters ist kein Einzelfall. Neben



Abb. 8 Details der Wandmalerei. (LDA Karlsruhe)

zwei Beispielen des 12. Jahrhunderts aus Spanien sind drei weitere im Bodensee- und Alpenraum bekannt, nämlich in Degenau, Meistershofen und Paspels. In allen drei Fällen unterscheiden sich jedoch die Ausführungen der Darstellung Gottes als auch die des Brüderpaares.⁶⁴

Der links dem Christusmedaillon zugewandt stehende Heilige wurde in der Literatur mangels eines Attributes oder eines präzisen szenischen Kontextes nicht einheitlich identifiziert. Lediglich die Albe zeichnet ihn als Priester aus. Die Mehrzahl der Autoren sah in der jugendlichen, bartlosen Figur Johannes den Täufer dargestellt. Die Gründe für diese Identifikation sowie auch die Erklärung der Funktion des Dargestellten in Bezug auf Christus sind jedoch sehr unterschiedlich und demnach auch nicht einheitlich zu bewerten. Während Gomberts Vergleich mit einer spanischen Darstellung wenig nachvollziehbar erscheint,⁶⁵ ist Hechts Argumentation für den sich selbst zum Opfer darbringenden Täufer aus der grundsätzlichen Programmidee der Opferung heraus plausibler.⁶⁶ Nach Berschin handelt es sich um den Täufer, der Christus die Menschen zuführt. Er stützt seine Deutung auf die angenommene Verbindung zwischen Krozingen und St. Gallen und die dortige vor allem unter Ekkehart I. (958–72) besondere Verehrung des Täufers. Ekkehart I. bezeichnet in seinem Sequenztext den Täufer als priesterlichen Mittler, der Christus die Menschen darbringe.⁶⁷

Warland sah aufgrund der formalen Analogie mit der Darstellung des fürbittenden Kirchenpatrones im römischen S. Clemente in der Krozinger Malerei den fürbittenden Kirchenpatron Johannes den Täufer.⁶⁸

Die Identifikation als Täufer bereitet jedoch ein Problem: beim abgeschlagenen Kopf des Täufers, der Herodes in der Gastmahlsszene dargebracht wird, ist nicht mehr eindeutig zu erkennen, ob es sich um einen bärtigen oder bartlosen Kopf handelt. Im Falle des bärtigen Kopfes wäre die Veränderung des Kopftypes vom bartlosen stehenden Täufer zum bärtigen hingerichteten innerhalb eines Werkes ohne Vergleich. Werth, von der Bärtigkeit des Kopfes ausgehend, identifiziert deshalb den stehenden Heiligen als eine andere Figur, nämlich als Johannes den Evangelisten. Er argumentiert hierbei mit der gelegentlich anzutreffenden Verbindung der beiden Johannesfiguren zu einem Doppelpatrinium. Einmalig wäre jedoch die Gegenüberstellung der Einzelfigur des Evangelisten mit der szenischen Darstellung des Täufers, so daß diese Benennung mit großer Wahrscheinlichkeit auszuschließen ist.⁶⁹

Die horizontalen Bildfelder seitlich der Mittelachse sind der Passion des Täufers nach Mt. 14,6-10 und Mk. 6,21-29 als Teilzyklus gewidmet. Die durch das Fenster getrennten Szenen werden dabei als erzählerische Einheit betrachtet. Die Szenenauswahl widerspricht jedoch der Chronologie der Erzählung. Zur Linken des zentralen Christus wurde Salome beim Gastmahl tanzend mit der Übergabe des Hauptes vereinigt. Auf der heraldisch rechten Seite ist die in der Erzählchronologie dazwischenliegende Hinrichtung dargestellt. Im Vordergrund stand hier demnach die dramatische Verschmelzung der Szenen. Ganz im Gegensatz dazu werden die Ereignisse in den Darstellungen der Enthauptungs- und Gastmahlsszene in den drei erhaltenen Beispielen der Reichenauer Buchmalerei chronologisch erzählt, d. h. dem Gastmahl mit dem Tanz der Salome folgt die Hinrichtung des Täufers, die von der Übergabe des Hauptes durch Salome an ihre Mutter abgeschlossen wird. Es handelt

sich bei den stilistisch und in Einzelmotiven mit der Glöcklehof-Kapelle verwandten Beispielen um Werke der Liuthar-Gruppe aus den Jahren um 1000.⁷⁰

Die in Krozingen gewählte Verschmelzung der Übergabe des Hauptes durch einen Diener mit der an der Tafel tanzenden Salome ist zum ersten Mal an der um 1020 entstandenen Bernward-Säule in Hildesheim gesichert.⁷¹ Hierbei verliert Salome ihre ehemals zentrale Stellung, die nun durch den das Haupt darbringenden Diener eingenommen wird.

Auf der linken Bildfläche ist die bereits durch einen Henker vollzogene Hinrichtung des Johannes im Gefängnis zu sehen. Ikonographisch bekannt ist dieses Motiv auch in den Reichenauer Codices. Einzelne Motive, wie die Kniestellung des Täufers, sind in allen Beispielen identisch. Andere wiederum unterscheiden sich, wie z. B. der nur mit einem Lententuch verhüllte Täufer in Krozingen, der sich von den Beispielen der Buchmalerei abhebt, bei denen er mit Tunika und Pallium bekleidet ist. Keine Parallele findet sich für das Motiv der Engel, die der Szene in Krozingen zugefügt sind. Zwar ist der kleine, fliegende Engel, der die Personifikation der Täuferseele Christus darbringt als Motiv aus anderen Kontexten bekannt, im Falle der Hinrichtung des Täufers stellt er jedoch einen Einzelfall dar.

Den hinter dem Gefängnisturm stehenden Engel bezeichnete Hecht als das jüngste, ikonographische Motiv, auf dem die Spätdatierung Ende des 12. Jahrhunderts beruht. Die vorgestellte Parallele in der Darstellung am Türsturzes des Nordportales des Baptisteriums in Parma, 1196 entstanden, kann jedoch nicht überzeugen, so daß die Einordnung hier offen bleiben muß.⁷²

Betrachtet man nun die Fresken im Chorraum wieder als Ganzes und fragt nach dem übergeordneten Gedanken, der die einzelnen Darstellungen verbindet, so liegt zunächst einmal nahe, hier wie Hecht die allgemeine Bedeutung der Opferung dargestellt zu sehen. Der Grundcharakter eines jeden Altarraumes, nämlich an diesem Ort durch die Eucharistie die permanente Aktualisierung der Opferung Christi als Mensch zu zelebrieren, manifestiert sich im Krozinger Chor nicht nur im Altar, sondern auch in der Einheit von Fresken und Altar.

Der Betrachter kann sich zur Entschlüsselung dieser Aussage zunächst einmal an den kompositionellen Achsen orientieren. Die zentrale vertikale Achse stellt zum einen in Christus, der Hand Gottes und im Licht des Fensters, das als Erscheinungsform des Göttlichen schlechthin zu verstehen ist, konzentriert das Himmlische dar. Zum anderen ist im Altar darunter, welcher für die Opferung Christi steht, das Heiligste am irdischen Ort manifestiert. Auch in der horizontalen Leserichtung ist in der Darstellung des Täufermartyriums die Opferung thematisiert. So beinhaltet die Vertikale die Selbstopferung Gottes als Mensch, die Horizontale die Selbstopferung eines gläubigen Menschen. Die Darstellung von Kain und Abel in der Fensterleibung könnte bei dieser Lesart entweder als eine in sich geschlossene Einheit gesehen werden, oder aber als einer der beiden Achsen zugehörig. Kompositionell bildet das Brüderpaar einen Knotenpunkt zwischen der Vertikalen und der Horizontalen, der sie durch die Standhöhe der Figuren ebenfalls zugerechnet werden kann. Dieser Knotenpunkt betrifft jedoch nicht nur die kompositionellen Achsen, sondern auch die Verbindung der kompositionellen und inhaltlichen Betrachtungsmöglichkeit. So schlägt sich die Scheidung zwischen dem richtigen und dem falschen Opfer auch in

der vertikalen Trennung der Brüder nieder. Das bisher noch allgemein benannte Thema der Opferung erlangt somit eine neue Bedeutungsschicht, nämlich die Wertung des Opfers. Diese erweiterte Thematik der Wertung bezieht sich auch auf den Täuferzyklus. Dort nämlich wird durch die Opferung des unschuldigen Täufers durch den gottabgewandten Herodes die falsche Opferung des Herodes als irdische Macht dargestellt, unter dessen Herrschaft auch die unschuldigen Kinder und Christus selbst geopfert werden. Die Übergabe des Kopfes findet bei dieser grausamen Handlung in gleicher Weise statt wie die Opferungen Kains und Abels – genauer gesagt wie bei Kain durch die unverhüllten Hände des Dieners bewertet. Während der körperliche Tod des Täufers, durch Intrigen, Machtgelüste und Leidenschaft von Herodes und Herodia hervorgerufen, geradezu tragisch banal wirkt,⁷³ ist die Opferung seiner Seele zu Gott berechtigt. Die Darbringung der Seele des Täufers entspricht durch die emporgehobenen Hände des Engels wiederum der bekannten Geste des Überreichens. In diesem Kontext ist der stehende Heilige als der sich selbst darbringende Täufer zu sehen. Unterschieden wird also sowohl zwischen den falschen und den richtigen Gaben als auch zwischen den falschen und richtigen Empfängern. Während der totalitäre, machversessene irdische Empfänger das falsche Opfer verlangt, empfängt die himmlische, gerechte Allmacht das rechte Opfer, verurteilt das schlechte und opfert sich selbst. In der zweifachen Aktivität Gottes, nämlich dem Geben und dem Nehmen, kann der Grund für die Doppelung des Motives Christus und Hand Gottes vermutet werden: einmal als sich selbst Opfernder, das andere Mal als Empfangender.

So läßt sich bisher zusammenfassen, daß die in der Darstellung von Kain und Abel ausgedrückte Thematik der Wertung des Opfers inhaltlich auf die Fresken als Gesamtentwurf zu übertragen ist. Und auch die in der Fensterleibung vollzogene Verbindung zwischen inhaltlicher Aussage und Komposition, bei der die vertikale Trennung die gute von der schlechten Seite scheidet, trifft für das Gesamtprogramm zu. In der Darstellung des Täufermartyriums findet die gute Opferung der Täuferseele auf der heraldisch rechten Seite statt, die schlechte wird auf der Linken vollzogen. Somit ist der Bruch mit der erzählerischen Chronologie der Ereignisse nicht nur eine Dramatisierung, sondern auch als Ergebnis einer übergreifenden Ordnung zu sehen. Diese Unterscheidung der Seiten in die gute Rechte und schlechte Linke gleicht dem Bildformular von Weltgerichtsdarstellungen. Im Kontext des Gerichtsgedankens erfährt der stehende Heilige eine erweiterte Bedeutung. Er ist hier auch als fürbittender Täufer zu verstehen und vereinigt somit in seiner Figur den sich selbst Darbringenden mit dem Fürbittenden. Bei den Fresken der Ostwand ist demnach aufgrund des komplexen Bezugssystems von einem Bildprogramm zu sprechen. Diese Komplexität macht es möglich, das Bildprogramm auf unterschiedlichen Ebenen zu lesen. Im historischen Sinn wird das Martyrium des Täufers – wenn auch mit Brüchen – nach der literarischen Vorlage erzählt. Im allegorischen Sinn wird durch das Thema der Opferung des Johannes und Abels des erlösenden Kreuzestodes Christi gedacht, der seine bildliche Darstellung auch im Altarkreuz findet. Im moralischen Sinn wird durch die Aufrichtigkeit des Opfers zur Reinheit der Seele gemahnt, die Gott dargebracht werden soll. Der anagogische Sinn weist auf die Gerechtigkeit und Freiheit bei Gott hin, welche durch den Fürbitter Johannes ermöglicht werden

kann und somit für alle Gerechten in Aussicht steht. So wird in dem Programm auf das Opfer in allen Zeiten verwiesen. Die Kreuzigung Christi, durch das Kreuz auf dem Altar ausgedrückt, ist durch die alttestamentarische Präfiguration Kains, die neutestamentarische Präfiguration des Täufers und durch die Realisierung der Eucharistie in der jeweiligen Gegenwart repräsentiert.

Die Frage, ob es programmatisch vergleichbare Darstellungen gibt, muß allerdings vorerst offen bleiben.⁷⁴

Fragen zur ursprünglichen Funktion und Bedeutung

Nach der Betrachtung der Architektur und der Malerei bleibt nun die Frage offen, als was die Glöcklehof-Kapelle ursprünglich diente. Hierbei ist zum einen zwischen der praktischen und der ideellen Funktion bzw. Bedeutung zu unterscheiden, zum anderen zwischen der Funktion für den Besitzer und für den Benutzer.

Der Blick in die Quellen ermöglicht zwar keine Aussagen über mögliche Funktionen in der Entstehungszeit, dennoch sind hier zwei Anmerkungen zu machen. Zum einen wies die Kapelle – sofern die lückenhafte Quellenlage eine Aussage zuläßt – eine erstaunliche Kontinuität auf: Sie war seit ihrer ersten Nennung in den Quellen im 14. Jahrhundert bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts anscheinend nie im Besitz einer Pfarrei, sondern immer in klösterlichem oder privatem Besitz. Aus diesem Grund wurde die Kapelle seit Gombert nahezu ausnahmslos als Eigenkirche bezeichnet. Dieser Begriff wird heute jedoch nicht mehr unkritisch angewandt, da die Rechts- und Herrschaftsverhältnisse an einer privat errichteten Kirche oft komplizierter waren, als es die alte Eigenkirchenlehre voraussetzt.⁷⁵

Die zweite Anmerkung zu den Quellen betrifft den Begriff Kapelle, der in der ersten Nennung der Glöcklehof-Kapelle im Jahre 1382 benutzt wurde.

Eine eindeutige Zuordnung in die übliche Unterscheidung zwischen öffentlichen und privaten Andachtsräumen ist aufgrund der unbekanntenen baulichen Situation des dem Westportal vorgelagerten Vorbaues und dessen eventuellen baulichen Anschlusses nicht zu treffen. Ob der ehemalige Südeingang zum Ursprungsbau gehörte und somit einen öffentlichen Zugang an der hervorgehoben bearbeiteten Südwand ermöglichte, muß offen bleiben. Öffentliche und private Kapellen erhielten nur eingeschränkt einzelne Pfarrechte – sofern für früh- und hochmittelalterliche Kapellen hier überhaupt Aussagen möglich sind – und konnten somit besondere liturgische Leistungen erbringen, wie das z. B. bei Tauf-, Grab-, Burg- und Pfalz-, Votiv- und Friedhofskapellen der Fall war.⁷⁶ Aus den Quellen zur Glöcklehof-Kapelle ist jedoch auch in dieser Hinsicht kein Rückschluß zu ziehen.

Offen bleibt noch die Möglichkeit, die ursprüngliche Funktion vom erhaltenen Bestand der Kapelle abzuleiten. Dies wurde von Gombert hinsichtlich der liturgischen Funktion als Taufkapelle versucht. Seine Argumentation mit dem Teilzyklus der Täuferwita im Chorraum erwies sich jedoch als zu wenig tragfähig.⁷⁷

Die heute noch erhaltene Situation der Lage auf einem Hof scheint auch für den ursprünglichen Bau zu gelten und führte zu der Bezeichnung als Hofkapelle.⁷⁸ Die hier sinnvoll lediglich als Angabe zur Kapellenlage verstandene Bezeichnung⁷⁹ läßt die für Krozingen nicht eindeutig zu benennende inhaltliche

Dimension aus. Es kann nur spekuliert werden, daß es sich aufgrund der Einfachheit des Baues und der fehlenden Bauorganisation mit großer Wahrscheinlichkeit nicht um einen königlichen oder bischöflichen Hof handelte. Es bleiben somit vor allem die Möglichkeiten eines herrschaftlichen Hofes oder aber eines dem herrschaftlichen Zentrum – wie z. B. einem Kloster – untergeordneten Wirtschaftshofes.

Neben der Lage des Hofes ist nun auch das Faktum der ehemaligen Westempore zu berücksichtigen. Hier ist der Frage nachzugehen, ob die Westempore hinsichtlich einer Funktion zu interpretieren ist. In der Forschung etablierte sich auf der einen Seite die pauschale Definition der Westempore als Sitz des Herrschers, die sich aus der byzantinischen Tradition auf Westwerke, Westeintürme mit Emporen und Westemporen allgemein übertrug.⁸⁰ Auf der anderen Seite gab es sowohl berechtigte Einwände gegen die Ausschließlichkeit der Bezeichnung der Westempore als Herrscherempore⁸¹ als auch gegen die aufgezeichnete Genese der Westempore.⁸² Auch innerhalb des enger eingegrenzten Spektrums der Westempore mit direkten Zugängen ist keine allgemeine Funktionsbenennung möglich, da Westemporen in Klosterkirchen nicht mit Westemporen in Pfalz- oder Burgkapellen gleichzusetzen sind.⁸³ So ist festzuhalten, daß ohne den direkten Kontext keine Aussagen zur Nutzung der Westempore möglich sind. Diese Frage muß demnach für die Glöcklehof-Kapelle offen bleiben.

Unabhängig von der konkreten Nutzung ist jedoch die Möglichkeit einer potentiellen Bedeutung der Westempore zu bedenken.⁸⁴ Hierbei wäre zu überlegen, ob nicht eine zumindest latent vorhandenen Bedeutung von Westemporen als Ausdruck hierarchischen Denkens anzunehmen ist und die Westempore somit als ein „herrschaftliches Attribut“ verstanden werden kann.

Die heutige Bedeutung der Glöcklehof-Kapelle für die Forschung

Die Orientierung der Glöcklehof-Kapelle an qualitätsvollen Vorbildern ist nicht nur in der Wahl des Bautypes zu erkennen, sondern auch in den partiell erhaltenen Resten der Fresken. Die Komplexität der Programmidee legt den Einfluß eines Klosters nahe. Natürlich liegt es aufgrund einzelner Motivverwandtschaften mit der Reichenauer Buch- und Wandmalerei nahe, dort auch den Schlüssel zum Programm zu vermuten, tatsächlich ist er jedoch zumindest in den erhaltenen Werken nicht zu finden.

Betrachtet man nun, wie beim Bau und bei der Ausstattung der Kapelle die jeweiligen Vorbilder umgesetzt wurden, so fällt hier eine gewisse Diskrepanz auf. Der Bau mit seinem schlecht abgesteckten Grundriß und der schlichten Mauertechnik erfuhr durch den Einsatz der differenzierten Putztechnik eine klare Aufwertung. Im Falle der Malereien liegt ein gewisses Mißverhältnis zwischen dem vielschichtigen Inhalt der Fresken und den Mängeln in der Ausführung vor, da z. B. mehrmals der Platz für das vorhergesehene Motiv kaum genügt und es dadurch zu ungewünschten Überschneidungen kommt. So gilt für die Architektur wie für die Fresken, daß vermutlich aus dem Umfeld des Bauherrn bekannte Elemente aufgegriffen und im Rahmen des Möglichen ausgeführt wurden. Da die Kapelle kaum ein Ort der Entwicklung neuer Ideen und Techniken gewesen sein dürfte, ist hier von der Rezeption

bekannter Vorbilder auszugehen. Aufgrund ihrer frühen Entstehungszeit ist die Glöcklehof-Kapelle ein wichtiges Beispiel für das zu diesem Zeitpunkt in der Gegend bekannte Repertoire an Bild-, Raum-, und Architekturvorstellungen sowie deren Umsetzungsmöglichkeiten mittels bestimmter Typen, Motive und Techniken.

Anmerkungen

- ¹ Diese Bauuntersuchung war der Anlaß, sich 1997 im Rahmen einer Masterarbeit am Kunsthistorischen Institut Freiburg erneut mit der Glöcklehof Kapelle und den bisherigen Forschungen zum Bau und zu den Malereien zu beschäftigen. Der nun vorliegende Aufsatz faßt die wichtigsten Ergebnisse dieser Arbeit in knapper Form zusammen. Für die wissenschaftliche Betreuung der Arbeit danke ich Heinfried Wischermann und dem Kolloquium der Magistranden und Doktoranden. Besonders wertvoll war vor allem die Diskussion mit Margarete Dieck, Judith Hutter und Mario Mongi. In der Außenstelle Freiburg des Landesdenkmalamtes Baden Württemberg, Abteilung Mittelalterarchäologie, wurde mir nicht nur hilfreich das nötige Dokumentationsmaterial zur Verfügung gestellt, vielmehr erfuhr ich dort auch inhaltliche Unterstützung insbesondere durch Matthias Untermann.
- ² Gutachten vom 29. 7. 1939 für den Minister des Kultus und Unterrichts im Gemeindearchiv Bad Krozingen, Akte V/3, 14/1939; der Nachlaß im Universitätsarchiv Freiburg, C 67 134.
- ³ H. GOMBERT: Frühmittelalterliche Wandmalereien in Bad Krozingen. In: Badische Heimat 39 (1950) S. 106 115.
- ⁴ L. LEONARDS: Frühe Dorfkirchen im alemannischen Oberrheingebiet rechts des Rheines, 1958.
- ⁵ H. GOMBERT: Vom schönen alten Erbe. In: E. Meckel, Bad Krozingen. Vergangenheit und Gegenwart, 1959, S. 43 61.
- ⁶ Unter anderem wurde die Kapelle 1966 in den Katalog der vorromanischen Kirchenbauten aufgenommen (F. OSWALD, L. SCHAEFER UND H.R. SENNHAUSER: Vorromanische Kirchenbauten. Katalog der Denkmäler bis zum Ausgang der Ottonen, 1966, S. 165). Der Autor F. Oswald brachte mit bemerkenswerter Aufmerksamkeit das große Westfenster mit seinen geraden Gewänden und den von Leonards (Dorfkirchen [wie Anm. 4]) teilweise ergrabenen Westvorbau mit einer möglichen, vorgeschlagenen Empore in Zusammenhang.
- ⁷ Alemannisches Institut Freiburg, 15. Protokoll vom 25. 5. 1970.
- ⁸ H. SEEMANN: Kultgeschichtliche und literaturgeschichtliche Gesichtspunkte zur Datierung der Wandmalereien in der Glöcklehof Kapelle in Bad Krozingen. In: Alemannisches Institut (wie Anm. 7), S. 1 5.
- ⁹ W. BERSCHIN: Literaturgeschichtliche Gesichtspunkte zur Datierung der Wandmalereien in der Glöcklehofkapelle in Bad Krozingen. In: Alemannisches Institut (wie Anm. 7), S. 5 8.
- ¹⁰ W. WERTH: Die Datierung der Wandmalereien der Glöcklehofkapelle in Bad Krozingen. In: Schau ins Land 89 (1971), S. 21 46.
- ¹¹ H. LANZ: Die Fresken der Glöcklehofkapelle in Bad Krozingen. Lizentiatsarbeit der Philosophisch Historischen Fakultät der Universität Basel, eingereicht am 15. Juli 1974; im Nachlaß W. Werth, LDA Freiburg, Mittelalterarchäologie.
- ¹² J. und K. HECHT: Die frühmittelalterliche Wandmalerei des Bodenseegebietes, 1979.
- ¹³ A. C. KLEMM: Darstellungen des Opfers von Kain und Abel in der monumentalen Kunst der Romantik, 1986, und R. WARLAND: Das Brustbild Christi. Studien zur spätantiken und frühbyzantinischen Bildgeschichte, 1986.
- ¹⁴ M. UNTERMANN: Bauarchäologische Dokumentation an der Kapelle St. Ulrich am Glöcklehof in Bad Krozingen Oberkrozingen, Kreis Breisgau Hochschwarzwald. In: Archäologische Ausgrabungen in Baden Württemberg (1993), S. 261 264.
- ¹⁵ E. VOLLMER und E. GREYER: Die Glöcklehof Kapelle St. Ulrich in Bad Krozingen. Bauarchäologische und restauratorische Untersuchung. In: Denkmalpflege in Baden Württemberg 27 (1998), H. 4, S. 220 231.
- ¹⁶ In der Literatur folgt man allgemein dem bei H. WARTMANN (Urkundenbuch der Abtei St. Gallen, I, 1863, Nr.196) angegebenen Datum 24. August 807, wohingegen M. BORGOLTE (Subsidia Sangalensia, I, 1986, 365) aufgrund einer Methodenkritik an Wartmanns Datumsrekonstruktion das Datum 24. August 808 angibt.

- ¹⁷ Ediert bei WARTMANN: Urkundenbuch I (wie Anm. 16), Nr. 196.
- ¹⁸ Nach R. SPRANDEL (Das Kloster St. Gallen in der Verfassung des karolingischen Reiches, S. 76 und 95) waren Actum-Orte zur Ausstellung von St. Galler Urkunden im 8./9. Jahrhundert sowohl Orte, in denen das Kloster Höfe und dazugehörige Kirchen besaß, als auch Häuser oder Güter des Schenkers, in denen die Handlung der Übergabe vollzogen wurde.
- ¹⁹ Der Begriff villa ist im frühen Mittelalter nicht auf eine bestimmte topographische Angabe zu reduzieren, villa konnte in karolingischer Zeit unter anderem vergabtes Königsgut oder kirchliche Grundherrschaft bedeuten und kann nicht hinsichtlich der Existenz einer Kapelle ausgewertet werden; siehe L. C. MORSÄK: Zur Rechts- und Sakralkultur bayerischer Pfalzkapellen und Hofkirchen unter Mitberücksichtigung der Hausklöster, 1984, S. 19 ff.
- ²⁰ K. SCHMID: Das ältere und das neu entdeckte St. Galler Verbrüderungsbuch. In: Borgolte, Subsidia Sangallensia (wie Anm. 16), S. 15–38, A fol. 20 v. Hinweis, jedoch ohne präzise Angabe, bereits bei K. MOTSCH: Zwei Krozinger im St. Galler Verbrüderungsbuch. In: Die Markgrafschaft 16 (1964) H. 9, S. 4–6.
- ²¹ C. G. DÜMGÉ: Regesta Badensia. Urkunden des Grossherzoglich badischen General Landes-Archives von den ältesten bis zum Schlusse des 12. Jahrhunderts, 1836, Nr. 86, S. 135. LEONARDS (Dorfkirchen [wie Anm. 4], S. 29) bezog diese Urkunde fälschlicherweise auf die Glöcklehof-Kapelle und machte somit die in Oberkrozingen gelegene Kapelle zur Pfarrkirche des entfernt gelegenen Dorfes Krozingen. Unter Hinzunahme weiterer Quellen identifizierte BADER (Einige Urkunden über Krotzingen. In: Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins 21 [1868] S. 465–472, S. 466) jedoch zurecht die urkundliche Nennung als den Vorgängerbau der heutigen Krozinger Pfarrkirche St. Alban.
- ²² StAS Dep. 39 DS 26 U 9. Ediert bei K. T. ZINGELER: Geschichte des Klosters Beuron im Donautale, 1890, S. 76 ff. Bei der Abkürzung Bur. mag es sich wie nach K. MARTIN (Das Kloster Beuron im Donautal und sein Güterbesitz im Breisgau. In: Schau ins-Land 72 [1954], S. 43–48, S. 44) um den Eigennamen Burchard oder Burrer des Zeugen handeln, es kann hier jedoch auch die Abkürzung des Namens Burron, also Beuron, gemeint sein.
- ²³ StadtAF, L 4.1 v. Pfirt, C 34.
- ²⁴ StadtAF, A 3, 1315 Nov. 13 Freiburg, ediert bei L. KORTH und P. ALBERT: Die Urkunden des Heiliggeistspitals zu Freiburg im Breisgau, Bd. 2, 1900, S. 479. Diese Urkunde bestätigt eine Güterstiftung, darunter „ein zweiteil neben den Spitälern hinter Sante Ulrichs Hove“.
- ²⁵ StadtAF, A 2 Nr. 611. Ediert bei A. POINSGNON: Die Urkunden des Heiliggeistspitals zu Freiburg im Breisgau, Bd. 1, 1890, Nr. 611, S. 233/34.
- ²⁶ StadtAF, L 4.1 v. Pfirt B 26 r Krozingen, 21. Nov. 1575. Absatz 16 „Item vier pfening von Hauß, Hof unnd gantzen geseß genandt der glöcklin hof gelegen im obern dorf streckt gegen wald uf Thenius Albern gegen rein uf S. Truprechts gut zwischen der Almendt gibts jetzt Hans Bridlins wittwe“.
- ²⁷ Ebd., Absatz 10 „Item zwen sester Rockhenn und ein halb pfundt wachs von anderthalb Juchard Ackhers vor Sant Ulrichs Hoff ...“ und Absatz 123 „Item von einer Juchard Ackhers hinter S. Ulrichshoff ...“
- ²⁸ Ebd. Aus mehreren Absätzen, u.a. 16, 46 und 108 ergibt sich das Bild, daß das s. buren gut / glöcklin hof zum Wald hin an Thenius Albers und Hans Albers Gut stößt, nach oben hin an die Almendt / Staufener Weg (?), zum Rhein hin an St. Truprechtsgut und nach unten hin wiederum an die Almendt grenzt.
- ²⁹ Am 21. Dezember 1579 verkauft Propst Vitus von Beuron das sog. Burenstuck, d. h. „24 Juchert Reben, am Batzenberg ... für zusammen 320 fl. darin enthalten auch der Bezug von etlichen Schaub Rebstecken von unser Hoff zu krozingen, genant der glöcklin hoff“. Ungedruckte Quelle im Gemeindearchiv Pfaffenweiler, Urkunde Nr. 42, vgl. GLA 223/642. Für diesen Hinweis danke ich dem Dorfarchivar Edmund Weeger.
- ³⁰ Möglicherweise lag der St. Ulrichshof auf dem beschriebenen, benachbarten St. Truprechtsgut d. h. es wäre hier zu prüfen, ob ein zwischenzeitlicher Besitzwechsel von Beuron an St. Trudpert stattfand. Unter Umständen wechselten aber auch zu einem späteren Zeitpunkt die Eigennamen der Höfe mit dem Besitzer.
- ³¹ Die Besitzungen wurden an den landgräflich fürstenbergischen Rat Dr. jur. Fischer, Oberamtmann im Meßkirch, verkauft, u. a. „zu Krotzingen, Haus, Hof, Scheuer und Garten, St. Ulrichs-Hof genannt“, Zitat nach ZINGELER: Kloster Beuron (wie Anm. 22), S. 208.

- ³² Der zitierte Text findet sich in der zeitgenössischen Pfarrchronik Bd. 1 von 1718 1750/1775 bis 1784/97 und auch nahezu wortgleich im 1798 angelegten 2. Bd., der die Geschichte der Pfarrgemeinde von 1144 1761 nochmals aufführt. Beide Bände im Pfarrarchiv St. Alban Bad Krozingen, Bücher, Bd. 1: Nr. 27 und Bd. 2: Nr. 29.
- ³³ Zu den wichtigsten barocken Veränderungen zählen im Langhaus die Reduzierung der Fensteranzahl von je drei kleinen auf ein großes mittiges und der Einbau einer neuen Tür an der Nordwand. Mit dem nördlichen Saalzugang wurde die Kapelle nun statt der ehemals südlichen Ausrichtung zur nördlichen Hofanlage hin orientiert. In den ehemals flachgedeckten Chorraum wurde eine Tonne eingezogen und der dadurch erhöhte Chor wurde nunmehr mit einem Walmdach gedeckt. Die Erhöhung des Chorraumes brachte gleichzeitig die Erhöhung des Triumphbogens mit sich, so daß ein freier Einblick in den zu unbekanntem Zeitpunkt durch größere, seitliche Fenster besser beleuchteten Chor ermöglicht wurde. Die ältesten erhaltenen Bildquellen zu diesem Bauzustand sind unpublizierte Zeichnungen von W. Pfefferle, die 1947 im Rahmen einer Studienarbeit des Institutes für Kunst und Kunstgeschichte an der technischen Hochschule Karlsruhe entstanden, heute im Nachlaß SAUER (wie Anm. 2). GOMBERT (Frühmittelalterliche Wandmalereien [wie Anm. 3], S. 108) publizierte ein Photo von Südost; LEONARDS (Dorfkirchen, wie Anm. 4) veröffentlichte Photos vor und nach der Instandsetzung von 1956 sowie Planmaterial vor 1956 und WERTH (Wandmalereien [wie Anm. 10], S. 22) druckte zwei Photos von außen während der Instandsetzung 1956.
- ³⁴ So wurden nun z. B. vermehrt Grafen, Vikare und Vögte sowohl seitens der Kirche als auch des Königs als Herrschaftsinstrument eingesetzt.
- ³⁵ Ob bereits in karolingischer Zeit in Beuron ein Kloster existierte, ist aufgrund der nachweislich gefälschten Urkunden fraglich. Zur Gründungsgeschichte Beurons siehe ZINGELER: Kloster Beuron (wie Anm. 22), S. 7 ff. und K. OCHS: Studien zur Wirtschafts- und Rechtsgeschichte des Klosters Beuron von der Gründung bis zum Jahre 1515, 1934/35.
- ³⁶ Graf Friedrich von Zollern übernimmt die Schirmvogtei des Klosters Beuron, 1253. April 22. Beuron., ediert bei ZINGELER: Kloster Beuron (wie Anm. 22), S. 59 ff.
- ³⁷ E. SCHNELL (Hg.): Die Anniversar Bücher der Klöster Beuron und Gorheim. In: Freiburger Diözesanarchiv XV, S. 1 30, S. 9, April 5.
- ³⁸ Krozinger Güter mögen durch die Vermählung des Ulrich von Kyburg (belegt 1183 1227) mit Anna, der Schwester Bertholds V. von Zähringen, in Kyburger Besitz geraten und anläßlich der nach zähringischen Krise an Beuron übergeben worden sein.
- ³⁹ Es sind jedoch nur vier Ortsangaben im Beuroner Verzeichnis von 1253 zuvor in St. Galler Urkunden aus Güterüberschreibungen bekannt. Es sind dies im 8. und 9. Jahrhundert Spaichingen (Wartmann, Urkundenbuch I (wie Anm. 16), S. 122, 157, 165, 217, Wartmann II, S. 233), im 9. Jahrhundert Mestetten (Wartmann II, S. 6) und Bettingen (Wartmann I, S. 163 und Wartmann II, S. 250) so wie Ende des 12. Jahrhunderts Wildenstein (Wartmann III, S. 747). Doch auch die Kyburger sind mit St. Gallen insofern verbunden, als daß sie im Hochmittelalter als Lehensträger von St. Galler Besitz auftreten, siehe H. M. GUBLER: Die Kunstdenkmäler des Kantons Zürich, Bd. 7, 1986, (Die Kunstdenkmäler der Schweiz, Bd. 76) S. 6.
- ⁴⁰ Bzgl. der weltlichen Herrscher seien nur z. B. Anfang des 10. Jahrhunderts das alemannische Herzogtum sowie zu Jahrtausende der Breisgau Graf Birchtilo in Sulzburg genannt. Zur Geschichte des Breisgaus siehe T. ZOTZ: Der Breisgau und das alemannische Herzogtum. Zur Verfassungs- und Besitzgeschichte im 10. und beginnenden 11. Jahrhundert, 1974 und DERS.: Grundlagen und Zentren der Königsherrschaft im deutschen Südwesten in karolingischer und ottonischer Zeit. In: Archäologie und Geschichte des 1. Jahrtausends in Südwestdeutschland, 1990, S. 275 293. Zu Sulzburg siehe A. ZETTLER: Sulzburg im frühen Mittelalter. In: Geschichte der Stadt Sulzburg, Bd. 1, Hg. im Auftrag der Stadt Sulzburg von der Anna Hugo Bloch Stiftung, 1993, S. 277 334.
- ⁴¹ Die Verbindung mit St. Gallen wird seit GOMBERT (Frühmittelalterliche Wandmalereien [wie Anm. 3], S. 114) immer wieder betont. MOTSCH (Zwei Krozinger [wie Anm. 20], S. 6) dagegen will in den beiden Krozinger Männern, die im St. Galler Verbrüderungsbuch eingetragen sind, pilgernde, begüterte, freie Bauern sehen, deren Anliegen bei der Wallfahrt die ihnen unter Umständen gehörende Glöcklehof Kapelle war. Dieser Gedankengang berücksichtigt weder, daß nicht jeder Eintrag im Buch die Anwesenheit der jeweiligen Person erforderte („Präsenzeintrag“) bzw. daß die Person irgendeinen direkten Bezug zum Kloster haben mußte, noch, daß sowohl Lebende als auch Tote eingetragen werden konnten; siehe G. ALTHOFF: Episkopat und Adel Alemanniens.

- In: Archäologie und Geschichte des 1. Jahrtausends in Südwestdeutschland, 1990, S. 257–273, S. 260.
- ⁴² Auf die spärlichen Reste an der Nord- und Südwand des Chores wird hier nicht weiter eingegangen. Auch die beiden im Langhaus befindlichen nachmittelalterlichen Fresken mit der Darstellung der Taufe Christi sowie der des Hl. Martin von Tours werden nicht weiter berücksichtigt.
- ⁴³ Nach dem Bericht zur Bausteinbestimmung vom 18. 8. 93, LDA Freiburg, Mittelalterarchäologie, handelt es sich hierbei um 9 Steinsorten, die alle im Umkreis von 10 km (Vor- und Randberge des Schwarzwaldes) anstehen.
- ⁴⁴ LEONARDS (Dorfkirchen [wie Anm. 4], S. 31 und Abb. S. 18) widerspricht sich bzgl. der Befunde in Text und Zeichnung selbst. Während die 1993 bestätigten nördlichen und südlichen Fundamente beschrieben werden, sind im vermaßten Grundriß südliche und westliche Fundamente eingezeichnet. Seiner Vermaßung folgend muß die Vorhalle einen ca. 3 × 2,5 m großen Raum umschlossen haben.
- ⁴⁵ Zum gemischten Mauerwerk siehe A. KAMPENHAUSEN und K. MÖSENER: Feldsteinbau. In: Reallexikon zur deutschen Kunstgeschichte VII, 1981, Sp. 1086–1137.
- ⁴⁶ Als Beispiel für Rollschicht und Eckverstärkung ist St. Cyriak in Sulzburg zu nennen, für Farbwechsel der Sandsteinquader der Westbau von Reichenau-Mittelzell. Zur umstrittenen Datierung von Sulzburg siehe: Die Klosterkirche St. Cyriak in Sulzburg. Entgegnung auf eine Kritik. In: Denkmalpflege in Baden-Württemberg 9 (1966) H. 1, S. 8–24.
- ⁴⁷ So finden sich nach W. ERDMANN (Die Ergebnisse der Rettungsgrabung 1979 im Münster Unserer Lieben Frau in Freiburg im Breisgau. In: Denkmalpflege in Baden-Württemberg 13 [1970] H. 1, S. 2–24, S. 9) an der konradinischen Anlage unter dem Freiburger Münster, wohl bald nach der Marktgründung 1120 entstanden, kleinteilige, grob bearbeitete Sandsteine. M. UNTERMANN (Das „Harmonie“-Gelände in Freiburg im Breisgau, Stuttgart 1995, S. 134) beschreibt gerade für die Frühzeit Freiburgs um 1100 und für die folgenden ca. 100 Jahre am Profanbau gründlich ausgeschichtetes Steinmaterial, das in sorgfältigen horizontalen Schichten gemauert wurde.
- ⁴⁸ Einen kleinen Abriß anhand einzelner Beispiele über die Entwicklung des Fugenverputzes liefert A. MEYER: Verputz und Tünche am mittelalterlichen Bauten: Schutzschicht oder Dokument? In: H. HOFRICHTER: Putz und Farbigkeit an mittelalterlichen Bauten. Deutsche Burgenvereinigung e.V., Reihe B: Schriften, 1993, S. 23–29.
- ⁴⁹ Da dieses Kriterium meist nicht untersucht wurde, konnte bisher als einziges Vergleichsbeispiel die im Kanton Bern gelegene Kirche von Steffisburg gefunden werden. In den westlichen Jochen des Obergadenbereiches der frühromanischen Basilika des 11. Jahrhunderts hat sich über dem geglätteten Mauermörtel eine zweite, geritzte Pietra-rasa-Schicht erhalten; siehe P. EGGENBERGER und S. ULRICH-BOCHSLER: Steffisburg. Reformierte Pfarrkirche, Bd. 1, 1994, S. 36.
- ⁵⁰ Als frühes erhaltenes Beispiel für die horizontale Lagerfuge, die ab dem 13. Jahrhundert im Alpenraum gehäuft zu sehen ist, nennt MEYER (Verputz [wie Anm. 4], S. 116) die italienische Benediktinerabtei Pomposa bei Ferrara aus dem 11. Jahrhundert. Dem ist in der Schweiz die im Aaretal gelegene ehemalige Cluniazenser-Prioratskirche in Leuzingen, um 1100, hinzuzufügen, siehe P. EGGENBERGER und S. ULRICH-BOCHSLER: Leuzingen. Reformierte Pfarrkirche, ehemaliges Cluniazenserpriorat, 1989, S. 25. In Freiburg ist die horizontale Fugenritzung am Wackenmauerwerk des um 1127 entstandenen Steinhauses unter der Salzstraße 20 erhalten, siehe F. LÖBBECKE: Das Haus „zum Roten Baslerstab“ in Freiburg im Breisgau. Grabung und Bauforschung im einem 850jährigen Baukomplex. In: Denkmalpflege in Baden-Württemberg (1995) H. 4, S. 169–178, S. 171.
- ⁵¹ Die Betonung eines Fensters am frühromanischen Bau in Steffisburg durch ein gleichmäßiges, nicht an den Fugen der Keilsteine orientiertes, zweireihiges radiales Fugennetz aus Putz ist hier zumindest als Beispiel für den der Fensterform folgenden dekorativen Einsatz von Putz zu erwähnen; siehe EGGENBERGER, Steffisburg (wie Anm. 49), S. 36. Generell geben jedoch die wenigen bekannten Einzelbeispiele kein schlüssiges Gesamtbild, siehe R. MÖLLER: Oberflächenstrukturen und Farbigkeit durch Steinbearbeitung, Putz und Farbe an mittelalterlichen Wehrbauten in Thüringen, in: HOFRICHTER, Putz (wie Anm. 48), S. 36–50, S. 40 ff.
- ⁵² Z. B. die Ulmer Pfalzkapelle aus der Mitte des 9. Jahrhunderts, deren Ausmaße allerdings doppelt so groß wie die der Glöcklehof-Kapelle sind, siehe A. RIEBER und K. REUTER: Die Pfalzkapelle in Ulm. Bericht über die Ergebnisse der Schwörhausgrabung 1953, 2 Bde., 1974.
- ⁵³ Während die Chorthöhe an den Vergleichsbauten am Bodensee wie der St. Sylvesterkapelle in Goldbach nach J. HECHT (Der romanische Kirchenbau des Bodenseegebietes von seinen Anfängen bis

- zum Ausklingen, Bd.1, 1928) etwa der Höhe des Saales entsprach beschreibt EGGENBERGER (Leuzingen [wie Anm. 50], S. 32) für Saalkirchen mit eingezogenem Rechteckchor das Altarhaus niedriger als das Langhaus, jedoch gemäß seinen Rekonstruktionen ohne einen derartigen Höhenunterschied wie in Krozingen.
- ⁵⁴ Da Pfalzen und Burgen in Anlage und Bauprogramm kaum voneinander zu unterscheiden sind, wird hier demnach nicht zwischen Pfalz- und Burgkapellen unterschieden. Zur Annäherung von königlichen Pfalzen und befestigten Wohnsitzen siehe A. GAUERT: Zur Struktur und Topographie der Königspfalzen. In: Deutsche Königspfalzen. Beiträge zu ihrer historischen und archäologischen Erforschung, 1965, II, S. 1-60, S. 4. Zur einheitlichen Betrachtung der Kapellen und Typenbildung siehe U. STEVENS: Burgkapellen im deutschen Sprachraum, 1978.
- ⁵⁵ Während die Rekonstruktion des frühen, archäologischen Beispiels der Ulmer Pfalzkapelle (Mitte 9. Jahrhundert) von RIEBER/REUTTER (Ulm [wie Anm. 52], S. 64 ff.) spekulativ erscheint, sind die bei STEVENS (Burgkapellen [wie Anm. 54], S. 79) vorgestellten Beispiele für Kapellen ab dem frühen 11. Jahrhundert, wie unter anderem Tilleda, nachvollziehbarer.
- ⁵⁶ Zu Beispielen aus all diesen Bereichen siehe unter anderem G. STREICH: Burg und Kirche während des deutschen Mittelalters. Untersuchungen zur Sakraltopographie von Pfalzen, Burgen und Herrensitzen, 1984.
- ⁵⁷ So sitzt an den bodenseetypischen Fenstern mit parabolischer Leibung der Goldbachkapelle bei Überlingen die Falz der übereinanderliegenden Fenster zweier Bauabschnitte des 10. Jahrhunderts fast an der Außenseite der Mauer. Zu den Bauabschnitten siehe H. REICHWALD: Die Sylvesterkapelle in Goldbach am Bodensee. Bestand – Restaurierungsgeschichte Maßnahmen Technologie. In: M. EXNER (Hg.): Wandmalerei des frühen Mittelalters. Bestand Maltechnik – Konservierung, 1998.
- ⁵⁸ Siehe z. B. im elsässischen Dompeter bei Avolsheim aus der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts, die reliefierten Portalstürze, auf Konsolen ruhend, am Südportal durch einen Rundstab im Gewände noch weiter differenziert, siehe R. KAUTZSCH: Der romanische Kirchenbau im Elsaß, 1944, S. 17 ff.
- ⁵⁹ Die Bestandsaufnahme wurde von H. REICHWALD, LDA-Baden-Württemberg, Stuttgart, durchgeführt. Die Dokumentation der Untersuchung befindet sich in Stuttgart. Die hier getroffene Aussage zur UV- und Infrarot Untersuchung beruht auf der hilfreichen Auskunft von Herrn Reichwald.
- ⁶⁰ Die Argumentation von LANZ (Fresken [wie Anm. 11]), daß es sich bei den Malereien um einen bewußt zeichnerischen Stil handelt, ist im einzelnen nur bedingt nachvollziehbar und bleibt aufgrund eindeutiger Indizien zu schwach.
- ⁶¹ P. BLOCH: Das Christusbild in der Kunst der karolingischen, ottonischen und romanischen Epoche. In: LCI I, 1968, Sp. 399-414, Sp. 402.
- ⁶² Als karolingisches Beispiel ist der Stuttgarter Bilderpsalter in der Württembergischen Landesbibliothek, Bibl. fol. 23, zu nennen, der zwischen 820 und 830 entstand. Zu den romanischen Beispielen siehe R. BERGER: Die Darstellung des thronenden Christus in der romanischen Kunst, 1926.
- ⁶³ Zu Ikonographie und Ikonologie siehe ausführlich H. M. VON ERFFA: Erstlingsopfer. In: Ikonologie der Genesis, I, 1989, S. 357-367. Nach von Erffa findet sich die Darstellung des Opfers bevorzugt an Orten, an denen das Meßopfer dargebracht wird. Abel wird als Typus der Eucharistie gesehen, durch den Römischen Meßkanon „Supra quae“ immer wieder gegenwärtig gemacht.
- ⁶⁴ Die Zusammenstellung der Beispiele bei KLEMM (Kain und Abel [wie Anm. 13]), die in den Einzelbeobachtungen leider erhebliche Schwächen aufweist. Nach Klemm entstanden die Malereien in Degenau und Meistershofen im 3. Viertel des 12. Jahrhunderts und in Paspels um 1200. Die Darstellung in Meistershofen wurde 1950 unter einer Putzschicht gesichert und ist dementsprechend heute nicht sichtbar.
- ⁶⁵ GOMBERT (Frühmittelalterliche Wandmalerei [wie Anm. 3], S. 108, Anm. 6) nennt die Darstellung in der Apsis der Kirche S. Pedro de Burgal, 11. Jahrhundert, heute Katalanisches Museum Barcelona, wo der Täufer allerdings als bärtige Sitzfigur mit umgelegter Albe und dem Lamm als Attribut dargestellt ist.
- ⁶⁶ HECHT: Wandmalerei Bodenseegebiet (wie Anm. 12), S. 214.
- ⁶⁷ BERSCHIN: Literaturgeschichte (wie Anm. 9), S. 8, leider ohne den genauen Nachweis des Sequenztextes.
- ⁶⁸ WARLAND: Brustbild (wie Anm. 13), S. 90.

- ⁶⁹ WERTH: Wandmalereien (wie Anm. 10), S. 36. Zur kombinierten Darstellung der beiden Heiligen siehe G. LECHNER: Johannes Evangelist und Johannes der Täufer. In: LCI VII, 1974, Sp. 191–193.
- ⁷⁰ Es handelt sich hierbei um das Liuthar-Evangeliar im Aachener Domschatz, fol. 46, das Evangeliar Otto III. in der Bayerischen Staatsbibliothek München, clm. 4453, fol. 107 und das Evangelistar der Augsburger Domsakristei, Hs 15a, alle um 1000 entstanden.
- ⁷¹ Zur Ikonographie der Salome siehe K. MERKEL: Salome. Ikonographie im Wandel, 1991.
- ⁷² Die von HECHT (Wandmalerei Bodenseegebiet [wie Anm. 12], S. 216) beschriebene Hinzufügung des Engels Michael hat einen anderen Charakter, da der Engel sich dort weihrauchschwenkend über Johannes beugt und in der Figur der Teufels, der Salomes Haar berührt, seine Entsprechung findet. Hechts zweites Beispiel S. Zeno in Castellino, konnte nicht identifiziert werden. Es handelt sich weder um Castellino Tanaro in Piemont, noch um Castellino del Biforo in Molise.
- ⁷³ In diesem Sinne äußert sich auch Ambrosius über die Anmaßung des Herodes, der sich aufgrund seiner irdischen Macht zum Richter über seinen Ankläger Johannes erhebt und den Tod des Täufers durch einen lächerlichen, von Gott verbotenen Eid heraufbeschwört: „Von Ehebrechern wird der Gerechte getötet und von den Schuldigen die Strafe auf den Richter ihres todeswürdigen Verbrechens abgewälzt“ und „was kann es Schmachvolleres geben, als einen Menschenmord zu befehlen, um Tischgenossen nicht zu mißfallen? Und wegen des Eides. O welche neue Art der Gottesverehrung!“, siehe AMBROSIIUS: „Über die Jungfrauen“, 3. Buch, 6. Kapitel, Bibliothek der Kirchenväter, Bd. 32, 1917, hrsg. von BARDENHEWER, S. 380–382, S. 381.
- ⁷⁴ So steht z. B. eine eingehendere Untersuchung der Fresken in Paspels noch aus. Der Altarraum ist dort zweizonig ausgemalt, in der Zone oberhalb des Ostfensters ist eine *Maïestas Domini* dargestellt, in der unteren Zone sind Fragmente der Laurentiuslegende erhalten. Die Fresken in Degenau scheinen dagegen auf den ersten Blick mit der Darstellung der Schlüsselübergabe an Petrus weniger vielversprechend. In Meistershofen ist außer den Malereien in der Fensterleibung nichts überliefert.
- ⁷⁵ Zum Begründer der Eigenkirchenlehre, dem Schweizer Kirchenrechtler U. STUTZ (Die Eigenkirche als Element des mittelalterlich germanischen Kirchenrechts, Basler Antrittsvorlesung vom 23. 10. 1894, erstmals gedruckt 1895) und der allmählichen Revision des Begriffes sowie der grundlegenden Kritik an der zu vereinfachten Rechtsfigur der Eigenkirche bei privaten Kirchengründungen siehe M. BORGOLTE: Stiftergrab und Eigenkirche. Ein Begriffspaar der Mittelalterarchäologie in historischer Kritik. In: Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters 13 (1985) S. 27–38.
- ⁷⁶ Zum Begriff Kapelle siehe G. BINDING: Kapelle, in: Lexikon des Mittelalters V, 1991, Sp. 931.
- ⁷⁷ GOMBERT: Frühmittelalterliche Wandmalereien (wie Anm. 3), S. 114. Diese Annahme setzt die allerdings nicht gesicherte Gleichzeitigkeit von Bau und Malereien voraus und läßt die grundlegende Überlegung außer acht, daß das Patrozinium des Täufers nicht ausschließlich an Taufkirchen zu finden ist. Zum Patrozinium an Taufkirchen siehe A. MASSER: Die Bezeichnungen für das christliche Gotteshaus in der deutschen Sprache des Mittelalters, 1966, S. 98 und zum Täuferpatrozinium an Hofkapellen siehe MORSÄK: Pfalzkapellen (wie Anm. 18), S. 70. Des Weiteren hat die Darstellung im Chorraum nicht die Taufe, sondern das Martyrium der Heiligen zum Thema.
- ⁷⁸ UNTERMANN: Dokumentation (wie Anm. 14), S. 264.
- ⁷⁹ Im Falle der Bezeichnung für die Glöcklehof Kapelle liegt nicht das prägende Begriffsverständnis von J. FLECKENSTEIN (Die Hofkapelle der deutschen Könige, 1959) zu königlichen Hofkapellen zu Grunde, der zwischen der dinglichen, räumlichen und persönlichen Dimension unterscheidet.
- ⁸⁰ Unter anderem A. VERBEEK: Die architektonische Nachfolge der Aachener Pfalzkapelle. In: W. BRAUNFELS (Hg.): Karl der Große. Lebenswerk und Nachleben, IV, 1967, S. 111–156; E. BADSTÜBNER: Emporenkirche und Doppelkapelle. In: Aachener Kunstblätter 58 (1989–90), S. 75–86 und zuletzt zum Westernturm mit Empore an einer bischöflichen Kapelle H. J. BÖKER, Idensen. Architektur und Ausmalungsprogramm einer romanischen Hofkapelle, 1995, S. 29 ff.
- ⁸¹ So wurde u. a. als primäre Funktion der Westempore des Gegenchores der Abteikirche Maria Laach ein hochgelegenes Oratorium mit Altar vorgeschlagen; siehe A. MANN: Doppelchor und Stiftermemorie. In: Westfälische Zeitschrift 111 (1961) S. 149–262, S. 192 ff.; G. ENTZ (Zur Frage der Westemporen in der mittelalterlichen Kirchenarchitektur Ungarns. In: F. MÖBIUS und E. SCHUBERT: Architektur des Mittelalters. Funktion und Gestalt, 1983, S. 240–245) lieferte polnische und ungarische Beispiele, die in einem Fall bewiesen, daß sich der Patronatsherr während des Gottesdienstes nicht auf der Empore befand, im anderen Fall die Westempore wohl eine Schutzfunktion und somit einen Wehrzweck hatte.

- ⁸² So wurde nachgewiesen, daß im „Initialbau“ des Entwicklungsmodelles, der karolingischen Aachener Pfalzkapelle, der Herrschersitz keineswegs im westlichen Joch des Umganges war, der König nahm vielmehr als Vorsitz im Chor der Kanoniker nahe dem Hochaltar an der Messe teil; siehe MATTHIAS UMTERMANN: Der Zentralbau im Mittelalter. Form, Funktion, Verbreitung, 1989, 94. Im Falle der bisher hypothetischen Rekonstruktion der Westempore der kleinen Saalkirche Oberwil Ende des 12. Jahrhunderts legen die Bauforscher zwar die Nutzung der Westempore durch den Patronatsherrn nahe, lehnen aber dennoch die Verbindung zwischen der Westempore und den Westwerken ab; siehe P. EGGENBERGER und A. MÜLLER: Oberwil bei Büren a. A., reformierte Pfarrkirche. Die archäologische Bauforschung der Fassaden 1988. In: Archäologie im Kanton Bern 3, Bd. 3 B, 1994, S. 495–510, S. 503.
- ⁸³ STREICH (Burg und Kirche [wie Anm. 56], S. 54) versuchte die Bezeichnung Herrschaftsempore auf Westemporen mit direkten Zugängen einzugrenzen, kam aber aufgrund der unterschiedlichen Bauaufgaben auch so zu keinem befriedigenden Ergebnis.
- ⁸⁴ BADSTÜBNER (Emporenkirche [wie Anm. 80], S. 82) untersuchte dies für einige Westemporen des 11. Jahrhunderts, die Architekturzitate des Aachener Münsters darstellen, wie in St. Maria im Kapitol und im Essener Münster. Er beurteilte die Zitate jedoch nicht nur als Rezeption einer Form, sondern auch als Rezeption einer Bedeutung, die seiner Meinung nach in der Demonstration der Zugehörigkeit zur kaiserlichen Autorität lag.

Die Geschichte des Klosterhofs zu Gundelfingen

Von
STEFFI KAMP M. A.

Der nachfolgende Aufsatz über die Hof- und Familiengeschichte des Klosterhofs in Gundelfingen faßt die wichtigsten Ergebnisse der historischen Recherche zur Hofchronik dieses traditionellen landwirtschaftlichen Familienbetriebes im Breisgau zusammen. Im Sommer 1997 wurde hier eine historische Ausstellung zur Hofgeschichte gezeigt, die auf großes Interesse und eine überaus positive Resonanz in der Öffentlichkeit stieß. Das Ausstellungskonzept basierte neben der historischen Herleitung der Hof- und Familiengeschichte auch auf der geschichtlichen Gegenüberstellung der landwirtschaftlichen Arbeit von früher zu heute sowie auf der Entwicklung vom abgabepflichtigen Selbstversorgungsbetrieb zum für den freien Verkauf produzierenden landwirtschaftlichen Betrieb. Dabei wurde auch die aktuelle marktwirtschaftliche Situation des Hofes, der seit Beginn der 90er Jahre nach den Richtlinien des ökologischen Landbaus wirtschaftet und sein Hauptgewicht auf den Gemüse- und Getreideanbau verlagert hat, thematisiert. Das Konzept mit dem Ziel, historische Fakten in Form von Texten, Fotos, Urkunden und Originalgegenständen der Öffentlichkeit möglichst anschaulich und publikumswirksam zugänglich zu machen, bewährte sich als überaus erfolgreich. Und es trug dazu bei, regionale Vergangenheit ein Stück weit lebendig zu erhalten.

Regionalhistorische Forschung ähnelt nicht selten dem Phänomen der „schwer auffindbaren Stecknadel im Heuhaufen“. Denn die Spurensuche nach historischen Quellen und Zeugnissen der Vergangenheit erfordert einen ausgeprägten Spürsinn, ein hohes Maß an Ausdauer und in einigen Fällen auch etwas Glück. Doch oftmals birgt gerade unsere unmittelbare Umgebung vieles, was bisher unentdeckt und im Verborgenen schlummerte. Dort, wo weder Zeitzeugen noch berühmte Familienmitglieder leben und lebten oder kein einschneidendes und damit die Nachwelt bewegendes historisches Ereignis stattfand, drohen die Quellen der mündlichen und schriftlichen Überlieferungen schnell zu versiegen.

So geschehen auch bei der historischen Erschließung der Hof- und Familiengeschichte eines traditionellen landwirtschaftlichen Familienbetriebes im Breisgau, des Klosterhofes in Gundelfingen bei Freiburg. Seit Generationen schon wird dieser unter Denkmalschutz stehende Fachwerkhof von der Familie Müller bewirtschaftet. Doch seit wieviel Generationen der Hof bereits im Familienbesitz ist und seit wann dort überhaupt Landwirtschaft betrieben wird, darüber gab es am Klosterhof bisher keine Gewißheit. Dafür aber viele Fragen: welche Botschaft etwa tragen die bei der Innenrenovierung des Fachwerks zwischen alten Balken gefundenen Familiendoku-



Abb. 1 Der Klosterhof vor der Restaurierung. (Bildvorlage der Autorin)

mente aus dem 18. Jahrhundert in sich? Und kann der Hinweis auf die Existenz des Hofes in der Gundelfinger Gemeindechronik aus dem Jahr 1497 tatsächlich als Beleg für den Aufbau des Klosterhofes als landwirtschaftlicher Betrieb gedeutet werden? Sollte man somit folglich bereits auf eine über fünfhundertjährige Tradition am Hof zurückblicken dürfen?

Die wissenschaftliche Erschließung der Hof- und Familiengeschichte gibt Auskunft. Und sie offenbart der historisch interessierten Klosterhoffamilie Erstaunliches. Denn mittels detaillierter Recherche des aufgefundenen Quellenmaterials kann die Hofgeschichte bis zum Beginn des 14. Jahrhunderts zurückverfolgt werden. Und sie bestätigt die Annahme, daß zu den damaligen Lehensnehmern des Hofes auch in dieser frühen Zeit bereits Ahnen der heutigen Besitzerfamilie Müller zählten.

Den Ausgangspunkt der Recherche bildet die Gemeindechronik der Ortschaft Gundelfingen. Ein regionalhistorisches Nachschlagewerk zur Geschichte Gundelfingens, das der Volksschullehrer J. Bossert zu Beginn dieses Jahrhunderts, im Zuge der Besinnung auf regionale und nationale Werte sowie der allgemein wiederaufblühenden Heimatverbundenheit, nach eingehender Recherche, „... aus Liebe zur Heimat ...“,¹ und im Stil eines lebhaften Geschichtenerzählers verfaßt hatte.

Hier findet sich ein Eintrag über die Existenz und die Besitzverhältnisse des Klosterhofes im ausgehenden 15. Jahrhundert. In der Gemeindechronik heißt es:

„... Der sogenannte Klosterhof in Gundelfingen gehörte 1497 dem Citteror-

den zu Rottenmünster bei Rottweil am Neckar. Es waren vier Familien im Besitz dieses Hofgutes: Hermann Müller, Hermann Gipper, Hermann Günter und Konrad Müerer. Sie zinsten für 57 Jauchert Acker im obern Feld und 79 Jauchert Acker im untern Feld, 20 Jauchert Matten und 2 Jauchert Holz (Rottenmünsterstauden), 560 Sester Korn und für den Hof 20 Pfund Rappen.“²

Den Hinweis auf die Familien- und Eigentümerverhältnisse am Klosterhof vor 500 Jahren hatte der Chronist dem Berain des Klosters St. Peter aus dem Jahr 1782 entnommen. Es handelt sich hierbei um die Güterbeschreibung des klösterlichen Besitzes, in der die jährlich anfallenden Zinsen an Geld und Bodenfrüchten festgelegt und dokumentiert wurden.³

In der von Bossert verfaßten Gemeindechronik ist dies der früheste Hinweis auf die Existenz des Klosterhofes. Die Auswertungen des gefundenen Quellenmaterials zur Hofgeschichte reichen jedoch zurück bis in das Jahr 1321. Es ist das Jahr, in dem die Klosterfrauen des Zisterziensernonnenklosters in Rottenmünster am Neckar den Gundelfinger Hof erwarben.

Und auch die Gundelfinger Herrschaftsverhältnisse änderten sich zu Beginn des 14. Jahrhunderts. Fast dreihundert Jahre hindurch hatte der Ort zum Herrschaftsgebiet der Herzöge von Zähringen gehört, die das im Jahre 1091 n. Chr. auf die Schwarzwaldhöhen verlegte Kloster St. Peter zwischenzeitlich mit zahlreichen Besitztümern ausgestattet hatten. Dem Güterbuch von St. Peter ist zu entnehmen, daß



Abb. 2 Giebelwand des Klosterhofs vor der Restaurierung. (Bildvorlage der Autorin)

in diesem Zeitraum auch eine stattliche Anzahl von Höfen in Gundelfingen durch Schenkungen und Verkäufe in den Klosterbesitz St. Peters gelangten. Aus dem Güterbuch nicht ersichtlich ist jedoch, ob auch der Gundelfinger Klosterhof in den Jahren 1100 bis 1300 n. Chr. bereits zum Besitz St. Peters gehörte.⁴ 1327 sind es dann die Nachfolger der Zähringer Herzöge, die sogenannten Grafen von Freiburg, die das Dorf Gundelfingen an den Freiburger Schultheißen „Schnewlin Bernlapp von Zähringen“ verkaufen.

Aber auch weit entfernt vom Breisgau, im Frauenkloster des Zisterzienserordens in Rottenmünster am Neckar, beschäftigte man sich zu diesem Zeitpunkt ebenfalls mit den Besitzverhältnissen in Gundelfingen. Die klösterlichen Verwalter berichten in den Lager- und Rechnungsbüchern über den Kauf von einigen Gütern im Breisgau in den Jahren 1320/1321.^{5, 6}

Es erscheint zunächst durchaus ungewöhnlich, daß die Klosterfrauen zu Beginn des 14. Jahrhunderts klösterlichen Besitz erstanden, der in solch weiter Entfernung zum Rottenmünsterschen Mutterhaus lag. Immerhin waren die Verwaltung der Besitzungen und der regelmäßige Gütertausch für die klösterlichen Verwalter aufgrund der großen geographischen Distanz zwischen Rottenmünster und dem Breisgau nicht einfach. Die Gründe für den Erwerb der landwirtschaftlichen Güter sind jedoch von überaus praktischer Natur. Die Rottenmünsterfrauen verfügten über einen beachtlichen Grundbesitz am oberen Neckar. Hierüber konnten sie ihren, nach dem nicht nur für den Zisterzienserorden geltenden Prinzip klösterlicher Selbstversorgung, täglichen Bedarf an Naturalien fast ausschließlich selbst abdecken. Allerdings besaßen sie in der Gegend um Rottenmünster keine eigenen Rebhöfe. Was ihnen also gänzlich fehlte, war die Selbstversorgung mit Wein. Um diese Lücke zu schließen, erwarben sie, trotz der für damalige Verhältnisse erheblichen Standortproblematik, einige Güter im Breisgau, darunter neben anderen kleineren Höfen ein großes Weingut in Ebringen sowie den Klosterhof in Gundelfingen.^{7, 8}

Zurück zu den Eintragungen der klösterlichen Verwalter in den Lager- und Rechnungsbüchern. Das Lagerbuch von 1327 überliefert für den Gundelfinger Besitz die Kaufsumme von 200 Mark Silber. Die Hälfte des Betrags finanzierten die Nonnen über eine Stiftung. Der Ritter Burkhard von Triberg, ein Reichsministerial, machte den Klosterfrauen in den Jahren 1310 bis 1332 mehrere großzügige Schenkungen. Später, im Jahre 1328, wurde seine eigene Tochter Äbtissin von Rottenmünster. Der Ritter selbst liegt in der Stiftskirche des Klosters begraben.⁹ Im Kaufjahr 1321 überließ Burkhard dem Kloster den stattlichen Betrag von 100 Mark Silber, durch den der Erwerb der Gundelfinger Besitzungen möglich wurde.¹⁰

Bis spät in das 17. Jahrhundert hinein sollten sich die Besitzverhältnisse am Klosterhof nun nicht mehr ändern. Denn der Gundelfinger Hof zählte von nun an zum festen Besitz Rottenmünsters. Über die genauen Besitz- und Abgabenverhältnisse zwischen dem Kloster und den Klosterhofbauern in den folgenden Jahrhunderten geben die Eintragungen in den Lager-, Zins- und Rechnungsbüchern der Rottenmünsterschen Klosterwirtschaft detailliert Auskunft. Erst ab dem Jahr 1767 taucht der Klosterhof in den Rechnungsbucheintragungen der klösterlichen Verwalter nicht mehr auf. Bis zu diesem Zeitpunkt erweisen sie sich jedoch als verlässliche Quelle für Überlieferungen aus dem Leben und Wirtschaften am Klosterhof.

Abgaben und Lehensverpflichtungen der Klosterhofbauern

Wie zur damaligen Zeit üblich, lag auch das Hauptgewicht der Rottenmünsterschen Klosterwirtschaft auf dem Lehensbesitz. Bereits im 15. Jahrhundert zählte der Klosterhof zu den großen Erblehenhöfen der Zisterzienserinnen. Die Klostergüter wurden gegen Zins von den Lehensträgern bewirtschaftet. Dies waren auch in Gundelfingen in der Regel die Bauern, die selber den Pflug führten. Die Art der Leihe läßt sich für das 13. und 14. Jahrhundert schwer ermitteln, da in den überlieferten Quellen oftmals nur von Lehenshöfen die Rede ist und eine Unterscheidung zwischen Erblehen und Leiblehen noch nicht getroffen wurde. Wohl auch, weil die Erblehenschaft in ihrer späteren Form noch nicht bekannt war. Diese setzte sich erst ab dem 15. Jahrhundert allmählich durch, und auch in den Lager- und Rechnungsbüchern der Rottenmünsterschen Klosterverwalter ist erst später die Rede vom „... großen Erblehenhof zu Gundelfingen“.¹¹

Von den Abgaben an Zinsen und Gülten,¹² die die Klosterhofbauern an ihre klösterlichen Grundherren zu leisten hatten, zeugen Urkunden, Lehensbriefe und Verträge aus dem 15. und 16. Jahrhundert, die heute größtenteils im Hauptstaatsarchiv in Stuttgart und im Generallandesarchiv in Karlsruhe archiviert sind. So ist zum Beispiel eine Urkunde von 1426 überliefert, die bezeugt, daß der Bauer Walter Bumann aus Verstetten¹³ dem Gundelfinger Verwalter des Klosters Rottenmünster im Hof zu Gundelfingen 1 ½ Jauchert Acker übergibt.¹⁴

Bereits zu Beginn des 14. Jahrhunderts erfolgten die Abgaben der Bauern an die Grundherren meist in feststehenden jährlichen Zinszahlungen. Verschiedene Getreidesorten, in der frühen Zeit hauptsächlich Kernen [Dinkel], Roggen und etwas Haber [Hafer], ab dem 16. Jahrhundert auch Hühner und Eier, zählten dabei zu den wesentlichen Abgabearten. Neben Getreide und Holz mußten die Bauern oftmals auch die Fisch- und Jagdrechte an ihre Grundherren abtreten. Ab dem späten 15. Jahrhundert dann wurden die Zinsabgaben zunehmend auch in Form von Geld geleistet, so auch am Klosterhof.

Der nachfolgende, in Auszügen wiedergegebene Vertrag vom Dienstag nach Sankt Valentinstag des Jahres 1479 zwischen den Klosterfrauen von Rottenmünster und den vier Klosterhofbauern Hammann Müller, Hammann Gipper, Hammann Günther und Konrad Mürer enthält die vertragliche Erneuerung über die von den Bauern jährlich zu leistenden Zinszahlungen an die klösterlichen Grundherren. Hatte man bisher regelmäßig am Sankt Martinstag jeweils 100 Mutt Roggen und 40 Mutt Weizen an Zinsabgaben geleistet, so wird in diesem Vertrag für die Zukunft vereinbart, statt der ursprünglichen Naturalabgaben an Getreide nun die Lehensverpflichtungen in Freiburger Währung zu zahlen. Der zu zahlende Preis betrug fortan 20 Pfund Rappen Freiburger Pfennig.

*... Gegeben am nächsten Dienstag nach Sankt Valentinstag
da man zählt von Christi Geburt an vierzehnhundert siebzig und neun Jahre.*

*„Wir nachbenannten Hammann Gipper, Hermann Günther,
Hammann Müller und Cunrad Mürer alle vier zue Gundelfingenn
gesessenn bekennen öffentlich unnd thund kund aller mengklichem*

mit disem brieve daß wir mit den Erwürdigenn gaistlichenn frowenn frow Agnesa Ebbtissin unnd Convent frowenn gemeinlich des Gotzhaus Rottenmunster Citteller ordenns Im Costenntzer Bistumb by rotwill gelegenn. Als vonn der hundert mutt rogekenn und viertzig mutt weyssenn wegen so wir Inen bitzhar Jarlichs usser unnd ab Irem hofe zue Gundelfingenn gelegenn uff sannt Martinstag zue rechtem hoüe zins zugebenn pflichtig gewäsenn unnd sy widerumb mit unns fruntlich und gütlich uberkommen unnd eyns wordenn seindt Also das wir oder unnser erbenn den egenanten frowenn von Rottenmünster unnd Iren nachkomenn umb unnd für die ietzgenannten hundert unnd viertzig mutt kornn zinse usser unnd ab dem vorbenannten hofe zue Gundelfingenn zwaintzig pfund Rappenn pfennig gutter unnd gewonlicher friburger werung“¹⁵

Nach der „freundlichen und gütlichen Übereinkunft mit den Klosterfrauen“ bitten die vier Klosterhofbauern abschließend den damaligen Herrn über Gundelfingen, den „Ritter Adam Snewlin Bernlappen von Zähringen“, sein Siegel an den Vertrag zu hängen.

Dieser „Adam Bernlapp Ritter“ gewährt die Bitte und unterstreicht damit die Rechtswirksamkeit der Zinsregelung.

„... Des alles zue warem offen unnd stettenn Urkhunde hand wir hamman Gipper hamman Günther hammann Müller und Cunrad Müerer obgenannt alle viere mit ernnst gebettenn den strengenn vestenn hernn adam Snewlin Bernlappenn von Zeringen Ritter unseren gnadigen hernn das er sin Innsigell unns alle unnser erbenn und nachkommen damit dene ding zuubersagende gehennkt hant an disen brieve. Das auch Ich derselb adam bernlapp Ritter von Ir aller Bett Bekenn gethann habenn, doch mir minen erbenn und nachkomenn Inn allweg unschedlich unnd unvergriffenn. Gebenn an nechsten Zinstag nach Sannt Veltinstag do man zalt vonn Cristi geburt viertzehenhundert sibentzig und Nun Jar.“¹⁶

Für den Einzug der anfallenden Abgaben war die geographische Lage der Dörfer entscheidend. Auf Grund der großen Entfernung zum Mutterhaus ließ das Kloster die Abgaben auf eigene Kosten in den betreffenden Orten abholen. Für die rottenmünsterschen Besitzungen im Breisgau wurde der Ebringer Hofmeister dazu bestimmt, sämtliche dem Kloster gebührende Zinsen und Abgaben einzufordern.¹⁷



Abb. 3 Giebelwand des Klosterhofs nach der Restaurierung. (Bildvorlage der Autorin)

Streitigkeiten am Klosterhof

Wurden die Verpflichtungen nicht eingehalten, drohte den Bauern der Verlust des Lehens. Auch durfte das Lehen ohne Genehmigung des Grundherren weder weiter verkauft noch vertauscht, Teile davon veräußert oder Schulden darauf aufgenommen werden. Im Jahre 1504 kam es am Klosterhof zu Streitigkeiten zwischen den Lehensnehmern und -gebern. Mit der Folge, daß Rottenmünster sein Lehen zu Gundelfingen vorübergehend einzog, um den Hof anderweitig zu verleihen.¹⁸ Die Entscheidung für den Lehensentzug begründeten die Klosterfrauen mit dem eigenmächtigen Handeln der Bauern, die die Hofanteile untereinander neu verteilt hatten, ohne das Kloster darüber zu informieren. Denn am Klosterhof hatten sich seit 1479 die Familienverhältnisse verändert. Zum Zeitpunkt des nachfolgend auszugsweise abgedruckten Vertragstextes aus dem Jahr 1504 lebte, außer Hammann Gipper, keiner der ehemaligen Unterzeichner des Vertrages von 1479 mehr. Aus diesem Grund verteilten die vier Familien die Hofanteile zwischenzeitlich neu. Erst über zwanzig Jahre später, im Jahre 1504, hatten allerdings die neuen Besitzer den „...ehrwürdigen geistlichen Frauen von Rottenmünster...“, im Namen all ihrer Anverwandten, von den Veränderungen berichtet.¹⁹

Dies war der Auslöser für den Streitfall, den die Gundelfinger Bauern mit dem vorübergehenden Entzug des Lehens büßen sollten. Und obwohl die Klosterhofbauern in ihrem Schreiben mehrmals versprochen, „... den Zins zu halten und zu leisten, als stünden sie mit ihrem eigenen Namen auf dem Lehnsbrief...“,²⁰ war die gerichtliche Auseinandersetzung zwischen den Bauern und den Nonnen nicht mehr zu vermeiden. Die Tatsache, daß die Verwandten der bisherigen Inhaber den Hof „... nicht vom Gotteshaus Rottenmünster empfangen, und dieselben auch ohne Wissen und Willen der Klosterfrauen die Güter zum Teil verkauft oder unter sich aufgeteilt hatten ...“, eskalierte zum Rechtsstreit und dem vorübergehenden Einzug des Lehens.²¹

Der endgültige Ausgang des Streits bleibt spekulativ, da aus den Dokumenten und Aufzeichnungen des Justitiars nicht eindeutig hervorgeht, wie man damals zu einer Einigung gelangte. Da der Hof aber, wie in den Rechnungs- und Zinsbüchern des Klosters dokumentiert ist, in den folgenden Jahrzehnten nach wie vor auch von den Familien Müller und Gipper bewirtschaftet wurde, kann man wohl davon ausgehen, daß die damals für ihre gütige und wohlwollende Art bekannten Klosterfrauen von Rottenmünster es bei diesem einmaligen und vorübergehenden Lehensentzug beließen.

Der Vertragstext der Klosterhofbauern über den Erbzins und die neuen Besitzverhältnisse von 1504

*„Rottenmünster Gundelfingen Vertrag deß
Rottenmünsterlichen Hofes zu gundelfingen
gelegenn wegen jährlich uff Martini fallenden
Zinses“ [1504]*

*Wir nach benampten Caspar Dietrichen
Caspar Müller unnd Melcher Eberhartt*

*alle sesshafft zue Gundelfingenn beken-
nen offentlich unnd thund kund meng-
lichen mit dem brieffe ...*

*... wann nun us den obgemelten
trägern hamman Günther, Hamman
Müller und Cunrad Mürer abgestorbenn
sind unnd nun noch Hamman Gipper
im leben ist.
Darumb und uß schuldi-
ger pflicht obenn angezaigts Lehennbriefs
unn um das wir sollichen Zins etli-
cher maß auch zurichtenn tailhafftig
sind, so habenn wir unns, nehmlich Ich
Caspar Dietrich an statt Hamman Günthers
seligenn, Caspar Müller an statt mins
Vatters Hammann Müllers seligen, und Ich
Melcher Eberhardt an statt Cunrad Mü-
rers seligenn all gemeinlich und un-
verschaidenlich für unns unnsere erbenn
unnd nachkommen gegen gemelten unnsern
frowen zue Rotenmünster unnd allenn
Iren Nachkommen ...*

*... besiegelt unnd geben ist
am fritag nechst vor dem Palmtag
nach Christi unsers lieben herrn
geburth gezalt fünffzehnhundert
und im Viertenn Jare*

Die Streitsache Rottenmünster gegen die Lehensmänner von Gundelfingen wegen
des vertragswidrigen Verhaltens

*Clag Cunrat binders zu Rotenmünster
alß Schaffner contra Martin Dietrich
zu gundelfingen samt seinen mit-
verwandten, ist wie das sy die güter
nicht vom gotzhuß Rotenmünster empfangen
die selben auch ohne ihr wißen unnd willen
under inen zum theil verkaufft unnd
abgethailt, derohalben solch güter wieder-
umb fellig werden, unnd hoff das si
sich derselbigen mit ablegung aller er-
gangener Zinßen müßigen und abstan
auch daran un verhindert bleiben laßen
samt bekentnis costen und schaden oder dar*

*umb zu inn allen mit aucht und anlaite
wie recht ist gericht werden.*

Salvo Jure addendi minuendi etc.

Danck

Auszüge aus der Zins- und Gütererneuerung von 1569 1571

Die genauen Besitzverteilungen am Klosterhof sind in den umfangreichen Rechnungsbucheintragen des Klosters Rottenmünster überliefert. Von den klösterlichen Verwaltern wurden die regelmäßig stattfindenden Zins- und Gütererneuerungen detailliert aufgezeichnet. Eine umfassende Erneuerung des Rottenmünsterschen Besitzes fand zum Beispiel in den Jahren 1569 bis 1571 statt. Die Neuverteilung der Güter und die damit verbundene Zinsfestschreibung erfolgte durch den markgräflichen Vogt von Gundelfingen, Valentin Nagel.²²

Neben den Verteilungen an Grund und Boden und der Festsetzung der Grenz- und Gemarkungslinien liefern diese gut erhaltenen Erneuerungsakten zudem demoskopische Anhaltspunkte über die zu diesem Zeitpunkt vorherrschenden Familienverhältnisse am Klosterhof. Bereits in dem überlieferten Vertragstext über die jährlich auf Martini fallenden Zinsen aus dem Jahre 1479 wird der Name Hermann Müller als einer der vier Gundelfinger Lehensnehmer genannt. Wie bereits erläutert, zählte die Familie Müller auch nach dem Rechtsstreit von 1504 weiterhin zu den Bauern am Klosterhof. Im Rahmen der Gütererneuerung in den Jahren 1569 bis 1571, deren Abschrift in Auszügen nachfolgend abgedruckt ist, war es nun wieder ein Sprößling aus dem Geschlecht der Familie Müller, der Klosterhofbauer Thomas Müller, der von den klösterlichen Grundherren eine beachtliche Anzahl an Jauchert, Matten und Holz erhielt.

Abschrift in Auszügen aus der Gütererneuerung in den Jahren 1569–1571

*Ernewerung
Zu Gundelfingen, dem Gottshauß
Rottenmünster zugehörig
69*

*Ist Ingrossiert Colationiert vnd
beiden thailen vberschickht worden
anno 71*

*ICH VALENTHIN NAGELL DIESER
Zeyt vogt zu Gundelfingen, Richter anstatt vnnnd
In nammen deß durchleüchtigen hochgeborenn
fürsten vnd Herrn, Herrn Karoli Marggrauen
zu Baden vnd Hachberg, Landtgrauen zu Susem-
berg, Herrn zu röteln vnd Badenweyler.
Meins gnedigen fürsten vnd herrn. Be-
khennen vnd thun kundt ... und bitten lassen,
deß Gottshauß rottenminsters bey*

*Rottweyl In Schwaben gelegenn Gieter vnd Zins
Zu Gundelfingen, Zu uerhietung Künfftiger
Spenn vnd Irrung alhie Renouiren vnd Er-
newern zulaßen. ...*

*... ERSTLICHEN Ein Platz vngeuarlich vf
drey Jauchardten vnder der Kirchen
Im dorff gelegen, darauf Jezundt
drey Hoffgesäß, hauß, schewren vnd
Gärten aneinander gebawen, die
Almendt an dreyen, Zum Vierten ort
an Thoman Otten stossendt. Diese
drey hoffgesäß haben Jeziger Zeyt
die ober thoman Müller, die mittler
Melchior gipper, Vnd die vnder thoman
Ott Inhandts.*

... HOLTZ

*ZWO JAUCHART HOLTZ, genandt
der rottenminster stauden, baider
seitten an thoman Otten, oben vf
die Almendt, vnden auf die Ackher
haben Lenz Ihrinnger ein halbe,
Thoman Müller ein halbe, thoman
Ott ein halbe, vnd Melchior Gip-
per ein halbe Iauchart Inhandts.*

*ACKER IM VNDERN
VELDT*

*SIBEN IAUCHARDT genant Am Moß
Acker, zwischen Thennenbacher vnd
Hans Spiesen des alten vogts seeligen
verlaßene wittfrawen güetter.
Stost oben an die fraw zum weyher,
Vnden an die Müel Matt, haben
Lenz Ihrinnger zwu, Caspar
vnd Balthasar die dieterich gebrüder
auch zwu Iauchardten Inhandts.*

*SECHS JAUCHARDT Ackers in der
Binden, zwischen dem Vörstetter weeg
vnd den matten genant die Beyfang,
stost oben vnd Vnden an die Agneser
güetter, Daran haben Innen
Lenz Ihrinnger drey, vnd Thoman Ott die ander dry Iauchhardten. ...*

Die letzte Gefälle-Renovierung des Klosters Rottenmünster zu Gundelfingen erfolgte 1656.²³ Der Hof befand sich zu diesem Zeitpunkt wohl noch im Besitz der Klosterfrauen, wird aber in den Rechnungsbüchern bereits nicht mehr genannt. Ab 1767 taucht der Klosterhof auch in den Lagerbucheinträgen des Klosters nicht mehr auf.²⁴ Leider finden sich in Rottenmünster keine Verkaufsdokumente darüber, ob der Klosterhof in markgräflichen Besitz wechselt. Zahlreiche Aufzeichnungen der markgräflichen Gemeindevögte und Hinweise in der Gundelfinger Gemeindechronik aber weisen auf die Übernahme der klösterlichen Besitztümer durch die Markgrafschaft hin.²⁵

Weitere Belege für die Zugehörigkeit des Klosterhofes zur Markgrafschaft führen in die Zeit der zahlreichen kriegerischen Auseinandersetzungen, die auch den Südwesten vom 16. bis 18. Jahrhundert erfaßten. Insbesondere die Gundelfinger hatten in diesen Kriegsjahrzehnten enorm zu leiden. Und das lag nicht zuletzt an der relativ ungeschützten geographischen Lage in der Ebene vor den Toren Freiburgs, die den Bewohnern kaum Schutz vor Plünderungen und Angriffen bot.

Für die markgräfliche Verwaltung erstellten die Gemeindevögte in den Kriegsjahren genaue Verzeichnisse über die Höhe der Kontributionslasten in den einzelnen Dörfern.²⁶ Die Gemeinden wurden in erster Linie durch die hohen Kriegsabgaben in Form von Steuern und Naturalabgaben belastet. Auch die Heerfolgepflicht für die zu Frondiensten verpflichteten Bauern sowie die Zerstörung zahlreicher Höfe und Gemeinden durch Brandschatzung hatte für die Menschen verheerende Folgen. Betroffen von diesen Kriegslasten waren auch die Menschen am Klosterhof. Die Aufzeichnungen der markgräflichen Gemeindevögte über die Kriegsabgaben, die etwa der Klosterhofbauer Christian Müller in den Jahren 1688 bis 1714 zu leisten hatte, überliefern folgende Zahlen: für den Orlean'schen Krieg, der von 1688 bis 1697 im Land tobte, hatte der Bauer 137 Gulden zu zahlen. Einige Jahre später, im spanischen Erbfolgekrieg,²⁷ trafen denselben Christian Müller aus Gundelfingen noch weitaus größere Belastungen:

„Christian Müller hatte 80 Mann Einquartierung und mußte 12 Laib Brot, 9 Klafter Holz, 800 Zaunstecken, 1 Sack voll dürrer Schnitze, 1 Sack Hafer, 1 Sack Gerste, 4 Enten, 4 Gänse, 3 Hühner, 1 Beil, 20 Weizengarben, 12 Hafergarben, 8 Wagen Heu und Öhmd 800 Bund Stroh abliefern, hatte mithin einen Schaden von 246 Gulden.“²⁸

Im 19. Jahrhundert, bereits lange nach der Abschaffung der Leibeigenschaft durch den von der Bevölkerung als „Menschenfreund“ geschätzten Markgraf Karl-Friedrich aus dem Jahre 1783,²⁹ und bereits nach der Übernahme aller kirchlichen Obliegenheiten durch den Staat, fiel die Regelung der Besitzverhältnisse und Abgaben am Klosterhof in das Aufgabengebiet der Verwalter des 1806 neu gegründeten Großherzogtums Baden. Ab 1810 wurde die Gemeinde Gundelfingen und damit auch der Klosterhof schließlich dem Landamt Freiburg zugeteilt.

Im Familienbesitz der Familie Müller befinden sich auch heute noch Aufzeichnungen über die Besitzverhältnisse seit 1767, dem Jahr, in dem der Gundelfinger Hof erstmals nicht mehr in den Rechnungsbüchern des Klosters Rottenmünster auftaucht. In den 70er Jahren des 20. Jahrhunderts fand man bei der Innenrenovierung

des Klosterhofes, im Fachwerk zwischen alten Holzbalken, eine Sammlung unterschiedlicher Familiendokumente. Das älteste aufgefundene Dokument ist vermutlich ein Schuldschein, den Christian Müller seinem Bruder Martin, dem er Kapital geborgt hatte, am 22. Oktober 1767 ausgestellt hat. Leider befinden sich die Dokumente heute in sehr schlechtem Zustand, so daß nur noch fragmentarische Übersetzungen angefertigt werden können, die aber die Identifizierung als Schuldscheine ermöglichen. Neben einem weiteren Schuldschein von 1780 sind noch zwei zusätzliche Dokumente aus den Jahren 1789 und 1796 erhalten, bei denen es sich um eine Quittung und einen Kaufvertrag handelt. Beide Belege sind von dem Klosterhofbauern Johann-Georg Müller ausgestellt worden.³⁰

Ab dem 19. Jahrhundert ermöglichen die biographischen Aufzeichnungen und Eintragungen in der Evangelischen Gemeindechronik, in den Brandversicherungsbüchern und den Grundbüchern der Gemeinde Gundelfingen eine exakte Rückverfolgung der familiären Entwicklungen der Familie Müller und der Besitzverhältnisse am Klosterhof. In der alten Kirchenchronik wurden sämtliche Eintragungen zu Taufe, Verheiratung und Tod von Gemeindemitgliedern festgehalten. Auch finden sich hier vereinzelt Nachrichten über wichtige Ereignisse im Dorf. Über den Klosterhofbauern Georg Jakob Müller etwa, der in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts am Hof lebte und wirtschaftete, ist hier seine Geburt, die Heirat mit Eva Müller aus dem Jahre 1823 und auch sein Todesdatum 1856 festgehalten.³¹

Mit dem ausgehenden 19. Jahrhundert nehmen die Grundbucheintragungen der Gemeinde Gundelfingen ihren Anfang. In ihnen sind die Familienverhältnisse am Klosterhof bis heute exakt dokumentiert. Die älteste aufgefundene Eintragung zur Familie Müller im Grundbuch der Gemeinde stammt aus dem Jahr 1887. Sie regelt die Erbfolge zwischen Maria-Magdalena Müller, Witwe des verstorbenen Michael Müller und ihren Söhnen August Müller und Karl-Wilhelm Müller. Der Hof samt Stallung sowie die umliegenden Flurstücke verblieben im Besitz der Witwe. Die Äcker und Wiesen wurden an Mutter und Söhne durch Verlosung aufgeteilt.³²

Die Ursache für die starke Zersplitterung des Gesamtbesitzes zu Beginn des 19. Jahrhunderts läßt sich ebenfalls mittels der fortlaufenden Grundbucheintragungen interpretieren. Nachdem Napoleon die Herrschaft über den badischen Raum in Anspruch genommen hatte, führte er eine neue Erbfolgeregelung ein. Diese neue Regelung berücksichtigte fortan alle Erben gleichermaßen. Die Folgen waren auch in Gundelfingen zu spüren. Es entstanden die sogenannten „Handtuchparzellen“. Im Zuge der Flurbereinigung versucht man daraus in der neueren Zeit wieder größere und zusammenhängende Flächen zu schaffen.^{33, 34}

Eine weitere Quelle zur Erforschung der Familienchronik ist das Brandversicherungsbuch der Gemeinde Gundelfingen aus den Jahren 1785 bis 1842, in dem die Eigentümer und der Wert eines Gebäudes festgelegt wurden. In Gundelfingen wurde das erste Brandversicherungsbuch 1785 angelegt. Der darin vorhandene Eintrag über das „Hauß 39“, den Klosterhof, ist das älteste Dokument über die Existenz der Familie Müller im Gundelfinger Archiv.³⁵ Als Eigentümer werden Martin Müller, Johann Georg Müller und Georg Jakob Müller genannt, unter denen der Gesamtbesitz aufgeteilt war.

Mit dem ausgehenden 19. und dem Beginn des 20. Jahrhunderts läßt sich die Ent-

wicklung der Familienverhältnisse, neben den Grundbucheintragungen, anhand der überlieferten Erb- und Familiendokumente chronologisch nachlesen. Bis heute wird der Klosterhof von der Familie Müller bewirtschaftet. Der letzte Wechsel der Besitzverhältnisse erfolgte Anfang der 90er Jahre, als der bisherige Klosterhofbauer den Hof seinem Sohn Michael Müller übergab. Dieser bewirtschaftet den Klosterhof seither nach den Richtlinien des ökologischen Landbaus. Der heutige Schwerpunkt liegt auf dem Anbau von Gemüse, aber auch Getreide und Körnerfrüchten.

Literaturverzeichnis, Quellen und Archive:

- JAKOB BOSSERT: Wie ich meinen Mitbürgern und Schülern die Geschichte ihres Heimatortes Gundelfingen und Umgebung erzähle. Gemeindechronik Gundelfingen. Freiburg 1910.
- HORST BUSZELLO (mitverantw.): Der Oberrhein in Geschichte und Gegenwart. Von der Römerzeit bis zur Gründung des Landes Baden-Württemberg (Schriftenreihe der Pädagogischen Hochschule Freiburg, Bd.1). Freiburg 1986.
- EVANGELISCHES PFARRARCHIV GUNDELFINGEN
- FREIBURG IM BREISGAU. Stadtkreis und Landkreis. Amtliche Kreisbeschreibung, hrsg. vom Statistischen Landesamt Freiburg i. Br. und dem Landkreis Freiburg, 2 Bde. Freiburg 1965.
- FREIBURGER DIÖZESAN-ARCHIV
- FREIBURGER URKUNDENBUCH
- GEMEINDEARCHIV GEMEINDE GUNDELFINGEN
- GENERALLANDESARCHIV KARLSRUHE
- E. H. HALLER: Rottenmünster. Gründung, Entwicklung, Aufhebung. o. O. 1932.
- HAUPTSTAATSARCHIV STUTTGART
- E. HOFFMANN: Die Entwicklung der Wirtschaftsprinzipien im Zisterzienserorden während des 12. und 13. Jh. Historisches Jahrbuch 31. 1910.
- B. HUEMER: Verzeichnis der deutschen Cistercienserinnenklöster. SMGBOZ 37 (1916) 1–47.
- WOLFGANG HUG: Geschichte Badens. Stuttgart 1992.
- EVELIN KLEIN: Gundelfingen 1918–1949. Freiburg 1995.
- A. KRIEGER: Topographisches Wörterbuch des Großherzogtums Baden, 2 Bde. Karlsruhe 1904.
- LANDESZENTRALE FÜR POLITISCHE BILDUNG BADEN-WÜRTTEMBERG (hrsg. von): Badische Geschichte. Vom Großherzogtum bis zur Gegenwart. Stuttgart 1979.
- M. REICHENMILLER: Das ehemalige Reichsstift und Zisterzienserinnenkloster Rottenmünster. Diss. Stuttgart 1964.
- AMBROSIUS SCHNEIDER (Hrsg.): Die Cistercienser. Rheinland Verlag in Kommission bei Rudolf Habelt Verlag GmbH, Bonn.
- STAATSARCHIV FREIBURG, Abteilung Landesbeschreibung.
- UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK FREIBURG
- ZEITSCHRIFT FÜR DIE GESCHICHTE DES OBERRHEINS

Verträge und Aufzeichnungen aus den Lager- und Rechnungsbüchern des Klosters Rottenmünster

- 1321 Der Ritter Burkhard von Triberg, ein Reichsministerial, stiftet dem Kloster Rottenmünster in den Jahren 1310 bis 1332 mehrere Geld- und Sachspenden, im Jahre 1321 100 Mark Silber. Die Höfe des Klosters zu Gundelfingen wurden zur Hälfte mit Hilfe dieser Schenkung bezahlt.

- Quelle:* M. REICHENMILLER: Das ehemalige Reichsstift und Zisterziensernonnenkloster Rottenmünster. Stuttgart 1964, S. 21.
Überlieferter Vertrag/Eintrag: Generallandesarchiv Karlsruhe (GLAK) 4/408 Orig. Perg. : Lagerbuch Rottenmünsters von 1327.
- 1426 23. Juli 1426: Walter Buman von Verstetten übergibt dem Kloster Rottenmünster 1 ½ Jauchert Acker im Hof zu Gundelfingen.
Überlieferter Vertrag/Eintrag: GLAK 21/K.199.
- 1479 16. Februar 1479: vier Einwohner von Gundelfingen treffen mit dem Kloster Rottenmünster ein Abkommen wegen der Gülten von dessen Hofe zu Gundelfingen.
Überlieferter Vertrag/Eintrag: GLAK 21/K.198.
- 1480 Urbar des Klosters Rottenmünster, Hof zu Gundelfingen, 1480 im Lagerbuch des Klosters Rottenmünster erwähnt;
 Inhaltsvermerk: „Ernewerung der guetter, so in den Rottenmünsterischen hoff zue Gundelfingen gehören, beschehen 1480“.
Überlieferter Vertrag/Eintrag: Hauptstaatsarchiv Stuttgart H 232 Lagerbuch Bd. 142.
- 1504 29. März 1504: Kaspar Dietrich und Kaspar Müller zu Gundelfingen schließen mit dem Kloster Rottenmünster einen Vertrag wegen der Gülten vom Hof des Klosters in Gundelfingen.
Überlieferter Vertrag/Eintrag: GLAK 21/K.198.
- 1504 Vertrag zwischen Gundelfingen und Rottenmünster wegen des jährlich auf Martini fallenden Zinses von dem zum Kloster Rottenmünster gehörigen Hofe zu Gundelfingen.
Überlieferter Vertrag/Eintrag: GLAK 229/36353.
- 1569–1571 Erneuerung der dem Kloster Rottenmünster zugehörigen Güter und Zinsen in Gundelfingen.
 Zinsbücher: GLAK 66/3264.
- 1627 26. September 1627: Martin Flescher, Martin Hemker, Hans Jenninger und Oswald Scherenburger reservieren gegenüber dem Kloster Rottenmünster über die Belehnung mit dessen Erblehenhof zu Gundelfingen.
Überlieferter Vertrag/Eintrag: GLAK 21/K.197 Or. Perg. 25 Kop. Pap.
- 1656 Gefälle-Renovation des Klosters Rottenmünster zu Gundelfingen. Der Hof befindet sich wohl noch in dem Besitz Rottenmünsters, wird jedoch in den Rechnungsbüchern nicht mehr genannt.
Quelle: REICHENMILLER (wie oben), S. 113.
Überlieferter Vertrag/Eintrag: GLAK 229/36423.
- 1767 In den Rechnungsbüchern des Klosters Rottenmünster taucht der Klosterhof in Gundelfingen nicht mehr auf.
- 1782 Im Berain des Klosters St. Peter von 1782, der Güterbeschreibung durch den Renovator Friedrich Benjamin Seufert, in der die jährlich anfallenden Zinsen an Geld und Bodenfrüchten festgelegt waren, werden die Besitz- und Familienverhältnisse des Klosterhofes aus dem Jahre 1497 beschrieben:
 „Der sogenannte Klosterhof in Gundelfingen gehörte 1497 dem Cittlerorden zu Rottenmünster bei Rottweil am Neckar. Es waren vier Familien im Besitz dieses Hofgutes: Hamann Gipper, Hamann Günter, Hermann Müller und Konrad Mürer. Sie zinsten für 57 Jauchert Acker im obern Feld und 70 Jauchert Acker im untern Feld, 20 Jauchert Matten und 2 Jauchert Holz (Rottenmünsterstauden), 560 Sester Korn und für den Hof 20 Pfund Rappen.“
Quelle: Gemeindechronik Gundelfingen. Gemeindearchiv

Anmerkungen

- ¹ JAKOB BOSSERT: Gemeindechronik Gundelfingen. Freiburg 1910, Vorwort.
- ² BOSSERT (wie Anm. 1), S. 26.
- ³ Vgl. A. KRIEGER: Topographisches Wörterbuch des Großherzogtums Baden, 2 Bde. Karlsruhe 1904.
- ⁴ Vgl. KRIEGER (wie Anm. 3).
- ⁵ M. REICHENMILLER: Das ehemalige Reichsstift und Zisterziensernonnenkloster Rottenmünster. Stuttgart 1964, S. 21.
- ⁶ Vgl. E. H. HALLER: Rottenmünster. Gründung, Entwicklung, Aufhebung. o.O. 1932.
- ⁷ GENERALLANDESARCHIV KARLSRUHE (GLAK) 4/408 Orig. Perg.: Lagerbuch Rottenmünsters von 1327.
- ⁸ FREIBURGER URKUNDENBUCH III, Nr. 530: Kauf von Gütern in Wolfenweiler, Ebringen und Schallstadt um 49 Mark Silber.
- ⁹ GLAK 98/2617.
- ¹⁰ GLAK (wie Anm. 7).
- ¹¹ Vgl. REICHENMILLER (wie Anm. 5), S. 53.
- ¹² Anm. aus dem schweizerischen Recht: [zu gelten], wenig gebräuchliche Art des Grund- und Pfandrechts.
- ¹³ Heute Vörstetten, in der Nähe von Gundelfingen.
- ¹⁴ GLAK 21/K.199.
- ¹⁵ GLAK 21/K.198.
- ¹⁶ HAUPTSTAATSARCHIV STUTTGART H 232 Lagerbuch Bd.142, Urbar des Klosters Rottenmünster, Hof zu Gundelfingen.
- ¹⁷ Vgl. REICHENMILLER (wie Anm. 5), S. 57, L 16 von 1607.
- ¹⁸ GLAK 21/K.198.
- ¹⁹ GLAK 229/36353.
- ²⁰ GLAK (wie Anm. 19).
- ²¹ GLAK (wie Anm. 19).
- ²² GLAK 66/3264, Zinsbücher des Klosters Rottenmünster.
- ²³ GLAK 229/36423.
- ²⁴ Vgl. REICHENMILLER (wie Anm. 5), S. 113.
- ²⁵ Vgl. BOSSERT (wie Anm. 1).
- ²⁶ Vgl. BOSSERT (wie Anm. 1), S. 15.
- ²⁷ Spanischer Erbfolgekrieg: 1702 1714.
- ²⁸ Vgl. BOSSERT (wie Anm. 1), S. 17.
- ²⁹ Vgl. KRIEGER (wie Anm. 3).
- ³⁰ Anm. Die fragmentarischen Dokumente befinden sich im Besitz der Familie Müller am Klosterhof.
- ³¹ EVANGELISCHE KIRCHENCHRONIK: Gemeindearchiv Gundelfingen.
- ³² GEMEINDE GUNDELFINGEN: Grundbuchamt, Grundbuch von 1887, Nr. 89 ff.
- ³³ Vgl. HORST BUSZELLO: Der Oberrhein in Geschichte und Gegenwart. Von der Römerzeit bis zur Gründung des Landes Baden-Württemberg (Schriftenreihe der Pädagogischen Hochschule Freiburg, Bd. 1). Freiburg 1986.
- ³⁴ Vgl. EVELIN KLEIN: Gundelfingen 1918 1949. Freiburg 1995.
- ³⁵ BRANDVERSICHERUNGSBÜCHER: Gemeindearchiv Gundelfingen.

Die erste jüdische Gemeinde in Breisach am Rhein

Von
GÜNTER BOLL

Der älteste Beleg für die Ansässigkeit eines Juden in der freien Reichsstadt Breisach stammt aus der Regierungszeit König Albrechts I., der 1308 von seinem Neffen Johann Parricida ermordet wurde. Die im Stadtarchiv Konstanz aufbewahrte Urkunde, in der Schultheiß und Rat der Stadt Breisach kundtun, daß „*Smariant der Jude von Brisach vnser burger*“ für das den Bürgern von Konstanz verliehene Gut von Heinrich dem Schuler von Freiburg entschädigt worden sei, wurde am 27. Dezember 1301 in Breisach ausgestellt.¹

Derselbe Smariant ist 1316 als Kreditor des Burkart von Üsenberg belegt, der die Schulden seines Tochtermannes, des Markgrafen Heinrich von Hachberg, die dieser bei dem Breisacher Juden gemacht hatte, auf sich nahm. Die beträchtliche Höhe der nicht bezifferten Schuldsomme ist daraus zu ermessen, daß der Markgraf seinem Schwiegervater für dessen Bürgschaftsleistung Burg und Stadt Burkheim und die markgräflichen Rechte und Besitzungen im Talgang von Oberrotweil und Oberbergen sowie das Dorf Jechtingen als Eventualpfand einräumte.²

Nach dem im Stadtarchiv Breisach befindlichen und 1989 von Berent Schwineköper edierten Breisacher Hofstätten-Verzeichnis von 1319 zinst „Smariant der Jude für zwei einander benachbarte Häuser“ („*Smariant Judeus de duabus domibus contiguis*“) jährlich zwei Solidi an den Bischof von Konstanz. Die beiden zwischen dem „*domus zem sternem*“ und dem Haus des „*Salmannus Judeus de Berno*“ an der Ostseite der heutigen Radbrunnenallee gelegenen Häuser befanden sich ein paar Jahre später im Besitz des „*Isake Smeriandes sune von Brisach*“, der im Oktober 1328 mit „*Meigere sinem bruodere*“ als Gläubiger der „*burgere*“ von Freiburg bezeugt ist, die dem Isaak 85 und seinem Bruder Meiger 45 Mark Silbers schulden.³

Die vier Breisacher Juden „*Üle Smeriant, Jüdeli, Schöbeli vnd Üwelman*“ wurden im Januar 1349 im peinlichen Verhör ihres Freiburger Glaubensgenossen „Meiger Nase“ von diesem beschuldigt, daß sie „mit im ze rate wurden, wie sü die brvnnen ze Brisach vnd anderswa, wa sü zuo komen möhten, vergiften“ könnten, weil sie „*den berge (den Breisacher Berg) in selber behaben wolten*“. Er gibt an, daß er selbst „do bi were, do die brvnnen ze Brisach vergift wurden. Dis alles het der vorgenant Meiger Nase verjehen (gestanden) vnd geseit, das es war sige bi der varte, so er varen muoste.“ Daß es den Juden zu Breisach nach dieser schwerwiegenden Beschuldigung nicht besser erging als denen in Freiburg, die am Freitag vor Mariä Lichtmeß 1349 den Flammentod starben, steht außer Frage.⁴

Ein ziemlich sicheres Indiz für die am Ende des 18. Jahrhunderts noch lebendige Erinnerung an eine außerhalb der Stadt befindliche Stätte, an der die Breisacher

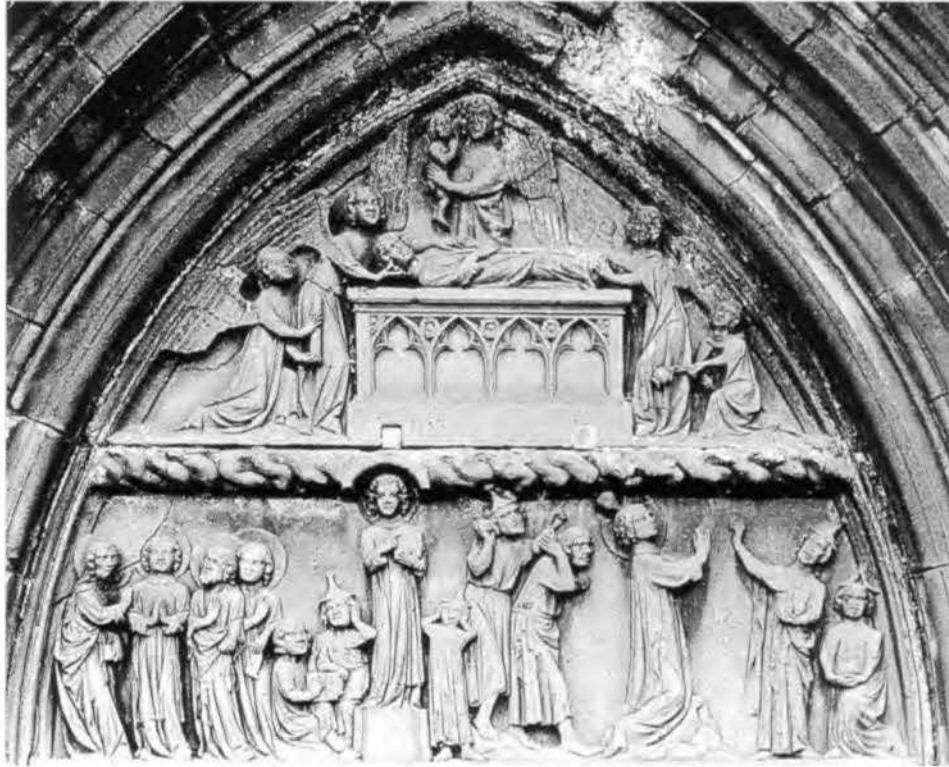


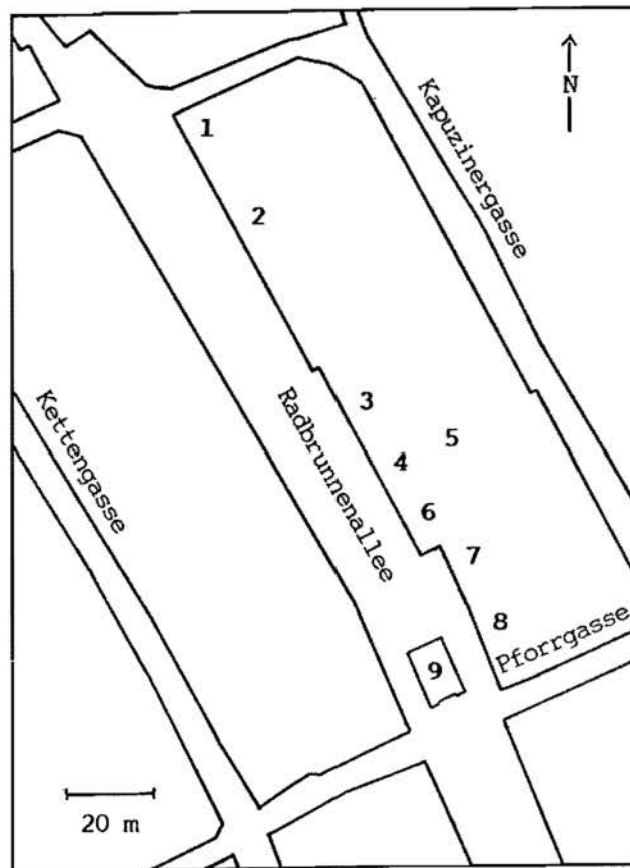
Abb. 1 Tympanon des Hauptportals am Breisacher Münster (um 1330). In der rechten unter Bildhälfte wird die Steinigung des Stephanus durch die „verstockten Juden“ dargestellt (Apostelgeschichte 7,57–58), die an den „Judenhüten“ zu erkennen sind. (Bildvorlage des Autors)

Juden verbrannt oder auf andere Weise umgebracht wurden, ist die beiläufige Erwähnung eines nördlich des Kupfertors gelegenen „Judenlochs“ in der 1793 geschriebenen Ortschronik des Breisacher Präbendars Protas Landolin Gsell (1723–1810). In seiner Beschreibung der in den Jahren 1741 bis 1745 demolierten Festungswerke lokalisiert er das äußere Glacis vor dem Kupfertor wie folgt:⁵ „Hinaus bis an die äussere Glacis war eine schöne Brücke lang und prächtig, an der äussern Glacis war alles verpalisadirt, mit Barriere=Thor gegen dem Isenberg links, und rechts gegen dem Mühlwaasfeld, abermal eine Barriere gegen dem *Judenloch*, auch mit einem Barriere=Thor.“

Auch in Ettenheim bringt man den Flurnamen „Judenloch“ mit der Ermordung der Juden im Pestjahr 1349 in Verbindung.⁶

Das Deutzer Memorbuch gedenkt des Martyriums der Breisacher Juden im Februar 1349 mit dem folgenden „Jiskor“:⁷ „Gott möge gedenken der Ermordeten und Verbrannten der Gemeinden Basel, ..., Ehnheim, Kaysersberg, *Preisach*, Sennheim, Rosheim mit den Seelen Abrahams, Isaaks und Jakobs, Saras, Rebekkas, Rahels und Leas und mit den anderen Gerechten, die im Garten Eden sind. Amen.“

Dem Hofstätten-Verzeichnis von 1319 zufolge, das bis 1325 weitergeführt wurde, wohnten die Breisacher Juden, die 1319 acht Häuser und um 1325 vierzehn Häuser besaßen, bis zur Vernichtung ihrer ersten Gemeinde unabgesondert von ihren christlichen Nachbarn. Zehn jüdische Häuser standen in der Oberstadt, vier davon zwischen dem „vicus Leonis“, der heutigen Tullagasse, und dem Haus der „predicatores“, an dessen Stelle das heutige Rathaus steht,⁸ aber nur vier in der Unterstadt (je zwei „an der strasgassen“ und bei der „Curia salis“). Die Lage der meisten jüdischen Häuser spricht nach der überzeugenden Ansicht von Michael Schmaedecke



- | | | | |
|-----|---------------------|---|--------------------------|
| 1 | Haus zum Löwen | 6 | Haus des Salman von Bern |
| 2 | Haus des Meiger | 7 | Haus zum Heiden |
| 3 | Haus zum Sternen | 8 | Kaufhaus |
| 4 5 | Häuser des Smariant | 9 | Radbrunnen |

Abb. 2 Jüdische Häuser zwischen dem „vicus Leonis“ (Tullagasse) und der Salzgasse (Pforrgasse) im Jahr 1319. (Bildvorlage des Autors)

Item Jacobus de Breisach
 dicit — vixit de Breisach,
 von dem zinst für die Kuchlung
 mit seinem hiesigen zinst
 an die jüdische Schule

Abb. 4 Erwähnung der Breisacher Judenschule im „Sanct Stephanns Zinß Rodel“ von 1533.
 (Stadtarchiv Breisach)

für die „Bevorzugung der Brennpunkte des städtischen Wirtschaftslebens“ bei der häuslichen Niederlassung ihrer damaligen Eigentümer.⁹

Besondere Beachtung verdient die zentrale Lage der 1319 im Besitz des Geldverleihers Smariant und seines Nachbarn Salmann von Bern befindlichen drei Häuser, die am Ostrand des Marktes in nächster Nähe des Radbrunnens standen.

Jüdische Hausbesitzer in Breisach 1319		
Viveli	zinst für 1 Haus	– s. 6 d.
Löwe	zinst für 1 Haus	– s. 6 d.
Gütela	zinst für 1 Haus	– s. 3 d.
Schöbelin filius Smariant	zinst für 1 Haus	1 s. – d.
Meiger	zinst für 1 Haus	1 s. – d.
Smariant	zinst für 2 Häuser	2 s. – d.
Salmannus de Berno	zinst für 1 Haus	1 s. – d.
7 Hauseigentümer	zinsen für 8 Häuser	6 s. 3 d.

In Straßburg, wo die jüdische Gemeinde am Valentinstag 1349 ins Feuer ging, wurden der „Cosmographie“ des Sebastian Münster (1488–1552) zufolge etwa 200 Juden „in einem hauffen auff der Juden Kirchhoff verbrennt“. Vielleicht sind auch die Breisacher Juden auf ihrem Friedhof verbrannt worden, den wir dem Hinweis Gsells auf die Lage des „Judenlochs“ folgend in diesem Fall im nördlich des Kupfertors gelegenen „Mühlwasen“ zu suchen hätten. Grabsteine, die sich dem Begräbnisplatz der ersten jüdischen Gemeinde zuordnen ließen, wurden jedoch bis jetzt weder dort noch andernorts gefunden.

Eine 1533 als „Judenschull“ bezeichnete Synagoge, die am Westrand der Oberstadt in der heutigen Schulgasse lag, wird erstmals in einer Quelle des 15. Jahrhunderts erwähnt, so daß wir nicht wissen, ob dieses Bethaus bereits vor 1349 bestand oder ob die erste jüdische Gemeinde ihre Versammlungen und Gottesdienste in einem andern Haus abhielt.¹⁰

Der erste urkundliche Beleg für die erneute Ansässigkeit eines Juden in der 1331 von Kaiser Ludwig dem Bayern an die Herzöge Albrecht und Otto von Österreich verpfändeten Stadt datiert vom 1. Februar 1376, an dem Abt Ludwig und der Konvent des Klosters Pairis dem weisen und bescheidenen Juden, „dem man spricht *Viuilkint ze Brisach seshaft*“, ihr „*vff dem berge ze brisach*“ gelegenes Haus samt Zugehörde, „dem man spricht heimenrätz seligen hus“, für 125 Gulden verkauften. Die nur mit dem Bischofszins belastete Liegenschaft stieß mit der einen Seite an das Anwesen des „Dietschin von Hochstat“ und mit der andern an das des „Rüdolf Genselin“. Die im Archiv der Münsterpfarrei Breisach aufbewahrte Urkunde trägt auf der Rückseite den folgenden Vermerk einer späteren Hand: „Kauff Brief, Vber dasß Hauß zum Lehwen, in Breysach vff dem berg.“ Dieser Dorsalvermerk datiert vom 27. August 1684 und ist insofern beachtenswert, als damit belegt ist, daß das 1376 von Vivilkint erworbene Haus mit dem späteren Gasthaus „Zum Roten Löwen“ identisch ist, in dem die gleichnamige Bäckerzunft ihre Trinkstube hatte.¹¹ Das 1319 im Besitz des „Nicolaus Löwe“ befindliche Haus stand als das nördlichste der an der Ostseite der heutigen Radbrunnenallee gelegenen Häuser am „vicus Leonis“.¹²

Abschließend ist festzuhalten, daß es für die von Günther Haselier vermutete Gettoisierung der zwischen 1375 und 1425 in Breisach ansässigen Juden in dem am Nordfuß des Breisacher Berges gelegenen Teil der Unterstadt, in dem dreihundert Jahre später die dritte und letzte jüdische Gemeinde wohnte,¹³ in den einschlägigen Quellen keine beweisgültigen Indizien gibt.¹⁴

Es ist nicht anzunehmen, daß das „vff dem berge“ gelegene Haus zum Löwen einen jüdischen Käufer gefunden hätte, wenn diesem die häusliche Niederlassung in der Oberstadt verwehrt gewesen wäre. Vermutlich reicht das im 18. Jahrhundert für die jüdischen Einwohner der Stadt bestehende Verbot, sich außerhalb des ihnen zugewiesenen Quartiers zwischen dem Rheintor und dem Kupfertor niederzulassen, nicht weiter als bis in die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts zurück.¹⁵

Anmerkungen

¹ Stadtarchiv Konstanz: PU Nr. 5083.

² GÜNTHER HASELIER: Geschichte der Stadt Breisach am Rhein. Bd. 1, Karlsruhe 1969, S. 135.

³ Stadtarchiv Breisach: A Nr. 9 Hofstättenverzeichnis (1319 1325). BERENT SCHWINEKÖPER: Das Hofstättenverzeichnis der Stadt Breisach vom Jahr 1319 (Teil I). In: Zeitschrift des Breisgau-Geschichtsvereins (Schau-ins-Land) 108, 1989, S. 5–82, hier S. 21–55 (Textabdruck). Urkundenbuch der Stadt Freiburg im Breisgau. Hg. v. HEINRICH SCHREIBER. Bd. 1, Freiburg 1828, S. 279–281 (CXLII).

⁴ SCHREIBER (wie Anm. 3), S. 378–383 (CXCIII).

⁵ PROTAS GSELL: Ursprung der Stadt Altbreisach. Abschrift (Stadtarchiv Freiburg: B1 Nr. 293), S. 51–52 (Nr. 117).

⁶ FRANZ HUNDSNURSCHER und GERHARD TADDEY: Die jüdischen Gemeinden in Baden. Stuttgart 1968, S. 79.

⁷ Das Martyrologium des Nürnberger Memorbuches (Quellen zur Geschichte der Juden in Deutschland 3). Hg. v. SIEGMUND SALFELD. Berlin 1898, S. 83 und S. 283–284.

⁸ Stadtarchiv Breisach: A Nr. 9 (wie Anm. 3), fol. 5–6. BERENT SCHWINEKÖPER: Das Hofstättenverzeichnis der Stadt Breisach vom Jahr 1319 (Teil II). In: Zeitschrift des Breisgau-Geschichtsvereins (Schau ins Land) 109, 1990, S. 7–44, hier S. 29.

⁹ MICHAEL SCHMAEDECKE: Der Breisacher Münsterberg – Topographie und Entwicklung (Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg 11). Stuttgart 1992, S. 35.

- ¹⁰ BERENT SCHWINEKÖPER: Das Hofstättenverzeichnis der Stadt Breisach vom Jahr 1319 (Teil III). In: Zeitschrift des Breisgau-Geschichtsvereins (Schau ins Land) 110, 1991, S. 65–107, hier S. 106 (Anm. 416). Stadtarchiv Breisach: A Nr. 2185 Sankt Stephans Zinsrodel (1533), S. 7 („Item Theobaldt Alltpurt gitt – xviii R[appen] geltz, von dem Huß zum Knoblauch mitt seinenn stellen biß an die Judenschull“). Die südlich des Kapftores gelegene Judenschule ist nicht identisch mit dem im selben Rodel auf S. 13 genannten Haus zum Juden, das in nächster Nähe des Radbrunnens stand („Item Barthli Schmid Im Hoff der Schuehmacher gibt iii Rap[pen] geltz von seinem Huß zu dem Heyden ein seit nebenn dem Huß zum Juden, ander seit neben dem Koufhuß.“).
- ¹¹ Archiv der Münsterpfarrei Breisach: Urkunde Nr. 459. HASELIER (wie Anm. 2), S. 161 und S. 452. SCHWINEKÖPER (wie Anm. 8), S. 29 und S. 43 (Anm. 228).
- ¹² Stadtarchiv Breisach: Plan der oberen Stadt Breisach vor dem Bombardement im Jahr 1793, nach alten Plänen gezeichnet von Bürgermeister ANTON CLORER (1862). In der Legende zu diesem Plan wird das Haus Nr. 50 wie folgt beschrieben: „Gasthaus zum Löwen, dem Range nach der erste Gasthof. Das Haus war ein s. g. Stadthaus und Eigenthum der Stadt. Der letzte Pächter war ein Bürger aus Rothweil.“
- ¹³ HASELIER (wie Anm. 2), S. 208–209.
- ¹⁴ SCHWINEKÖPER (wie Anm. 8), S. 34 (Anm. 101): In seiner Anmerkung zur Topographie der im Nordteil der Unterstadt gelegenen „curia salis“ weist Schwineköper darauf hin, daß dort erst nach der Wiederansiedlung von Juden in der 1638 von Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar (1604–1639) eroberten und nach dessen Tod von Frankreich annektierten Stadt „ein gemischtes Wohngebiet von Christen und überwiegend Juden“ entstand, „für das sich ... seit dem ausgehenden 17. Jahrhundert der Name Judengasse einbürgerte, der dann in unserer Zeit durch Rheintorstraße abgelöst wurde. Um ein verschlossenes Ghetto im alten Sinne handelte es sich dabei aber nicht.“
- ¹⁵ In den Breisacher Ratsprotokollen des 17. Jahrhunderts treten die jüdischen Eiuwohner der Stadt seit 1643 in Erscheinung. Am 20. 8. 1673 wird „den sambtlichen hießigen Juden alß Dauid Gintzburgern, Alexander [beim Kupfertor], Lazarus [von Metz], Salomon, Marx vnndt Alexandter Doterle“ vom Magistrat befohlen, sich monatlich mit zwei Franken pro Familie an der Versorgung der französischen Garnison zu beteiligen (Stadtarchiv Breisach: Fasz. 2898). Zur führenden Stellung des um 1691 verstorbenen David Günzburger und seiner Nachkommen in der dritten jüdischen Gemeinde s. GÜNTER BOLL: Les Günzburger de Vieux-Brisach – quatre générations de „Parnassim“ (XVIIe–XVIIIe siècles). In: XVIIIe colloque de la Société d’Histoire des Israélites d’Alsace et de Lorraine (10 et 11 février 1996). Textes réunis par ANNY BLOCH. Strasbourg 1996, pp. 23–26.

Die Entstehung der letzten jüdischen Gemeinde in Breisach am Rhein

Von
GÜNTER BOLL

In den Ratsprotokollen der Stadt Breisach treten die jüdischen Einwohner der im Dezember 1638 von Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar (1604–1639) eroberten und nach seinem frühen Tod von Frankreich annektierten Festung seit 1643 in Erscheinung:

Ratsprotokoll vom 14. April 1643

„Marx [Schnatticher?] *der Jud* soll bey Andres Müller dem Kriegs gericht's Secretario sich wegen deß Schirmbgeltt's anmelden.“

Ratsprotokoll vom 26. Mai 1643

„Der Kauff zwischen *Nathan Ulmo dem Juden* vndt Adam Willhelm ist confirmirt; doch also daß er Jud die vff dem Hauß stehende beschwerden auch auff sich nemme; seint 60 fl darauf gestanden aber, von Adam Willhelm abgelöst, v. für frey ledig angeben worden. Daß vbrig begehren aber wegen verschließung deß Gäßleins ist abgeschlagen.“

Ratsprotokoll vom 18. Juli 1643

„Elias Obergfell in namen der Obergfellischen Erben bittet vmb Confirmation vber den getroffenen Kauff eines Stallß zwischen ihm vnd *Nathan [Ulmo] dem Juden*. ... Der Kauff wirt bestetigt, ...“

Ratsprotokoll vom 7. November 1643

„*Dauidt* [Günzbürger] *der Judt* weil er wider daß Decret im Kauffhauß ein verbottenen Verkauff practicirt ist vmb 10 Cronen straff angelant. N[ota]. Herr General Major hatts ihm nachgelaßen.“

In der Ratssitzung vom 4. Juli 1643 referiert der Oberschultheiß Ezechias Jakob, „es beliebe H. General Majorn daß die Schirmbsverwanthe den burgern wegen deß Pfund Zolß gleich gehalten, aber im Schirmbgeltt höher angelegt werden sollen“.

Die unvoreingenommene Haltung des im Oktober 1639 zum königlichen Gouverneur von Breisach ernannten Generalmajors Hans Ludwig von Erlach (1595 bis 1650) gegenüber den jüdischen Einwohnern der Stadt, die aus diesen Protokollaussagen spricht, wird durch ein bald nach seinem Tod von der „Régence Royale de Brisach“ ausgestelltes Patent belegt.¹ Darin wird dem Marx Schnatticher am 6. September 1650 bescheinigt, daß er wie zu Lebzeiten des Generalleutnants von Erlach „in dieser statt verbleiben auch ein- und außerhalb derselben gleich anderen burgern, inwohnern und underthanen frey und ungehindert handeln und wandeln möge“ und keine höheren Zölle zu zahlen habe als die anderen Bürger und Untertanen. Gleichlautende Bescheinigungen wurden für David Günzbürger, Nathan Ulmo, Benedict

Geismar und Heium Wormser ausgefertigt.² Letzterer war der Vater des späteren Vorstehers der „Communauté des Juifs de la Haute Alsace“, Alexander Dotterle, der um 1644 in Breisach geboren wurde³ und sich im Unterschied zu seinen Brüdern, die den Familiennamen „Wormbser“ führten, „Todros Breisach“ nannte. In den Ratsprotokollen seiner Vaterstadt tritt dieser seit 1668 als Fleisch- und Pferdehändler in Erscheinung:

Ratsprotokoll vom 8. Februar 1669

Der Metzger und Ratsherr Melchior Krebs klagt gegen „Toder den Juden“, weil dieser „allerhandt fleisch“ in die Stadt gebracht hat. „Conclusum: den Juden ist bei 10. Cronen verpotten kein fleisch mehr in die statt zu bringen ohne vorwissen des regierenden oder eines anderen Burgermeisters.“

Ratsprotokoll vom 4. Mai 1673

„Doderlin der Judt begehrt ein schreiben nacher Heitersheimb weegen eines pferdts. Conclu[sum]: verwilliget!“

In Ansehung der nützlichen Dienste, die Alexander Dotterle bei der Versorgung der französischen Armee mit Pferden und Fleisch geleistet hatte, erwirkte der Marschall d'Huxelles im Februar 1698 die Aufnahme des Heereslieferanten und seiner Familie in Colmar.⁴

Zwei Söhne des „Alexandre Doderlin Juif demeurant à Colmar“, der ledige Hirz (1678–1699) und sein Bruder Wolf (gest. 1709), der mit einer Tochter des Vorstehers



bb. 1 Grabstein auf dem jüdischen Friedhof in Mackenheim: Hier ruht „der Aluf, Parnas und Manhig, der Herr Maharam, Sohn des Parnas und Manhig David, das Andenken des Gerechten sei zum Segen, Ginsburg (Marx Günzburger), der in seine Welt ging am Vorabend des heiligen Schabbat, am 9. Ijar 473 nach der kleinen Zählung“ (5. Mai 1713). (Bildvorlage des Autors)

burgern, Alexander [beim Kupfertor], Lazarus [von Metz], Salomon [Geismar], Marx [Günzburger], vnnndt Alexandter Doterle“ vom Magistrat der Stadt Breisach befohlen, sich an der Verpflegung der Garnison in den Monaten April bis August 1673 mit einem Beitrag von 10 Franken pro Familie zu beteiligen.⁷ Nur der Pferdehändler Jacob Geismar, der als Postmeister „von aller anlaag befreyet“ war, mußte weder diese Abgabe noch das im November 1673 auf jährlich 10 Gulden pro Haushaltung festgesetzte Schirmgeld zahlen.⁸ „Alexander von Sennheim“, dessen 1669 geborener Sohn Raphael (Paul Rieser) im Frühjahr 1707 als Einwohner von Altbreisach belegt ist,⁹ scheint zu den jüdischen Flüchtlingen gehört zu haben, die während des Holländischen Krieges (1672–1679) Zuflucht in der französischen Festung Breisach suchten:

Ratsprotokoll vom 15. Juni 1674

„Alexander Judt von Sennhei[m]b seye lang vnder dem königl[ichen] schurmb gewest, begehrt vmb die gebühr hier zu wohnen,“ bis er anderwärts Unterkunft findet. „Conclu[sum]: Ist ime gleich andern vergennt.“

Die Zünfte, die ihre bürgerlichen Privilegien durch die beträchtliche Zunahme der jüdischen Bevölkerung gefährdet sahen, wandten sich deshalb im November 1681 mit einer ebenso larmoyanten wie weitschweifigen Bittschrift an den „Intendant de Justice, Police et Finances en Alsace et Brisgau“, Jacques de la Grange, um diesen zur Ausweisung der Juden aus der Stadt zu bewegen. Die von odiouser Intoleranz diktierte und von den vier Zunftmeistern Jean Jacques Freitag, Laurent Lamprecht, Jacques Remes und Jean Georges Murer unterzeichnete Beschwerde über die „abominable faction des Juifs“ leitet die gegen die Juden erhobenen Vorwürfe mit der folgenden Darstellung der Entstehung ihrer Gemeinde ein, in der das Zusammenleben jüdischer und christlicher Einwohner in früheren Zeiten rundweg geleugnet wird:¹⁰

„Unter den meistbeachteten Sitten und Privilegien sind es von jeher die Pflege und die genaue Befolgung der [katholischen] Religion gewesen, die verhindert haben, daß sich hier im Laufe der Zeit vagabundierende Leute der sogenann-

"Ich A: Jude, schwere bey dem Lebendigen Gott, der Himmell vnnndt Erdten geschaffen hat, das Ich die warheit, so viel mir wisßent, in diser gantzen sachen sagen will, vnnndt keinerley falsch, betrug, oder vnwarheit darinen gebrauchen, oder einmischen, wo ich vnrecht schwere, das ich ewiglich vermaladeit vndt verflucht sey, vnnndt soll mich verzehren das fewer, das Sodoma vnd gomorrha vbergieng, vnd alle flüch die in der Thora im gesetze geschriben, vnd das mich die Erde verschluckh, wie Dathan vndt Abiran, vnd das ich zum zeichen Stehen bleib wie Loths Hauß frauw, die zur Saltzseülen wardt, vnd das auch mein frauw ein wittfrauw, vnd meine kinder waisßen werden, also helff mir das alles vndt Jedes der wahre Gott Adonat."

Abb. 3 Breisacher „Juden ayds formul“ des 17. Jahrhunderts. (Stadtarchiv Breisach, Fasz. 1835)

ten reformierten Religion oder gar die jüdische Nation, die man verabscheut hat, einschleichen [konnten]. Die Stadt Breisach, die niemals vor der Unterwerfung unter die Schwedenherrschaft weder mit Lutheranern [oder] Protestanten noch mit Juden verseucht gewesen war, hat diese erste blutige Wunde durch die Niederlassung eines einzigen Juden, der zum Gefolge des Herzogs von Weimar gehörte, erhalten. Während der Wirren [des Holländischen Krieges] schlichen sich andere ein, die seitdem so tiefe Wurzeln in diesen Breisacher Berg geschlagen haben, die größer an Zahl, reicher an Gütern und mit der Zustimmung einiger schwacher Katholiken zu ihrem öffentlichen Götzendienst in der jüngst zu Breisach errichteten Synagoge immer stolzer geworden sind.“

Die Aufzählung der Machenschaften, die man den Juden zur Last legte, reicht von der Klage über ihren unerlaubten Fleischhandel zum Nachteil der zünftigen Metzger bis zum Vorwurf der Herstellung und Verbreitung minderwertiger Zweipfennigstücke, die in einer von dem elsässischen Juden Löwel von Hagenau für den Markgrafen Friedrich Magnus von Baden-Durlach in Emmendingen eingerichteten Münzwerkstatt geprägt wurden.

Die „von der gesambten burgerschafft eingegebene Supplication“ der Zunftmeister hatte zur Folge, daß den Juden auf Geheiß des Intendanten am 21. November 1681 vom Magistrat eröffnet wurde, daß es „Ihro königl: Mayst: allergnädigster will vnndt begehren ist, daß die gesambte Juden allhier (: außgenommen die zwoo älteste Haußhaltungen, welche allhier noch wohnen dörfen :) sich von dato an innerhalb dreyen Monathen auß allhießiger Statt begeben sollen, vnndt von dannen in die Newstatt ziehen mögen“, mit der die auf einer Rheininsel gelegene, von König Ludwig XIV. um 1670 gegründete und vom Volksmund als „Strohstadt“ bezeichnete „Ville neue de Brisach“ gemeint war.¹¹

Der Ratsbeschluß vom 21. November 1681, „daß Dauid Gintzburger vnd Jäckhlin [Geismar], beede Juden an Statt der zweyen ältesten Haußhaltungen in allhießiger Statt wohnhafft verbleiben, die übrigen aber nach lauth obangezogener ordre [des Intendanten vom 13. d. Ms.] in die new Statt ziehen sollen“, wurde jedoch, wie aus dem Ratsprotokoll vom 7. Juli 1684 hervorgeht, durch eine am 23. Juni 1684 erlassene Verfügung des Intendanten dahingehend geändert, daß „mehrsers nicht als siben [jüdische] Familien, Nemblich Jacob Gaismarr, David Günzburger, Alexander Dotterle, Alexander beym Kupferthor (gest. 1704), Lazarus von Mez (gest. 1700), Salomon Gaismarr (gest. 1696), undt Marx Günzburger (gest. 1713) in der oberen Statt gelitten werden, die übrigen aber bey dreyßig Thaller Straff die Statt innerhalb vierzehen tügen raumen“ sollen.¹²

Bereits zwei Jahre vor dem Vollzug dieser Anordnung hatten in der Strohstadt zwölf jüdische Familien gewohnt, die ihr Vieh mit dem der bürgerlichen Einwohner der Neustadt auf die Weide trieben. Dies geht aus einem am 10. Mai 1682 erstellten Verzeichnis des Großviehbesitzes der „habitans et bourgeois de cette ville“ hervor, nach dem sich die von den Juden angegebene „quantité des bestiaux qu'ils ont en pasturage“ wie folgt auf ihre zwölf Haushaltungen verteilte:¹³

Jacob Wormser	3 pièces de bétail
Salomon Spirer	3 pièces de bétail
Wolf Bloch l'aîné	5 pièces de bétail

Mathis Juda	2 pièces de bétail
Wolf Bloch le jeune	2 pièces de bétail
Borach	3 pièces de bétail
Marx Wormser	5 pièces de bétail
Judas [Bloch]	3 pièces de bétail
Lazare Cain (Lazarus Kahn)	2 pièces de bétail
Jacob Levi	5 pièces de bétail
Isaac [Netter]	3 pièces de bétail
Meyerle	2 pièces de bétail

Das auf dem linken Rheinufer gelegene Dorf Biesheim war im Kriegsjahr 1675 aus strategischen Gründen geschleift worden. Die Biesheimer Bauern, die ihren Wohnsitz in die Strohstadt verlegt hatten, beklagten sich im Sommer 1687 beim Intendanten über den Schaden, der ihnen aus der übermäßigen Inanspruchnahme des im „Ried“ gelegenen Weidelandes durch die jüdischen Einwohner der Neustadt erwachse, die manchmal nicht weniger als hundert Stück Vieh auf die Weide trieben, seit ihre Zahl durch den Zuzug der aus der Altstadt und anderen Orten vertriebenen Juden auf 24 Familien gestiegen sei.¹⁴

Mit der Niederlassung der „Juifs, chassés hors de Brisac la vieille et d'autres lieux“, war in der Neustadt eine blühende jüdische Gemeinde entstanden, die schon 1686 eine eigene Synagoge besaß¹⁵ und sich am 30. Juni 1692 mit der Wahl eines dreiköpfigen Gemeindevorstands¹⁶ aus der bis dahin noch bestehenden Bindung an die nicht mehr als neun oder zehn Familien zählende Gemeinde in der Altstadt löste.

Der im Artikel 20 des „Traité de Ryswick“ (1697) vereinbarte, aber erst nach dem Bau der Festung Neubreisach (1699) begonnene Abriß der Neustadt zwang die christlichen und jüdischen Einwohner der „Ville Neuve“, sich andernorts nach einer neuen Bleibe umzusehen. Die Biesheimer Bauern machten sich umgehend an den Wiederaufbau ihres Dorfes, an dem sich auch der um 1645 in Marckolsheim geborene und seit 1682 als Einwohner der Strohstadt belegte Wolf Bloch (gest. 1706) und andere Juden beteiligten. Schon 1703 scheint deren Zahl die ständige Anwesenheit von mindestens zehn religionsmündigen Männern gewährleistet und damit die religionsgesetzliche Voraussetzung für die dauerhafte Existenz einer selbständigen Kultusgemeinde in Biesheim erfüllt zu haben.

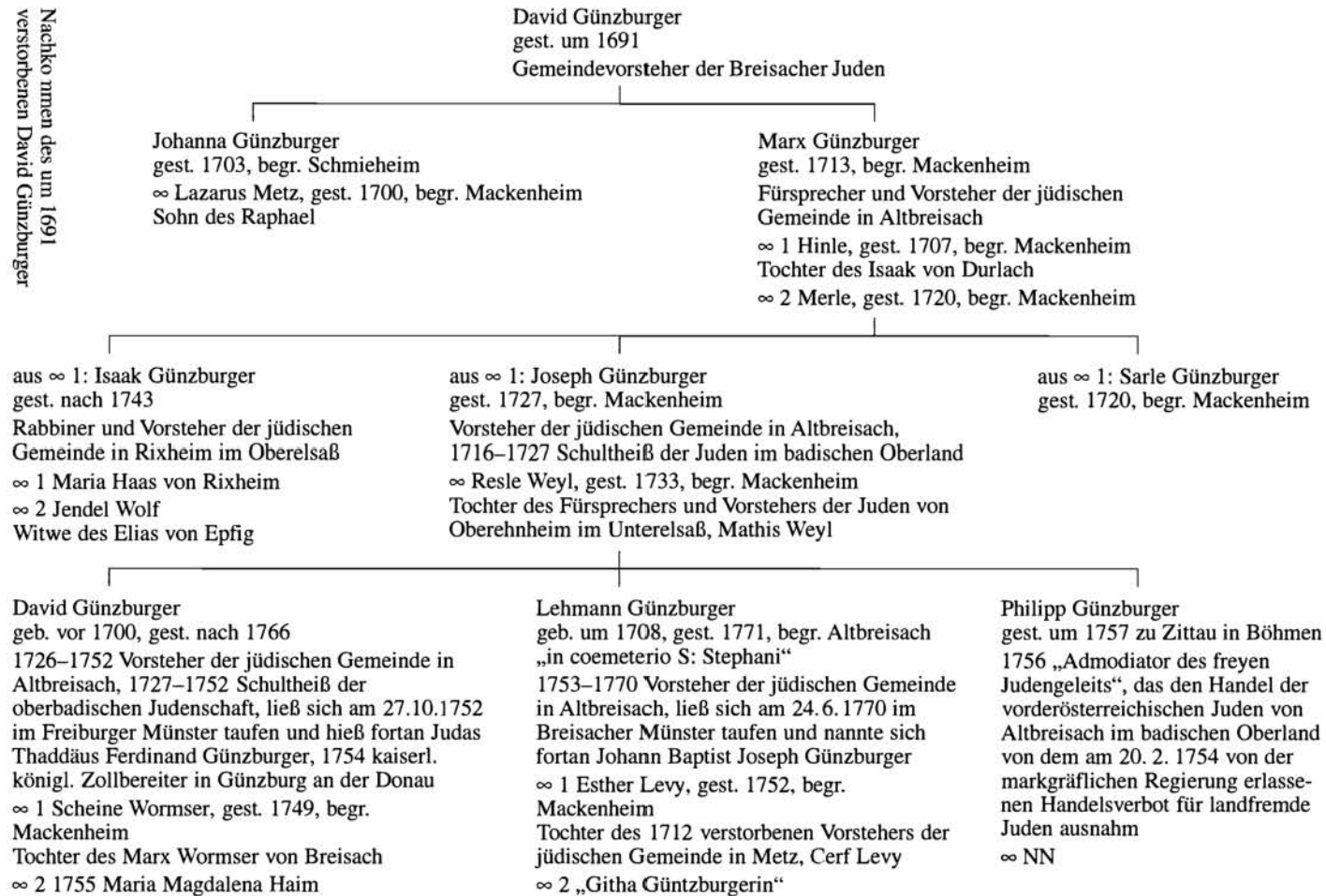
Einige der 1684 aus Breisach vertriebenen Juden, denen sich andere anschlossen, kehrten, nachdem die Stadt am 6. September 1703 „widerumb under gehorsamb Ihre König[ichen] May[estät]t in Franckhreich reducirt worden“ war,¹⁷ an ihren früheren Wohnort zurück.¹⁸

Nachkommen des um 1691 verstorbenen David Günzburger fungierten bis 1770 als „Parnassim“ der jüdischen Gemeinde in Altbreisach.¹⁹

In den Besitz eines eigenen Friedhofs kam die nach 1638 entstandene Gemeinde der Breisacher Juden erst nach dem Amtsantritt ihres Vorstehers Lehmann Günzburger, den die kaiserlich-königliche Repräsentation und Kammer in Konstanz am 25. September 1753 in diesem Amt bestätigt hatte.²⁰

Nachdem sie ihre Toten bis dahin bei Mackenheim im Unterelsaß bestattet hatte,²¹ erwirkte die jüdische Gemeinde in langwierigen Verhandlungen mit der vorderösterreichischen Stadt Altbreisach, daß der Rat der Stadt den im Besitz der Gemeinde be-

Nachkommen des um 1691
verstorbenen David Günzburger



findlichen „[David] Günzburgerischen Garthen, da selber völlig von der Innwohnerschaft saeparirt gleichsamb in Einem Winckhel liget, mit Einer zimblich hohen Mauer umgeben [und] das bad für die Judenweiber darinnen schon längst Errichtet auch zu Nächst der Juden Synagog gelegen ist“, am 4. Juni 1755 zur Nutzung als Begräbnisplatz freigab.²²

Eine im Haus des Philipp Günzburger erkrankte und im Februar 1756 verstorbene Dienstmagd, „Beyla mit Nahmen auß dem Elsaß gebürthig“, war die erste Jüdin, die auf dem „Neuen Judenfreythof“ hinter der Breisacher Synagoge beigesetzt wurde.²³

Anmerkungen

- ¹ Archives départementales du Haut Rhin (ADHR) Colmar: C 1082/4.
- ² MOISE GINSBURGER: Die Günzburger im Elsaß. Separatabdruck aus der „Israelitischen Wochenschrift“. Gebweiler 1913, S. 6.
- ³ Archives municipales de la ville de Colmar: AA 174/90.
- ⁴ SALOMON PICARD et ROBERT WEYL: Les Juifs dans la Ville de Paille 1670–1700, Alexandre Doterlé dit Todros Breisich (1644–1709). In: Annuaire de la Société d'Histoire et d'Archéologie de Colmar 34, 1986, pp. 17–23, ibidem p. 22.
- ⁵ Stadtarchiv Breisach: Ratsprotokoll vom 7. 11. 1709.
- ⁶ Wie Anm. 3.
- ⁷ Stadtarchiv Breisach: Fasz. 2898.
- ⁸ Stadtarchiv Breisach: Ratsprotokoll vom 24. 11. 1673.
- ⁹ ADHR Colmar: 4 E Not. anc. Neuf Br̄sach 36, obligation du 29. 4. 1707 au profit de „Paul Rize Juif demeurant au vieux Brisack“.
- ¹⁰ Stadtarchiv Breisach: Fasz. 1844 „Judenschaftl. Anlaags Differentien“ (1745–1763), Abschrift der französisch geschriebenen „Requête“ vom 13. 11. 1681.
- ¹¹ LOUIS SCHLAEFLI: Un monde éphémère, la société de la ville neuve de Brisach. In: Annuaire de la Société d'Histoire de la Hardt et du Ried 1, 1986, pp. 31–62, ibidem p. 31.
- ¹² Generallandesarchiv Karlsruhe: 196/240, fol. 42 (Auszug aus dem Ratsprotokoll der Stadt Breisach vom 7. 7. 1684).
- ¹³ ADHR Colmar: 1 E 80/13.
- ¹⁴ ADHR Colmar: 1 E 80/21.
- ¹⁵ ADHR Colmar: 1 E 80/6.
- ¹⁶ Wie Anm. 14.
- ¹⁷ Stadtarchiv Breisach: Ratsprotokoll vom 20. 9. 1703.
- ¹⁸ Stadtarchiv Breisach: Ratsprotokoll vom 12. 10. 1703. Ratsprotokoll vom 8. 11. 1703: „Emanuel Leui der Jud wohnhaft zu Bollweyler bittet umb permission sich gleich anderen Juden allhier etabliren zu dörrffen.“ Ratsprotokoll vom 15. 11. 1703: „Samuel Öttinger der Jud wohnhaft zu Isen heim im Elsaß bittet ihme zu erlauben sich allhier etabliren zu dörrffen.“
- ¹⁹ GÜNTER BOLL: Les Günzburger de Vieux Brisach, quatre générations de „Parnassim“ (XVIIe–XVIIIe siècles). In: XVIIIe colloque de la Société d'Histoire des Israélites d'Alsace et de Lorraine (10 et 11 février 1996). Textes réunis par ANNY BLOCH. Strasbourg 1996, pp. 23–26.
- ²⁰ Stadtarchiv Breisach: Fasz. 1845.
- ²¹ PROTAS GSELL: Ursprung der Stadt Altbreisach. Abschrift (Stadtarchiv Freiburg: B 1 Nr. 293), S. 129: „Die Juden waren ohne Begräbnisse Ort, mußten ihre Abgestorbne lange Zeit hinach, bei Frieden zeit, nacher Mackenheim im Elsaß am Rhein zu beerdigen.“ Zur Bestattung von Breisacher Juden in Schmieheim und Emmendingen während der Erbfolgekriege des 18. Jahrhunderts s. GÜNTER BOLL: Die frühesten Bestattungen auf dem jüdischen Friedhof von Schmieheim. In: Geroldsecker Land 39, 1997, S. 24–35, hier S. 28–32. Auf dem vor 1753 belegten Teil des jüdischen Friedhofs von Mackenheim sind nur noch etwa 75 Grabsteine vorhanden. Der erste von 30 Breisacher Juden beiderlei Geschlechts, deren Grablegung auf dem 18 km nördlich von Altbreisach gelegenen Friedhof sich für die Zeit vom 13. September 1685 bis zum 4. Februar 1752 anhand der erhalten gebliebenen Epitaphien belegen läßt, war der 1685 verstorbene Rabbiner „Jirmeja, Sohn des Rabbi Jehuda seligen Andenkens“, aus Gunzenhau

sen in der Markgrafschaft Ansbach, der dem Nekrologium des Niederehnheimer Memorbuchs (1737) zufolge [in seinem letzten Lebensjahr] als „Vorsitzender des Gerichts in der heiligen Gemeinde Breisach und im ober[sässisch]en Bezirk“ gewirkt hatte. MOISE GINSBURGER: Les Mémoires alsaciens. In: Revue des Etudes Juives, tomes 40 et 41, Paris 1900, ibidem t. 41, p. 129.

²² Stadtarchiv Breisach: Fasz. 1848.

Der 1822 und 1842 erweiterte Friedhof, „die Synagoge mit angebautem einstöckigem Frauenbad“, der Synagogenhof und „ein einstöckiges Wohnhaus mit Balkenkeller“ bildeten am Ende des 19. Jahrhunderts ein 23,72 Ar großes Anwesen (Lgb. Nr. 647), das mit der Südseite der Hofreite (492 m²) an die „Judengasse“ und mit der Nordseite des Friedhofs (1880 m²) an die Gärten auf dem damals noch unbebauten „Rampart“ stieß. Grundbuchamt Breisach: Lagerbuch der Gemarkung Breisach nach dem Stand vom 1. 12. 1897, Band Ia (Lgb. Nrn. 338–685). Grundbuch, Band 15, Kaufvertrag Nr. 193 vom 21. 8. 1822 (S. 510–515), und Band 24, Kaufvertrag Nr. 199 vom 30. 1. 1842 (fol. 311^v–313^v).

²³ Stadtarchiv Breisach: Ratsprotokoll vom 6. 2. 1756.

Christian Sebastian von Remchingen (1689–1777)

Großprior des Malteserordens für Deutschland
zu Heitersheim

„Ein erlauchter und letzter Stein des Hauses“

Von

MICHAEL GALEA

(übersetzt aus dem Englischen von WOLF-DIETER BARZ)

Mit Baron Christoph Christian Sebastian von Remchingen (Remching), der aus einer alten schwäbischen Adelsfamilie stammte, starb sein Familienzweig aus. Der Sitz der Familie war die Burg Remchingen mit dem gleichnamigen Ort an der Pfalz in Nordbaden, unweit des Rheintals. Die Familie läßt sich mit dem Jahre 1165 auf Wolfhard von Remchingen zurückführen. Einer der Abkömmlinge war Samuel von Remchingen, ein schwäbischer Ritter, der für seinen literarischen Scharfsinn und seine gelehrten theologischen Schriften bekannt war. 1611 schrieb er zwei Abhandlungen,¹ mit denen er sich einen Namen machte. Ferner ist der herzoglich-württembergische *General en chef* von Remchingen zu nennen, der sich zur Mitte desselben Jahrhunderts hoher Wertschätzung erfreute.²

Baron Christian Sebastian von Remchingen wurde am 20. Januar 1689 geboren. Sein Vater war Baron Franz Carl von Remchingen; seine Mutter, Maria Franziska, war eine geborene von Westernach. Der Großvater hieß Philipp Julius von Remchingen zu Apfeltrang Weitenburg und Ottilienburg, der 1646 Maria Veronica von Berndorf heiratete. Christian Sebastian war der vierte Sohn von insgesamt fünf Geschwistern: Sein ältester Bruder, Franz Josef Eustach, lebte als kaiserlicher General, als Generalfeldwachtmeister des schwäbischen Kreises, in Schwaben; Ferdinand Ignaz war unter dem Namen Bruder Alphons Stiftskapitular in Kempten; Franz Carl war Kapuzinermönch in Straubing; der jüngste Bruder, Franz Maria Xaver, war wie Christian Sebastian Mitglied des Malteserordens und starb im Jahre 1773, bereits vier Jahre vor ihm.³

Den Antrag für die Aufnahme in den Malteserorden stellte Christian Sebastian von Remchingen am 27. April 1717; der Vorgang unter Einschluß der Ahnenprobe ist als Nr. 33 registriert.⁴ Der Komtur Baron Johann von Glöjach bestätigte noch am selben Tag die entsprechende Aufnahmegebühr Remchingens, das *Passagio*, in der Höhe von 5 Scudi erhalten zu haben.⁵

Im Ordensarchiv, heute Teil der Nationalbibliothek Maltas, sind Eintragungen zu weiteren Mitgliedern des Hauses Remchingen nachweisbar, so für Melchior von Remchingen⁶ und für Baron Franz Friederich von Remchingen,⁷ der auch in einem Erlaß des Großmeisters Marc'Antonio Zondadari erwähnt wird.⁸

Der gelehrte maltesische Historiker und Philologe Gian Pietro Francesco Agius de Soldanis berichtet in seinem Standardwerk zur Geschichte Gozos, Maltas wichtigster Schwesterninsel, über ein anderes Familienmitglied. Es handelt sich um die außergewöhnliche Episode um Baron Karl von Remchingen, die sich am 17. Juni 1742 ereignete. Als Remchingen vom *Gran Castello*, Gozos alter Zitadelle im Hauptort, zum Hafen der Insel, nach Mgarr, zurückkehrte, erkrankte er plötzlich und fand Aufnahme in einem Landhaus. Dorthin rief man einen Arzt, aber der Zustand Remchingens verschlechterte sich derartig, daß ihm der Pfarrer des nahegelegenen Weilers Xewkija die Letzten Sakramente spendete. Remchingen fragte nach de Soldanis, einem bekannten Prälaten auf Gozo, mit dem er eng befreundet war. Remchingen rang bereits um Atem, sein Pulsschlag war nur noch schwach und er hielt die Augen geschlossen. De Soldanis berichtet, daß Remchingen ihm später erzählte, an die heilige Jungfrau und ihre Verehrungsstätte im Dorfe Qala auf Gozo gedacht und ihr folgendes Versprechen gemacht zu haben: Wenn er sich von seinem Herzanfall erholen sollte, dann wollte er der heiligen Jungfrau eine Silberuhr und einen goldenen Ring als Dankesgabe zueignen, und vom Tage der Genesung an wollte er ihr nicht mehr als Ritter, sondern als Zeichen seiner Dankbarkeit als Kapuzinermönch dienen. De Soldanis fährt fort: „Unglaublich! In dem Moment, als Remchingen sein Gelübde tat, wurde er sogleich wieder gesund und konnte am nächsten Morgen seine Rückreise nach Malta fortsetzen.“ Kaum war er dort angekommen, erlitt er einen weiteren, so schweren Herzanfall, daß sogar schon die Sterbeglocken von der Johanneskirche, der Konventskirche des Malteserordens, geläutet wurden. Dessen ungeachtet lebte Baron Karl von Remchingen weiter.⁹ Tatsächlich starb er erst am 18. Februar 1743 nach einer langen Krankheit, die ihn frühzeitig, im Alter von 30 Jahren, dahinraffte. Vor seinem Tode hatte er noch die heilige Kommunion und die Letzte Ölung empfangen. Er wurde in der Bartolott-Krypta der Johanneskirche unterhalb einer früheren Seitenkapelle (Oratorium) beigesetzt, die heute als Durchgang zu anderen Bauteilen dient.¹⁰

Es sollen an dieser Stelle noch einmal besondere Aspekte der Aufnahme in den Malteserorden beleuchtet werden. Für die Aufnahme als Ordensritter mußte der Kandidat adeliger Herkunft sein. Er hatte einen zuverlässigen Nachweis dafür zu erbringen, daß seine Eltern sowohl dem Namen wie auch dem Wappen nach adelig waren.¹¹ Eine Ausnahme galt lediglich für uneheliche Söhne von Königen und regierenden Fürsten. Allerdings verweigerte die deutsche Zunge auch solchen Abkömmlingen die Aufnahme. Eine weitere Vorbedingung für Beitrittskandidaten war unter anderem die eheliche Geburt und selbstverständlich unter anderem die Zugehörigkeit zur römisch-katholischen Kirche. Ferner durften sie durch kein Eheversprechen gebunden sein, durften kein Kapitalverbrechen begangen haben und durften, um ein weiteres Beispiel zu nennen, nicht verschuldet sein.¹² Darüber hinaus mußte ein zukünftiger Ritter der deutschen Zunge seine Adelszugehörigkeit mit der sogenannten Sechzehnnahnenprobe nachweisen, was die drei Zungen Frankreichs sowie die italienische, spanische und portugiesische Zunge anders geregelt hatten. Dort wurde den Kandidaten lediglich der Nachweis einer adeligen Herkunft von vier Generationen abverlangt.¹³ Das Generalkapitel, das im Februar 1533 von Großmeister Philipp Viliers de l'Isle Adam (1521–1534) einberufen wurde, fügte noch eine allgemeine

Aufnahmebedingung hinzu. Danach mußte der Anwärter mindestens 18 Jahre alt, kräftig, von gutem Wuchs und den Härten des soldatischen Lebens gewachsen sein.¹⁴ Einige Ritter wurden jedoch vorzeitig *cum dispensatione minoris aetatis* aufgenommen. So ist es aktenkundig, daß der Komtur von Glöjach am 1. September 1721 von Remchingen 15 Scudi im Namen des Baron Franz von Baden erhielt, der trotz fehlender Lebensjahre in den Orden aufgenommen wurde.¹⁵

Im Verlaufe seiner vielen Jahre im Malteserorden bekleidete Christian Sebastian von Remchingen etliche angesehene und ehrenvolle Posten. Zwischen 1717 und 1720 war ihm das Amt des *Commissario per comporre pace tra Fratelli* zugewiesen. Damit war es seine Aufgabe, in Streitfällen zwischen Ordensrittern zu vermitteln. In diesem Amt benachfolgte er Frà Roberto Pati und war Vorgänger von Frà Bartolomeo Balbani.¹⁶ Im Jahre 1725 ernannte ihn der Ordensrat – wie für dieses Amt üblich – auf zwei Jahre zum Kastellan. Remchingen übernahm das Amt von Frà Don Emmánuel de Ballaster und Frà Don Giovanni Conzalvez da Camara wurde Remchingens Nachfolger.¹⁷ Der Kastellan war Präsident der *Castellania*, des weltlichen Höchstgerichtes von Malta. Dort kamen ihm aber neben den präsidial-administrativen keine urteilsfindenden Aufgaben zu. Dagegen waren ordnungsbehördliche Funktionen mit dem Amt verbunden.¹⁸ Die Hauptaufgabe des Kastellans läßt sich verallgemeinert dahingehend beschreiben, daß es ihm oblag sicherzustellen, daß jedermann von Amts wegen Recht widerfuhr.¹⁹

Kurzzeitig übernahm Remchingen im Jahre 1731 die Aufgaben des *Commissario dei Poveri Mendicanti* vom Balli von Sora, Frà Don Diego Veler. Die beiden Armenprokuratoren, die nicht Teil der Hospitalverwaltung waren, lassen sich mit einem heutigen Sozialamt vergleichen. Darüber hinaus vertraten sie die Rechte ihrer Klientel bis hin zum Ordensrat (Beschlußfassungsorgan bestehend aus hochrangigen Ordensmitgliedern und ausgestattet mit gerichtlichen Befugnissen). Der Balli von San Stefano, Frà Don Andrea di Giovanni, wurde Nachfolger Remchingens,²⁰ der 1752 dann das Amt des *Commissario delli Novizzi* führte und dabei von den Ordensbrüdern Orazio Monticelli und Gabriele de Chauvance unterstützt wurde. Gemeinsam folgten Remchingen seine Ordensbrüder Antonio Grisella und Lenkosme.²¹ Eine bedeutsame Beförderung in seiner Ordenskarriere erhielt Baron von Remchingen durch die Verleihung der Amtswürde des (Titular-)Balli von Brandenburg, ein Amt, das er von 1753 bis 1763 für mehr als zehn Jahre bekleidete. Sein Vorgänger war Baron Maurice von Capell, sein Nachfolger wurde Ludwig Phiffer von Altshoffen.²² Dieses Amt des „Gegenballeiers“ kann als Indiz dafür gewertet werden, daß zumindest die Ordensregierung auf Malta den Balleier (Herrenmeister) der lutherisch gewordenen Balley Brandenburg nicht anerkannte.

Innerhalb der Organisationsstrukturen des Ordens waren jeder der acht Zungen besondere Aufgaben zugewiesen, und der Vorsteher einer jeden Zunge führte den Titel, der sich aus der ihm anvertrauten spezifischen Aufgabe herleitete. Das Oberhaupt der deutschen Zunge erhielt den Titel eines Großballi; ihm war die Oberaufsicht über die Befestigungswerke des Ordens anvertraut. Christian Sebastian von Remchingen erhielt dieses hoch angesehene Amt im Jahre 1754 und trat damit an die Stelle von Frà Baron Johann Baptist von Schauenburg zu Herlisheim.²³ Mit diesem Amt wurde Remchingen einer der acht Konventualballis, da jede der acht Zun-

gen einen Konventualballi stellte. Sie wurden auch *Pilliers* genannt, da sie die herausragenden „Säulen“ der Zungen waren. Konventualballis waren sie, da sie am Konventsort, dem Hauptquartier des Ordens residenzpflichtig waren. In der Würdeshierarchie des Ordens folgten sie dem Großmeister. Neben den jeweiligen Sonderaufgaben, die dem Großballi oblagen, war dieser hohe Würdenträger gleichzeitig Vorsteher der sogenannten Herberge seiner Zunge am Konventsort. Dort fanden insbesondere die jungen Ritter Unterkunft sowie Verpflegung und wurden dort auch eingekleidet.

Ursprünglich war es der Großballi der deutschen Zunge gewesen, dem das Vorrecht zukam, die Burg St. Peter (Bodrum) zu inspizieren. Sie lag als Außenposten des Ordens auf dem kleinasiatischen Festland. Mit dem Verlust von Rhodos im Jahre 1522 und dem nachfolgenden Wechsel nach Malta wurde der deutsche Großballi statt dessen Inspekteur für den Bereich der alten Stadt Notabile (Mdina) und der Zitadelle von Gozo.²⁴ Gleichmaßen fiel die administrative Führung und Aufrechterhaltung von Zucht und Ordnung in der deutschen Zunge in seine Zuständigkeit. Am Ende seiner Amtsperiode im Jahre 1758 folgte Frà Graf Oktavian Karl Nikolaus von Sinzendorff zu Friedau Remchingen als Großballi nach.²⁵

Zwischenzeitlich, im Jahre 1755, wurde Remchingen in Nachfolge Schauenburgs zum *Procuratore del Comun Tesoro* ernannt und hatte damit als Verwalter des Schatzamtes die Funktion eines Finanzministers für den Orden. Sein Nachfolger wurde Frà Gio Battista d'Afflito.²⁶

In dem Archiv der maltesischen Hauptkathedrale in Mdina wird ein Inventarverzeichnis der wertvollen Gegenstände der Konventskirche St. Johannes und anderer Kirchen des Ordens aufbewahrt. Das ledergebundene Inventarverzeichnis wurde unter der Aufsicht einer Kommission des Schatzamtes und der Verwalter der Konventskirche 1756 erstellt. Diese waren Christian Sebastian von Remchingen, der Balli von Akkor, Frà Ramon de Sousa da Silva, die Komture Frà Gio Battista de Durand Sartous und Frà Silvio Vincentini, der Sekretär des Schatzamtes und der *Prud' Hommes* (Aufseher) der Kirche, ihr Prior Msgr. D. Bartolomeo Rull,²⁷ der Balli Frà D. Luzio Crescimanno und Frà Benedetto d'Aulan.²⁸ Das Inventarverzeichnis ist von erheblichem Dokumentationswert, da es den Kirchenschatz der verschiedenen Kirchen des Malteserordens beschreibt, bevor diese 1798 von Napoleon Bonaparte geplündert wurden.²⁹

Nachdem die Amtszeit Remchingens als Großballi und damit als Oberhaupt der deutschen Zunge ausgelaufen war, wurde er zum (Titular-)Prior des faktisch mit der Reformation erloschenen Priorats Dacien (Skandinavien) ernannt, ein Amt, das er bis 1763 innehatte. Auf diesem Posten löste er seinen Ordensbruder Baron Cappell ab, den früheren (Titular-)Balli von Brandenburg. Remchingens Nachfolger als Prior von Dacien wurden Baron Reinhard von Baden.³⁰

Ein weiterer ehrenvoller Posten, den Remchingen in seiner abwechslungsreichen Laufbahn bekleidete, war derjenige des Priors von Ungarn (1758–1775). Dort benachfolgte er den früheren Balli von St. Joseph, den Ordensbruder Sinzendorff zu Friedau. Sein Nachfolger wurde dann der Ordenskaplan Graf Johann Joseph Benedikt von Reinach zu Toussemagne.³¹

Seinerzeit umfaßte die deutsche Zunge das Großpriorat Deutschland mit Sitz in

Heitersheim, das Priorat Böhmen (Österreich) und schließlich die Priorate Ungarn, Dacien und Polen. Als statusmäßig umstrittene Einheit des Priorats Deutschland ist noch die bereits genannte lutherische Balley Brandenburg anzuführen. Die schweizerischen, elsässischen und niederländischen Gebiete hatten keinen eigenen sowie erst recht keinen Sonderstatus innerhalb des Priorats.

Christian Sebastian von Remchingen wurden weitere Auszeichnungen im altherwürdigen Hospitalorden zuteil, als er im März 1775 zum Großprior Deutschlands gewählt und damit Nachfolger Schauenburgs wurde. Remchingen blieb bis an sein Lebensende im August 1777 Großprior. Sein bereits genannter Ordensbruder Johann Joseph Benedikt Graf von Reinach zu Tousse-magne folgte ihm in diesem Amt nach.³² Als Oberhaupt des Priorats Deutschland und damit vor Ort als Oberhaupt der gesamten deutschen Zunge wurde ihm der Ehrentitel eines Großkreuz-Ritters verliehen. Zugleich wurde er qua Amt deutscher Reichsfürst mit allen Rechten und Pflichten im Reiche. Am Konventssitz selber, in der Ordenszentrale auf Malta, wurde die deutsche Zunge aber vom Großballi vertreten. Lediglich als „Mittelbehörde“ unterstanden dem deutschen Großprior die anderen Priorate der Zunge sowie deren Untergliederungen, die Balleien und Kommenden.³³

In den frühen Jahren seiner Ordenslaufbahn waren Remchingen die Kommenden in Überlingen (1721),³⁴ Wesel und Borken (1724),³⁵ Robdorff (1755)³⁶ und Kleinerdlingen (1771)³⁷ zugesprochen worden. Auf allen Pfründen und Kommenden lastete eine Abgabepflicht, die im allgemeinen ein Drittel der Nettoeinkünfte der jeweiligen Kommende betrug.³⁸ Im Ordensarchiv auf Malta sind die Eintragungen von diesen Abgaben, den sog. Responsionen, erhalten. Diese Responsionen waren an das Schatzamt, den *Comun Tesoro*, des Ordens abzuführen. Allem Anschein nach war Remchingen bis zu seinem Todestag den diesbezüglichen Pflichten nachgekommen.³⁹ Allerdings war es zwischendurch zu Begebenheiten gekommen, die Remchingens Namen gelegentlich in der Liste der säumigen Schuldner, der *debitori cavalieri*, erscheinen ließen.⁴⁰

Wie seine Vorgänger, so zeichnete auch der portugiesische Großmeister Anton Vilhena Manoel einige Ritter als Großkreuz-Ritter *ad honores* aus. Zu ihnen zählte Baron Franz Anton von Schönau (10. März 1722), Graf Wenceslao von Harach (4. November 1726) und Baron Christian Sebastian von Remchingen (11. Februar 1727).⁴¹ Darüber hinaus wird Remchingen in verschiedenen Magistraldekreten des Großmeisters Emanuel Pinto de Fonseca erwähnt, so in den Jahren 1746, 1756, 1759, 1765 und 1770.⁴²

Am 25. Oktober 1731 brechen Remchingen und Dr. Francesco Farrugia, ein hervorragender maltesischer Jurist, von Malta nach Rom auf.⁴³ Kurz nach der Ankunft in Rom hatte Remchingen ein Dossier in seinem Besitz, das überschrieben war mit „*Rappresentanza al Ministero di Roma intorno al presente stato della Religione di Malta, sotto il governo del Granmaestro Antonio Vilhena*“ („Darstellung für den *Ministero di Roma* betreffend den derzeitigen Zustand der Religion auf Malta unter der Regierung des Großmeisters Anton Vilhena“).⁴⁴ Dieses inkriminierende Dokument gegen den Großmeister führte dazu, auf Malta sofort den Ordensrat zur Lagebesprechung einzuberufen. Remchingen, der in gutem Glauben handelte, hielt es für zweckdienlich und angebracht, dem Großmeister den Inhalt des Dokuments zur

Kenntnis und zur Beachtung zu geben. Tatsächlich sandte er separate Abschriften jeweils an den Vizekanzler des Ordens, den Diözesanbischof Monsignore Paul Alpheran de Bussan auf Malta sowie an den großmeisterlichen Rat(geber), den *Uditore* Motett. Es war beabsichtigt, das Original dem Papst als dem Oberhaupt des Ordens zuzusenden. Remchingen wandte sich strikt gegen diesen Plan und scheute keine Mühe, ihn zu vereiteln. Es wird berichtet, der Großmeister habe Remchingen für sein Verhalten außerordentliches Lob gezollt. Zur gleichen Zeit wurde der Großmeister gewahr, daß er von seinem Ordensbotschafter in Rom in Verruf gebracht worden war. Aber bald nahm die Angelegenheit einen anderen Verlauf, als behauptet wurde, Remchingen habe, unterstützt von besagtem Farrugia, zu dem Bericht angestiftet. Während Farrugia aufgefordert wurde, nach Malta zurückzukehren, wo ihn eine Beförderung zum *Uditore* erwarten sollte, setzte Remchingen seine Reise von Rom nach Deutschland fort. Als Farrugia am 29. Mai 1732 auf Malta ankam, wurde er jedoch sofort festgenommen und im Fort St. Elmo inhaftiert.⁴⁵

Als dieser Schmähschriftfall bei Gericht anhängig wurde, folgte sogleich der Streit um den richtigen Gerichtsstand, nämlich denjenigen des sog. Römischen Gerichts, des Inquisitionsgerichts auf Malta,⁴⁶ und der Castellania, des weltlichen Gerichts des Malteserordens für seinen Ordensstaat. Remchingen suchte direkt in Rom um Rechtsschutz nach⁴⁷ und legte zu seiner Verteidigung einen umfangreichen Schriftsatz vor. Der Großmeister berief, ohne den Lauf der Dinge abwarten zu wollen, den Ordensrat am 4. März 1733 ein. Ungeachtet einiger Gegenstimmen von Ratsmitgliedern verurteilte er Remchingen in Abwesenheit zu ewigem Verlust des Ordenshabits (gleichzeitig eine lebenslängliche Haftstrafe) sowie zum Verlust seiner Kommenden, die sogleich auf andere Ordensmitglieder übertragen wurden.⁴⁸ Im Anschluß aber wurde nachgewiesen, daß das Urteil des Ordensrates fehlerhaft war und nicht mit den geltenden Ordensstatuten in Einklang stand.

Ein Untersuchungsausschuß wurde eingesetzt, dem die Balli Frà Ottavio Gallean und Frà D. Ludovico Arias angehörten. Zu ihrer Unterstützung kam der Assessor Dr. Raffaele Balzani und der Fiskal (Staatsanwalt) hinzu. Zwischenzeitlich war Remchingen am 7. Januar 1735 in Malta angekommen, wo er sogleich verhaftet und ins Gefängnis gebracht wurde. Der Bericht des Untersuchungsausschusses kam am 27. Mai 1735 zur Lesung vor den Ordensrat. Nach Galleans Votum wäre Remchingen für zwei Jahre auf dem Fort Angelo zu inhaftieren, für die Lebensdauer des Großmeisters anschließend von Malta zu exilieren und auf ewig seiner Kommenden verlustig zu erklären gewesen.⁴⁹ Arias dagegen wollte Remchingen zum sogenannten einfachen Verlust des Habits (einer Art Suspendierung der Ordensmitgliedschaft), zur Aberkennung der Großkreuz-Würde *ad honores* und zur Einziehung der Kommende verurteilt sehen, ihm aber den Weg zur großmeisterlichen Begnadigung offen lassen.⁵⁰

Auf Intervention des Inquisitors, Monsignore Carlo Francesco Durini, trat jedoch eine Wende hin zur Aussöhnung ein, in deren Folge es zu einem Schriftwechsel zwischen ihm und dem Großmeister kam. Letztendlich begnadigte der Großmeister Balli Christian von Remchingen vollständig, rehabilitierte ihn und setzte ihn wieder in seine alten Rechte und Vorrangstufen ein, wie sie allen Ordensbrüdern in jeweiligem Umfang nach der Ordensregel und den Gewohnheiten der Gemeinschaft zu-

kamen. Natürlich wurde Remchingen auch aus der Haft entlassen,⁵¹ womit diese Episode ihr Ende fand.

Fort St. Angelo war zum Gefängnis der Ritter umfunktioniert worden, nachdem der Orden 1571 seinen Sitz in die neue Hauptstadt Valletta verlegt hatte. Im Fort gab es ein unterirdisches Verließ (Oubliette), in dessen Wände die Häftlinge vielerlei einritzten: Wappen und Inschriften in lateinischer, französischer, italienischer und deutscher Sprache,⁵² die alle Werke von Rittern waren, die dort Einzelhaft verbüßten. Darunter befindet sich auch ein hervorragend als rundes Flachrelief gearbeitetes Wappen, das als das Wappen eines Ritters der Balley Brandenburg identifiziert werden konnte.⁵³ Trotz dessen Ähnlichkeit mit dem Wappen Remchingens kann es nicht das Seinige sein, da er 1739 auf dem Fort in Gefangenschaft war und erst 1753 zum (Gegen-)Balli von Brandenburg ernannt wurde. Außerdem war mit dieser Titularwürde ja keine tatsächliche Mitgliedschaft in der Balley Brandenburg gegeben. Es wäre für das Verhältnis zwischen lutherischer Balley und katholischem Gesamtorden interessant, der Frage nachzugehen, weswegen sich ein Balleyangehöriger im 18. Jahrhundert auf Malta aufhielt und weswegen er dort inhaftiert wurde. Damit würde der hiesige Rahmen jedoch gesprengt.

Immer wenn ein neuer Großmeister gewählt worden war, wurde von ihm erwartet, feierlich in die altehrwürdige maltesische Hauptstadt Notabile (Mdina) einzuziehen, um damit formal die Landesherrschaft über den Archipel zu übernehmen. Großmeister Pinto de Fonseca legte den Tag für dieses Zeremoniell auf den 29. Juni 1741, auf Peter und Paul. Aber die Feierlichkeiten mußten auf Oktober verschoben werden, da sich das Geschwader des Ordens auf verlängertem Einsatz gegen tunesische Piraten befand. Am Festtag war Pinto prächtig gekleidet. In einem Herzogsmantel, der speziell für diese Gelegenheit in Rom angefertigt worden war, bestieg er zu Salutschüssen von beiden Bastionen am Haupttor Vallettas (St. John und St. James) seine Kutsche. Der Inquisitor Ludovico Gualterio Gualtieri und der Prior der Konventskirche St. Johannes, Msgr. Bartolomeo Rull, beide in feierlichem Schwarz, begleiteten den Großmeister in seiner Kutsche. Dort waren ebenfalls Philipp Wilhelm Nesselrode-Reichenstein, der Pilier (Vorsteher) der deutschen Zunge und der Balli Frà Francesco Rovero di Guarena. Dem Gespann voran ritt eine Kavallerieabordnung unter dem Kommando der Ritter Wiesnick, Remchingen und Ignaz Balthasar Rink von Baldenstein. Mehr als 100 Kutschen mit Rittern und Würdenträgern des Ordens und der Kirche bildeten zusammen einen langen Zug. Indem der Großmeister unter Eid feierlich versicherte, die Rechte und Privilegien der Einwohner Maltas wahren zu wollen, erreichte die Zeremonie ihren Höhepunkt. Darauf wurden Pinto zwei Schlüssel überreicht, der eine aus purem Gold, der andere aus Silber, die die Landesherrschaft symbolisieren sollten. Nach der anschließenden Messe in der Kathedrale des Diözesanbischofs sang man ein *Te Deum* als Dankeshymne für den Allmächtigen.⁵⁴

Pinto wurde 93 Jahre alt, von denen er 32 Jahre als Großmeister waltete. Er war schon in den achtziger Jahren, als er an Palmsonntag während einer kirchlichen Feier in Ohnmacht fiel. Gerüchteweise wurde verbreitet, er habe einen Schlaganfall erlitten. Aus allen Teilen Europas versammelten sich eilends Ritter und Ballis auf Malta wegen nun bevorstehender Verfahren zur Großmeisterwahl. Favorisierte Kandidaten

für das Großmeisteramt waren Tencin, Ximenes, Piccolomini, Crescimanno und Remchingen. Aber zu ihrer Verwunderung erholte sich Pinto und ließ alsbald seine Anwesenheit fühlen.⁵⁵ Pinto starb erst am 24. Januar 1773. Als sein Leichnam von sechs ranghohen Rittern im Trauerzug getragen wurde, war Remchingen einer der Augenzeugen. Einer derjenigen, die die Enden des Sargtuches aus schwarzem Samt trugen, war der Großprior von Deutschland, Johann Baptist von Schauenburg.⁵⁶

Das Ordensarchiv auf Malta weist ständige Reiseaktivitäten zwischen dem Konventsort und dem Festland nach, da die Ritter für allfällige Reisen ins Ausland eine Genehmigung einholen mußten. Durch entsprechende Eintragungen ist überliefert, daß Remchingen beispielsweise am 17. April 1755 von Malta abreiste. Er reiste in Begleitung zweier Landsleute, den Komturen von Schönau und von Hornstein.⁵⁷ Zweifelsohne haben beide Komture und der Großprior Remchingen häufiger Reisen nach Deutschland und zwar nach Heitersheim unternommen; war doch dort der Sitz des Priorats.

Einige Male war Remchingen Mitglied von Sonderkommissionen, die der Ordensrat einsetzte, um bestimmte Angelegenheiten zu untersuchen. 1756 brachen die Feindseligkeiten zwischen Großbritannien und Frankreich aus, die sich dann zum sogenannten siebenjährigen Krieg entwickelten. Der Orden setzte eine vierköpfige Kommission ein, die helfen sollte, seine strikte Neutralität zu wahren. Die Ballis, mit denen dieses Gremium besetzt wurde, waren Remchingen, der Franzose de Tencin, der Italiener Tommasi sowie der Spanier Francisco Ximenes de Texada.⁵⁸ Unter anderem gehörte es auch zu den Kommissionsaufgaben herauszufinden, wie damals Schießpulver auf dem freien Markt sogar für Ausländer dermaßen leicht erhältlich war, daß die öffentliche Sicherheit und Ordnung Schaden nahmen. Das Schießpulver für die Ordensflotte wurde für gewöhnlich dem Artilleriekommandanten auf jeder Galeere anvertraut, der es in einem großen Lagerhaus hinter dem Fort St. Angelo aufbewahrte. Es wurde jedoch recht häufig gestohlen oder gegen ein Pulver minderer Qualität ausgetauscht, womit für illegale Transaktionen hinreichend Gelegenheit bestand. Selbst die Artilleristen verkauften gelegentlich nach Beendigung des Einsatzes das verbliebene Pulver und schädigten damit das Schatzamt. Um den Mißständen abzuhelpen, plädierte die Kommission unter anderem dafür, ein neues Depot im inneren Bereich des Hafens zu bauen. Für jedes Schiff des Ordens sollte es dort einen eigenen Lagerbereich geben. Auch die maltesischen und ausländischen Schiffe sollten während ihrer Liegezeit im Hafen das Schießpulver dorthin zur sicheren Verwahrung geben.⁵⁹

Zwischenzeitlich hatte sich John Dodsworth, der britische Konsul auf Malta, dadurch bei Ordensangehörigen unbeliebt gemacht, daß er das britische Wappen über dem Haupteingang seiner Residenz hatte aufziehen lassen. Rechtzeitiges Eingreifen des *Maestro Scudiere* (Stallmeister) hinderte einige Ritter, die das britische Emblem herunterholen wollten, daran, gewaltsam in die Konsulatsresidenz einzudringen. Aber damit fand der Vorfall noch kein Ende. Vielmehr entzog Pinto dem Konsul Dodsworth sein Exequatur, nachdem er sich mit den Ballis Correa, Tencin, Cavniglia und Remchingen beraten hatte. An Dodsworth Stelle setzte er Angelo Rutter als britischen Konsul auf Malta ein.⁶⁰

Im April 1757 verstarb Paul Alpheran de Bussan, der geniale Bischof Maltas, nach

kurzem Leiden in seiner Residenz. Er war 1686 in Aix-en-Provence geboren worden und kam das erste Mal mit 19 Jahren nach Malta, um dort bei seinem Onkel, dem Konventualekaplan Melchior Alpheran zu leben, der später, von 1713 bis 1734, Prior der Konventskirche St. Johannes wurde. Der Großmeister Vilhena wurde Paul Alpheran ein Freund und Förderer und ernannte ihn im Jahre 1722 zum Sekretär für die Beziehungen zu Frankreich. 1727, beim Tod des Bischofs Mancini, folgte Paul Alpheran ihm im Amt nach. Später half er bei der Übersetzung des katholischen Katechismus von Bellarmino in die maltesische Sprache. Nach dem letzten testamentarischen Willen des zum Prälaten ernannten Paul Alpheran wurde Remchingen zu seinem Testamentsvollstrecker bestimmt. Dieser gehörte auch zu denjenigen, die dem Prälaten auf seinem Sterbebett beigekannt hatten.⁶¹ Während des Trauerzuges trugen die Ballis Copal, Lacrostiere, Tommasi und Remchingen die Bahre.⁶²

In vielen Kirchen Maltas begegnet man Namen von Ordensrittern oder sogar Namen von Großmeistern, die diese Kirchen unterstützten und ihrem religiösen Eifer dadurch Ausdruck verliehen, daß sie liturgische Gewänder und Kirchenmobiliar schenkten. Darüber hinaus hinterließen sie religiöse Stiftungen. Die Augustinerbrüder von Valletta hatten sich der Aufgabe angenommen, ihre Kirche und ihren Konventssitz neu zu errichten. Am 17. Januar 1765 wurde in einer feierlichen Zeremonie der Grundstein gelegt. Es ist überliefert, daß zu diesem Anlaß eine große Menschenmenge zusammenkam, um dem Geschehen beizuwohnen. Es ist nur allzu bezeichnend, daß auch einige Ordensritter zugegen waren, unter ihnen der Großprior von Ungarn, der Balli Christian Sebastian von Remchingen.⁶³

Während seiner langen Aufenthaltszeit auf Malta wurde Remchingen Augenzeuge außergewöhnlicher Ereignisse. Herausgegriffen werden soll die Sklavenverschwörung von 1749. Ermuntert von dem Tunesier Bascia und angeführt von Imseleti planten mohammedanische Sklaven, die bereits lange Zeit in maltesischer Sklaverei waren, den Orden durch die Ermordung des Großmeisters Pinto zu bezwingen. Der Plan schlug jedoch in erster Linie deswegen fehl, weil ihn ein Jude namens Cohen an den Großmeister verriet.⁶⁴ Bei allem muß man sich vor Augen halten, daß mohammedanische Sklaven sowie Strafgefangene, die als billige Arbeitskräfte Befestigungsanlagen zu bauen hatten, die als Ruderer auf den Galeeren Dienst tun mußten oder die andere Arbeiten für die öffentliche Hand zu verrichten hatten, zahlenmäßig die Einwohnerschaft Maltsas übertrafen.

Der Malteserorden unterhielt als kirchlicher Orden enge Beziehungen zum Hl. Stuhl. Der Papst gewährte ihm Privilegien, beschenkte ihn und hielt für die Großmeister besondere Ehren bereit. Eine dieser besonderen Ehrungen war es, dem Großmeister ein Silberschwert und eine goldbestickte helmartige Kopfbedeckung aus Purpursamt zu schenken. Dieser Helm trug als Zeichen für den heiligen Geist eine aus Perlen aufgestickte Taube. Dieses Geschenkensemble ging als *Stocco e Pileo* in die Geschichte ein. Drei Mal wurde Remchingen Zeuge, daß einem Großmeister die Ehre dieses Geschenkes zuteil wurde: im Jahre 1725 dem Großmeister Vilhena,⁶⁵ im Jahre 1747 dem Großmeister Pinto⁶⁶ und im Jahre 1774 schließlich dem Großmeister Ximenes de Texada.⁶⁷

Pinto erachtete sich den anderen Souveränen Europas als ebenbürtig und wies die Jesuiten ebenso aus Malta aus, wie dies zuvor in den Königreichen Portugal, Frank-

reich, Spanien und Neapel geschehen war. Der Großmeister hegte zwar keinen besonderen Groll gegen diesen Orden, der ihn dazu veranlaßt hätte, wollte aber auch in dieser Frage „ebenbürtig“ sein. Es waren die Jesuiten gewesen, die, allseits bekannt für ihre Gelehrsamkeit und Frömmigkeit, die einzig höhere Ausbildungsanstalt Maltas unterhalten hatten.⁶⁸ Remchingen lebte zu der Zeit dieser Umbrüche und Wirren auf Malta.

Im Organisationsgefüge des Malteserordens nahm das Generalkapitel die Funktion eines gesetzgebenden Organs ein. Es wurde auf Grund einer päpstlichen Bulle vom Großmeister zusammengerufen. Innerhalb dieses Gremiums gab es einen Arbeitsausschuß, die *Venerandi Sedici*, in dem die acht Zungen des Ordens mit jeweils zwei Vertretern repräsentiert waren. Er leistete vor allem Vorarbeiten bei Gesetzgebungsverfahren. Der Großmeister saß dem Generalkapitel vor, das die Macht hatte, neue Gesetze zu erlassen, alte zu bestätigen, abzuändern oder außer Kraft zu setzen.⁶⁹ Zu Remchingens Zeiten rief 1776 der Großmeister Emanuel de Rohan Polduc das letzte Mal ein Generalkapitel auf Malta zusammen.⁷⁰

Nach einem offiziellen Protokoll dieser Kapitelsitzung hat es nicht den Anschein, daß Remchingen daran teilnahm. Dies mag sich aus einer längeren Krankheit erklären, an der er litt. Für die deutsche Zunge nahmen indessen der Balli Ferdinand von Hompesch,⁷¹ der Komtur Johann Balthasar Ignaz Baron von Rinck, der stellvertretende Großballi Michael Ferdinand Graf von Althann, der böhmische Prior Ludwig von Schauenburg, der Prior von Dacien, der Komtur Franz Christoph Baron von Thurn zu Valsassina, Anton Baron von Neveu als Bevollmächtigter der Deutschen Zunge, ferner die Komture Franz Konrad Baron von Truchses und Armand Fürst von Hohenlohe sowie schließlich Heinrich Ludwig Phiffer daran teil.⁷²

Seinen letzten Atemzug tat der Balli Baron Franz Christoph Christian Sebastian von Remchingen nach langer Krankheit am 18. August 1777. Er verstarb im beachtlich hohen Alter von 89 Jahren. Er verschied mit den Tröstungen der Heiligen Katholischen Kirche. Von seinem Haus in Valletta wurde er in die Konventskirche St. Johannes überführt und dort im Hauptschiff der Kirche beigesetzt.⁷³ Eine schöne aus vielfarbigem Marmor zusammengesetzte Grabplatte kennzeichnet seine letzte Ruhestätte. Die Grabplatte trägt das Familienwappen: zwei zum Andreaskreuz geformte silberne Lilienstengel auf rotem Grund. In Remchingens gevierten Wappen erscheint das weiße Ordenskreuz auf rotem Grund im ersten und vierten Feld, während die beiden anderen Felder das Familienwappen zeigen. Als Großprior von Deutschland hatte er wie der Großmeister ein Vorrecht, solchermaßen das berühmte Banner der Kreuzritter mit seinem Familienwappen zusammenzuführen. Als Draperie umgibt ein Wappenmantel den Schild. Atypischerweise wallt dieser jedoch nicht von Remchingens fürstlicher Rangkrone herab; vielmehr sind Fürstenkrone und ein weiteres Ordenswappen zusätzliche Helmzier auf dem Turnierhelm des Wappens. Die Grabplatte trägt folgende Inschrift:

D.O.M.

Illustris Certam Cui Mors Incerta Ruinam
Moliris Superest Unica Petra Domus:
At Praevisa Minus Feriant Ut Tela Pharetram
Ultima Petra Tuam Praeveniendo Jacet



Abb. 1 Grabstätte des Christoph Sebastian Freiherr von Remchingen (entnommen aus: Joseph A. Ebe: Gräber deutscher Ritter des Johanniter /Malteserordens in der St. Johanneskirche in Valletta auf Malta. Paderborn 1987).

F. Franciscus Christophorus Sebastianus
Liber Baro de Remching
Sacri Ordinis S. Joannis Ierosolimitani
Magnus per Alemaniam Prior
Ac Sacri Romani Imperii Princeps
Natus XX Januarii An. MDCLXXXIX
Obiit die XVIII Augusti
An. MDCCLXXVII

(Gott dem Allgütigen und Erhabenen
ein erlauchter und einziger Stein des Hauses steht noch
dem Du ungewisser Tod, den Ruin bereiten möchtest:
Wenn auch vorhergesehene Pfeile weniger gut treffen
der letzte Stein liegt jedoch bereit durch den
der [den Pfeilen aus] deinem Köcher zuvorkommt
Frater Franziskus Sebastian Freiherr von Remching
Großprior für Deutschland
des Heiligen Ordens des Hl. Johannes von Jerusalem
Fürst des Heiligen Römischen Reiches
geboren am 20. Januar 1689
gestorben am 18. August 1777).⁷⁴

Während Remchingen lebte, regierten etliche Großmeister auf Malta: der Italiener Gregorio Carafa (1680–1690), der Franzose Adrien de Wignacourt (1690–1697), der Spanier Ramon Perellos Y Roccaful (1697–1720), der Italiener Marc' Antonio Zondadari (1720–1722), der Portugiese Anton Manoel de Vilhena (1722–1736), der Spanier Ramon Despuig (1736–1741), der Portugiese Manoel Pinto de Fonseca (1741–1773), der Spanier Francisco Ximenes de Texada (1773–1775) sowie der Franzose Emanuel de Rohan Polduc (1775–1797).

Auf Remchingens Grabplatte weist die Inschrift darauf hin, daß er der letzte Abkömmling seiner Familie war. Aber sowohl der Familien- wie auch der Ortsname wurden 1973 durch einen Gemeinderatsbeschluß in Baden-Württemberg „wiederbelebt“. Die Ortschaften Wilferdingen, Singen und Nöttingen im Enzkreis wählten anlässlich der Gemeindegemeinschaftenlegung *Remchingen* zu ihrem gemeinsamen Namen. Sie wählten dazu passend die gekreuzten Lilien aus dem Familienwappen für das Gemeindegewappen. Weitere Erinnerungen an die Familie Remchingen sind der Gasthof *Zum Remchinger Hof* und die *Remchinger Straße* im Ortsteil Wilferdingen.⁷⁵

Anmerkungen

¹ SEBASTIAN VON REMCHINGEN: *De religione a Luthero in statum veterem feliciter restituta*. 1611. – SEBASTIAN VON REMCHINGEN: *De rei publicae administratione tempore pacis*. 1613. – Beide Schriften wurden an der Universität Tübingen verfaßt und liegen noch heute in der dortigen Universitätsbibliothek vor.

² ERNST HEINRICH KNESCHKE: *Neues allgemeines Adels-Lexikon*. [Neudruck] Hildesheim 1973, Bd. VII, S. 453.

³ OTTO BICKEL: *Remchingen. Geschichte seiner Ortsteile und der Adelsfamilie dieses Namens*. 1993,

- S. 10 12. JOSEPH A. EBE: Gräber deutscher Ritter des Johanniter Malteserordens in der St. Johannes Kirche in Valletta auf Malta. Paderborn 1987, S. 77.
- ⁴ AOM (Archives of the Order in Malta; Nationalbibliothek), Ms. 2199, f. 37.
- ⁵ AOM, Ms. 2246.
- ⁶ AOM, Ms. 2199: Vorlage des Antrags zur Zulassung von 1531; Vorgang Nr. 3. f. 36.
- ⁷ AOM, Ms. 2199: Vorlage des Antrags zur Zulassung vom 9.11.1724. Vorgang Nr. 34. f. 37.
- ⁸ AOM, Ms. 2235.
- ⁹ GIAN PIETRO DE SOLDANIS: Ghawdex bil Grajja Tieghu. Malta 1953, Bd. II [Übersetzt aus dem Italienischen in die maltesische Sprache von Msgr. G. Farrugia]. ANTON BUTTIGIEG: Is Santwarju Nazzjonali tal Madonna tal Kuncizzjoni. Qala 1954, S. 21.
- ¹⁰ AOM, Ms. 1948, f. 93. Die große Krypta unterhalb des Oratoriums wurde während der Regierungszeit des Großmeisters Aloph de Wignacourt (1601–1622) ausgehoben. Sie war mit ihren drei Räumen letzte Ruhestätte für Ordensmitglieder, jeweils für die Kapläne, für die Ritter und für die Novizen. Die Krypta ist nach dem Beichtvater Wignacourts, Jean Bartolott, benannt, der der Novizenmeister des Ordens war und während dessen Amtszeit das Oratorium der Novizen nebst der darüber befindlichen Krypta gebaut wurden (s. DOMINIC CUTAJAR: Malta, history and works of art of St. John's church Valletta. Valletta 1988, S. 100).
- ¹¹ HANNIBAL SCICLUNA: The Church of St John in Valletta. Valletta 1955, S. 7.
- ¹² AOM, Ms. 1688, f. 1.
- ¹³ MICHAEL GALEA: Deutsche Ritter von Malta. Malta 1996, S. 106.
- ¹⁴ AOM, Ms. 286, Sacra Capitula Generalia.
- ¹⁵ AOM, Ms. 2246.
- ¹⁶ AOM, Ms. 6430, f. 119.
- ¹⁷ AOM, Ms. 6430, f. 113.
- ¹⁸ WOLF DIETER BARZ: Das Wesen des Malteserordens und die Person des Christian von Osterhausen, eine Einführung für das Lehrbuch Osterhausens von 1644 zum Recht dieses Ordens. Münster 1995, S. 50 f.
- ¹⁹ PAUL CASSAR: The Castellania Palace. Malta 1988, S. 23.
- ²⁰ AOM, Ms. 6430, f. 51.
- ²¹ AOM, Ms. 6430, f. 67.
- ²² AOM, Ms. 2226, f. 105.
- ²³ Der Johanniterorden. Der Malteserorden. Hg. von ADAM WIENAND. Köln 1988, S. 651.
- ²⁴ Der Gouverneur von Gozo, der Komtur Didacus Garzia de Mula aus Aragon, begrüßte den stellvertretenden Großballi, den Komtur Franz Anton von Königsegg, mit einer Gewehrsalve als Salut, als dieser 1715 die Zitadelle von Gozo besuchte. Für gewöhnlich war dieser Empfang Großkreuzrittern vorbehalten. Königsegg wurde ein außerordentlich herzlicher Empfang zuteil (s. GIAN PIETRO DE SOLDANIS: Ghawdex bil Grajja Tieghu. Malta 1953, Bd. I, S. 38).
- ²⁵ AOM, Ms. 2226, S. 21 v.
- ²⁶ AOM, Ms. 6430, S. 3 v.
- ²⁷ 1758 wurde er zum Bischof von Malta ernannt.
- ²⁸ ACM (Archivum Cathedralis Melitae), Ms. 150.
- ²⁹ MARIO BUHAGIAR, ANTHONY LUTTRELL, STANLEY FIORINI, ZACHARIAS TSIRPANLIS: Manuscripts and Books. In: The Sovereign Military Hospitaller Order of St. John of Jerusalem of Rhodes and of Malta. The Order's early legacy in Malta. Hg. von JOHN AZZOPARDI. Valletta 1989, S. 63–86, hier S. 69.
- ³⁰ AOM, Ms. 2226, S. 71.
- ³¹ AOM, Ms. 2226, S. 69.
- ³² AOM, Ms. 2226, S. 64.
- ³³ SCICLUNA (wie Anm. 11), S. 389.
- ³⁴ AOM, Ms. 1180, S. 242.
- ³⁵ AOM, Ms. 1180, S. 245.
- ³⁶ AOM, Ms. 894, S. 12. AOM, Ms. 2199, S. 96 v.
- ³⁷ AOM, Ms. 894, S. 19. AOM, Ms. 2197, S. 38.
- ³⁸ SCICLUNA (wie Anm. 11), S. 391.
- ³⁹ AOM, Ms. 894, S. 3.

- ⁴⁰ AOM,
 Ms. 910: Auszug
 23.03.1756 Großballi von Remching 100 Scudi
 03.07.1758 Großballi von Remching 430 Scudi
 Ms. 911: – Auszug
 24.04.1759 Prior von Ungarn von Remching 79 Scudi, 70 Tari
 01.09.1759 Prior von Ungarn von Remching 340 Sudi, 6 Tari
 Ms. 912: – Auszug
 05.10.1762 Prior von Ungarn v. Remching 14 Scudi, 20 Tari
 06.11.1762 Prior von Ungarn v. Remching 46 Sudi, 7 Tari, 2 Grani
 09.01.1764 Prior von Ungarn v. Remching 7 Scudi, 12 Grani
 Ms 914: – Auszug
 02.08.1773 Balli v. Remching 11 Scudi, 5 Tari, 16 Grani
 Prior von Ungarn v. Remching 1431 Scudi, 1 Tari, 5 Grani
 Prior von Deutschland v. Remching 150 Scudi
 Prior von Deutschland v. Remching 200 Scudi
 Prior von Deutschland v. Remching 200 Scudi
 14.11.1776 Prior von Deutschland v. Remching 200 Scudi
 Prior von Deutschland v. Remching 232 Scudi, 1 Tari, 1 Grano.
- ⁴¹ AOM, Ms. 2226, S. 132. AOM, Ms. 2235 [Auszüge].
- ⁴² AOM, Ms. 2235.
- ⁴³ GAETANO REBOUL: *Compendio del Giornale de'successi dell'isole di Malta e Gozo dall'anno 1729 sino all'anno 1750*. In: *Malta letteraria*. April 1935, S. 121.
- ⁴⁴ „Rappresentanza al Ministero di Roma intorno al presente stato della Religione di Malta, sotto il governo del Granmaestro Antonio Vilhena“; AIM (Archives of the Inquisition in Malta), Ms. Memorie. Vol. VI, f. 304.
- ⁴⁵ REBOUL (wie Anm. 43), S. 123.
- ⁴⁶ Vor der Ankunft des Johanniterordens auf Malta gab es ein mittelalterliches Inquisitionsgericht auf der Insel. Es war ein bischöfliches Gericht, das einem „Wachhund“ ähnelnd fungierte und sämtliche Arten ketzerischer Praktiken und Glaubensformen überwachte. Jedermann unterfiel diesem Gericht. Zumeist drückte sich ein Aberglaube als häretisches Verhalten, als Gotteslästerung, Apostasie oder in Form von Volksglaube aus.
- ⁴⁷ AIM, Ms, Memorie Bd. 6, S. 304.
- ⁴⁸ AIM, Ms, Memorie, Bd. 6, S. 305. ACM, Ms. 389, S. 36.
- ⁴⁹ REBOUL (wie Anm. 43), S. 155.
- ⁵⁰ AIM, Ms, Memorie Bd. 7, S. 248.
- ⁵¹ AIM, Ms, Memorie Bd. 9, S. 572. Die Begnadigung und Freilassung aus dem Gefängnis wurden der Ordenskanzlei am 31. August 1739 angezeigt.
- ⁵² JOSEPH F. DARMANIN: *The Phoenix-Graeco-Roman Temple and the Origin and Development of Fort St. Angelo*. Malta 1948, S. 112.
- ⁵³ DENIS CALNAN: *Knights in Durance*. Malta 1966, S. 12.
- ⁵⁴ CARMEL TESTA: *The Life and Times of Grand Master Pinto 1741–1773*. Valletta 1989, S. 65.
- ⁵⁵ NLM (National Library of Malta), Ms. 14, S. 265 ff.; S. 272. TESTA (wie Anm. 54), S. 204.
- ⁵⁶ ACM, Ms. 234. TESTA (wie Anm. 54), S. 327.
- ⁵⁷ AOM, Ms. 2231. S. 9 f.
- ⁵⁸ Texada folgte 1773 Pinto im Amt des Großmeisters.
- ⁵⁹ TESTA (wie Anm. 54), S. 182.
- ⁶⁰ TESTA (wie Anm. 54), S. 193.
- ⁶¹ ACM, Ms. 277. NLM, Ms. 155, f. 220.
- ⁶² TESTA (wie Anm. 54), S. 212.
- ⁶³ LORENZO AGIUS: *L'Ordine Agostiniano nelle Isole di Malta e Gozo*. Malta 1931, S. 17.
- ⁶⁴ NLM, Ms 1. [Vgl. „La congiura di Mustafa Bassa di Rodi contro il Gran Maestro nel 1749“.
 In: *Malta Letteraria*. Juli 1936, S. 215–224. CARMELO MIFSUD BONNICI: *Frà Emanuel Pinto de Fonseca*. In: *Malta Letteraria*. August 1936, S. 225–237.]
- ⁶⁵ MICHAEL GALEA: *Grandmaster Anton Manoel de Vilhena 1722–1736*. Malta 1992, S. 20.

- ⁶⁶ TESTA (wie Anm. 54), S. 108.
- ⁶⁷ NLM, Ms. 787.
- ⁶⁸ TESTA (wie Anm. 54), S. 282.
- ⁶⁹ JOSEPH MIZZI, ANTON ZAMMIT GABARETTA: Catalogue of the Records of the Order of St. John of Jerusalem in the Royal Malta Library [Introduction]. Malta 1964, S. 16.
- ⁷⁰ MICHAEL GALEA: Grandmaster Emanuel de Rohan 1775 1797. Malta 1996, S. 46.
- ⁷¹ Nach Rohan wurde Hompesch 1797 Großmeister.
- ⁷² AOM, Ms. 309, f. 14.
- ⁷³ Zwei der deutschen Großprieoren wurden in derselben Kirche in Valletta beerdigt: nämlich Philipp Wilhelm von Nesselrode Reichenstein (1754) und Johann Baptist von Schauenburg (1775).
- ⁷⁴ EBE (wie Anm. 3), S. 78.
- ⁷⁵ EBE (wie Anm. 3), S. 77.

Konversionsbereitschaft als Lebensunterhalt

Der Fall der vermeintlichen Konvertitin Catharina Baumännin
vor dem Freiburger Stadtgericht (1730/31)
und seine Bedeutung für unser Verständnis der Konfessionalisierung¹

Von
HILLARD VON THIESSEN

Der Wechsel der Konfession in der Frühen Neuzeit hat bislang vor allem im Phänomen der Fürstenkonversionen des 17. und 18. Jahrhunderts das Interesse der Forschung gefunden. Im Mittelpunkt des Interesses standen einerseits die Beweggründe der Konvertiten, unterschieden nach religiösen oder politisch-dynastischen Motiven. Zum anderen fanden die Auswirkungen des Konfessionswechsels eines Landesherrn auf seine Untertanen Aufmerksamkeit. Seit dem Augsburger Religionsfrieden von 1555 galt das Prinzip, daß die Untertanen der Konfession des Landesherrn angehören sollten. Bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts hatte die Fürstenkonversion somit zumeist den Religionswechsel der Einwohnerschaft eines ganzen Territoriums zur Folge.² Am Oberrhein bietet die Markgrafschaft Baden-Baden ein Paradebeispiel für die erzwungene Konversion der Untertanen nach dem Konfessionswechsel ihres Landesherrn bzw. dem Regierungsantritt eines neuen Landesherrn mit anderer Konfession als sein Vorgänger. Bis 1634 wechselte das Territorium – und damit stets die Mehrheit der Untertanen – sechsmal das Bekenntnis.³

Doch diese bekannten Vorgänge sollen nicht Thema des Artikels sein. Wenden wir uns vielmehr dem bislang wenig beachteten Bereich der alltäglichen Konversionspraxis zu, denn: „Die Alltagsgeschichte dieses Vorgangs ist auch heute noch ungeschrieben.“⁴ Der Begriff „alltägliche Konversionspraxis“ erscheint auf den ersten Blick widersprüchlich. Immerhin bedeutete Konfessionswechsel zur Zeit der Konfessionalisierung zumindest theoretisch nicht weniger als den Wechsel zwischen zwei Glaubenssystemen, die jeweils einen absoluten Wahrheitsanspruch vertraten und dementsprechend den jeweils einzigen Weg zum Heil anboten. Folglich wurden Konversionen im „konfessionellen Zeitalter“ nach dem mittelalterlichen Schema von Ketzerabfall bzw. -bekehrung gedeutet: „Auf der einen Seite war der Konvertit ein apostata, auf der anderen ein Wiedergekehrter.“⁵ Demzufolge wären die Konvertiten Wanderer zwischen zwei weit auseinanderliegenden, miteinander in Konflikt stehenden Welten. Das bedeutet, daß Konversion entweder Ergebnis eines individuellen Gewissensentscheids wäre, für den der Konvertit alle damit verbundenen Widrigkeiten in Kauf nahm oder aber – wenn er weniger gewissensgeplagt war – in Erwartung eines mit dem Glaubenswechsel verbundenen handfesten wirtschaftlichen Vorteils unternommen wurde.⁶ Dann allerdings hätten wir es nicht mit einem alltäglichen, sondern mit

einem exzeptionellen Problem zu tun, das nur unter dem politischen Zwang des Konfessionswechsels eines Landesherrn zu einem Massenphänomen werden konnte.

Doch lange Konvertitenkataloge,⁷ die vor allem von Klöstern geführt worden sind und die nicht mit dem Konfessionswechsel einer Herrschaft in Verbindung stehen, zeigen, daß Konversionen im 17. und 18. Jahrhundert durchaus eine alltägliche Erscheinung waren, auch wenn sie das Kräfteverhältnis der Konfessionen nicht wesentlich veränderten. Es lohnt sich also, einen näheren Blick auf dieses Phänomen zu werfen. Dies soll am Beispiel einer Frau geschehen, die mit der Vortäuschung von Konversionswilligkeit ihren Lebensunterhalt bestritt und dabei durch weite Teile Südwestdeutschlands und des Elsaß kam.

Catharina Baumännin

Im April 1730 erschien in Freiburg eine Frau und behauptete, eine in Frankfurt am Main geborene Jüdin namens Sara Meyerin zu sein.⁸ Sie habe ihren Ehemann Calman Meyer, mit dem sie in Friesenheim gewohnt hätte, verlassen, um in Freiburg katholisch zu werden. Sie ging zu diesem Zweck zur Münsterpfarrei, erhielt 3 Batzen als Almosen und wurde in das Jesuitenkolleg geschickt. Dort begann Pater Menrad Rosé⁹ umgehend mit der Unterweisung im Glauben und war beeindruckt von ihrer Fähigkeit, theologisch zu begründen, daß die Juden nicht das auserwählte Volk seien. Allerdings stellte sich schnell heraus, daß diese überdurchschnittlichen theologischen Kenntnisse auf eine sehr profane Ursache zurückzuführen waren. Die Angaben betreffs ihrer Herkunft erwiesen sich als falsch, wie die Antwort des Friesenheimer Amtmanns vom 18. April 1730 auf den von ihr selbst geschriebenen Brief (!) mit der Bitte um Bestätigung, daß sie dort gewohnt habe, bewies. Wohl lebe eine Sara Meyerin in Friesenheim, so der Amtmann, doch diese sei hochschwanger und im Ort. Mehr noch: Pater Rosé könne sich *„darmit consolieren, das sie nicht der Erste sein, welchen diese persohn auf solche weiß angesetzt hat, dann nach aller Beschreibung ist es die nembliche, so vor einigen Monathen zue Rottenburg ahm Necker ware, undt welchertwegen von dasigen P: Guardiano der Capuciner schreiben erhalten gehabt, indem sie sich gleichfalls allda für Callman Meyers Eheweib mit nemblichen umständen ausgeben hat“*. Auch aus anderen Orten lägen Berichte über eine falsche Konvertitin vor, die stets nach einigen Tagen wieder verschwunden sei. Am Tag des Eintreffens dieses Briefes verließ die vermeintliche Jüdin Freiburg, doch gelang es der sofort eingeschalteten Justiz, sie in einem Wirtshaus in Zarten verhaften und nach Freiburg bringen zu lassen.

Beginnend am 22. April wurde sie verhört; erst am 2. Mai kamen die Befragungen zu einem vorläufigen Abschluß. Sie behauptete nun, eine ledige fahrende Jüdin zu sein. Ihre Eltern seien ebenfalls fahrende Leute, zu denen sie keinen Kontakt mehr habe. Seit drei Jahren wandere sie von Ort zu Ort. *„Wan sie [...] an Ein orth khommen seye, so habe sie gesagt, wolle Ein Christin werd[en], da habe man ihro auf-Endthaltung geben und wan es Zum Ernst gekhommen so seye sie wieder davon gegang[en].“* Nach den Gründen für ihr kriminelles Verhalten gefragt, antwortete sie: *„Die armuth habe sie anfänglich darzue gebracht, da seye sie eben In diesem sündig Leben fortgefahren.“*

Mehrfach änderte sie ihre Aussagen, behauptete, einzelne Geschehnisse vergessen zu haben und erklärte wiederholt unter Tränen, nun endlich zur Entlastung ihres Gewissens die ganze Wahrheit sagen zu wollen. Offenkundig war sie vor allem bemüht, ihre Herkunft zu verschleiern. Das Freiburger Gericht sah sich gezwungen, mit einer Reihe von Orts-, Gerichts- und Kirchenobrigkeiten zu korrespondieren, um einen Überblick zu gewinnen. Daher ist der Umfang der Prozeßunterlagen ungewöhnlich groß. Wie das Freiburger Gericht können wir ihre Aussagen angesichts des offiziellen Schriftverkehrs überprüfen, zumal auch die Protokolle weiterer Verhöre am 27. Juni, 8. August, 7. Oktober, 19. Oktober und 13. November erhalten sind, in denen die Delinquentin mit den Schreiben konfrontiert wurde.

Die Nachforschungen ergaben, daß ihr wirklicher Name Catharina Baumännin war. Im Februar 1705 war sie in Weilersbach bei Villingen als Tochter des Tagelöhners Hans Martin Baumann zur Welt gekommen und am 13. jenes Monats in der Villingener Pfarrkirche katholisch getauft worden.¹⁰ Angeblich wegen einer bösen Stiefmutter lief sie mit sieben oder acht Jahren von zu Hause weg zu einem Verwandten, wo sie nicht lange – genaue Angaben lassen die Akten nicht zu – blieb. Wohl kaum älter als zehn Jahre war sie, als sie in Lahr in Magdsdienste eintrat und sich dort etwa fünf Jahre aufhielt. Danach zog sie weiter in das Elsaß, wo sie in Mutzig und Barr ebenfalls als Magd arbeitete. In letzterem Ort war sie auch als „Sabbatmagd“ tätig. Sabbatmägde hatten die Aufgabe, in jüdischen Haushalten diejenigen Arbeiten zu verrichten, welche Juden an ihrem Ruhetag verboten waren.¹¹ Somit war sie also bereits mit jüdischem Leben in Berührung gekommen. Auch hatte Catharina Baumännin schon bei evangelischen wie katholischen Herren gedient. War ein Ort evangelisch, so ging sie in den evangelischen Gottesdienst.

Erstmals für das Jahr 1727 ist belegt, daß sie eine bequemere Einkommensquelle als die Magdsdienste entdeckt hatte. Sie gab in diesem Jahr in Rottweil¹² an, eine Jüdin aus Kandel in der Pfalz zu sein, die sich zum Katholizismus bekehren wollte. Auch winke ihr in absehbarer Zeit ein reiches Erbe. Man schickte sie in das Jesuitenkolleg, wo sie von einem Pater in den Glaubenswahrheiten instruiert wurde. Bis zu ihrer Taufe in einem feierlichen Gottesdienst¹³ am „Weißen Sonntag“ am Beginn der Fastenzeit wurde sie allerdings nicht mehr aus den Augen gelassen, so daß sie schließlich eine doppelt getaufte Katholikin war, und zwar im zweiten Fall auf den Namen Maria Teresia Francisca Renata. Der Bürgermeister, so berichtete sie dem Freiburger Gericht, sei ihr Taufpate gewesen. Etwas später gelang es ihr dann, aus Rottweil zu entweichen.

Es blieb nicht bei dieser Taufe. Als Catharina Baumännin im Sommer 1728 in Schlettstadt¹⁴ ankam, war sie hochschwanger. Auch hier gab sie sich als konversionsbereite Jüdin aus, wurde in das Spital aufgenommen und von einem Dominikaner und einem Kapuziner in Glaubensdingen unterwiesen. Indes wurde sie im Kindbett von einem schweren Fieber angegriffen und schließlich, da man um ihr Leben fürchtete, samt dem kurz nach der Geburt gestorbenen Kind notgetauft. Offensichtlich war es dem Pfarrer hier sehr Ernst damit, eine Seele zu retten, auch wenn er mit der „Wiedertaufe“ unwissentlich nach zeitgenössischen Vorstellungen genau das Gegenteil tat.

Catharina Baumännin hatte weder in Rottweil noch in Schlettstadt beabsichtigt,

sich taufen zu lassen. Vielmehr verließ sie den Ort, an dem sie angeblich die Religion wechseln wollte, im Regelfall bereits nach wenigen Tagen. Es war nämlich übliche Praxis, die Angaben von Konversionswilligen zu überprüfen, bevor der Religionswechsel vollzogen wurde. In Weissenburg im Elsaß,¹⁵ wo sie vor ihrem Schlettstadter Aufenthalt gewesen war, brachten die Kapuziner¹⁶ sie in einer Mühle unter, sorgten für ihre Verpflegung und unterwies sie täglich mehrere Stunden im Glauben. Hier blieb sie, anders als an den meisten anderen Orten, zu lange. Nach etwa 10 Tagen traf die Nachricht ein, daß die Angaben zu ihrer Herkunft unzutreffend seien, so daß die wegen ihrer Schwangerschaft ohnehin mißtrauischen Kapuziner „ihro gerathen sich davon zumachen“.

Ab 1729 läßt sich anhand der Angaben in den Akten ihr Itinerar in etwa verfolgen. Im März jenen Jahres ist sie in Lahr nachgewiesen, ging dann nach Villingen, um sich schließlich von Juli bis September in Stuttgart aufzuhalten. Von hier aus zog sie durch das südliche und östliche Württemberg und kam auch nach Rottenburg, das unter österreichischer Herrschaft stand und folglich katholisch war, sowie in die zur Markgrafschaft Baden-Baden gehörende gemischtkonfessionelle Grafschaft Eberstein. Im Frühjahr 1730 lenkte sie ihre Schritte über Wildbad in die Oberrheinebene, wo sie nach Aufhalten in Durlach, Karlsruhe, Rastatt und Steinbach (die ersten beiden Orte waren evangelisch, die letzteren katholisch) schließlich, am Karfreitag des Jahres 1730, in Freiburg eintraf.

Es gelang ihr in vielen Orten, die Absicht des Religionswechsels glaubhaft zu machen. Sie wohnte in Wirts- oder Pfarrhäusern, kam mitunter in Besucherzimmern von Klöstern unter oder in den Häusern von Vögten, Superintendenten und Hofpredigern. Mitunter nahm sie auch mit der Unterkunft in den Häusern einfacher Bürger vorlieb. Meistens wurde sie verköstigt und häufig erhielt sie Almosen. In Pfarrhäusern und Klöstern wurde sie oft, so in Schlettstadt, Weissenburg und Rottweil, zur Vorbereitung ihrer Konversion im Glauben unterwiesen. Mitunter wurde mit dem Unterricht aber bis zur Überprüfung ihrer Identität gewartet, so in Steinbach bei Baden-Baden. Über ihren dortigen Aufenthalt wußte Catharina Baumännin zu berichten: „*Sie habe Ihme [dem Pfarrer, H. v. T.] gesagt wolle ein Christin werden. Er aber habe dagegen vermeldt, dörffe sich des fahls ihrer nit an nemben, ehe und bevor es die Herrschaft wisse. Inmittelst hatte sie nichts gethan als das sie des H: Pfarrers Köchin genährt, und speis undt trankh im pfarrhoff genossen.*“ In Karlsruhe kleidete sie der Oberhofprediger Franz Rudolf Crüger sogar neu ein. Der wegen ihres anschließenden Verschwindens indignierte Geistliche schätzte den Wert der neuen Sachen auf über sieben Gulden.¹⁷ An einigen Orten gelang es ihr, Empfehlungsschreiben zu bekommen, die sie andernorts vorzeigen konnte, um so ihre Glaubwürdigkeit zu unterstreichen. Sie variierte die Angaben über ihre Herkunft und behauptete mitunter, von einer Konfession zur anderen wechseln zu wollen. Damit erschwerte sie die Aufdeckung ihres Betruges; tatsächlich wurde sie zeitweise steckbrieflich gesucht. Daß sie meistens als Jüdin auftrat, mag darin begründet liegen, daß Glaubenswechsel von Juden anders als Übertritte von einer Konfession zur anderen selten waren,¹⁸ weshalb sie als konversionswillige Jüdin wohl eine höhere Aufmerksamkeit und folglich eine bessere und großzügigere Behandlung erhoffen durfte.

Zumindest in zwei Fällen kam sie trotz aller Vorsicht mit der Obrigkeit in Kon-

flikt. In Steinbach war sie zu lange geblieben. Der Amtmann des Ortes erhielt von der baden-badischen Regierung den Befehl, sie bis zu einer gerichtlichen Untersuchung festzusetzen. Er sperrte sie in einen Raum des Pfarrhauses, hatte allerdings die Rechnung ohne den Pfarrer des Nachbarortes Sinzheim gemacht. Dieser war wegen der vermeintlichen Jüdin nach Steinbach gekommen und ließ sich von der Internierten von der Lauterkeit ihrer Absichten überzeugen. Die abendlichen Trinkgewohnheiten des Amtmanns nutzend, verhalf er ihr zur Flucht, nicht ohne ihr noch ein Almosen zu verehren.

In weit ernstere Schwierigkeiten geriet Catharina Baumännin jedoch im Herzogtum Württemberg. Als sie Anfang 1730 wieder in das Herzogtum kam, machte sie zunächst die Erfahrung, daß die zentralisierten, auf Stuttgart ausgerichteten Strukturen der evangelischen Landeskirche ihren Betrug erschwerten. Sie wurde von den örtlichen Pfarrern zumeist nur für kurze Zeit aufgenommen und nach Stuttgart gewiesen. Der Tübinger Vogt befragte sie ausführlich: „*Sie mir zur Antwort geben, daß Sie eine Judenfrau von Freyburg seye, und allda einen reichen Juden zum Mann, samt 6. Kinder habe, dieweilen Sie aber zu Collmar, allwo Sie Ihres Handels halber, sich lange aufgehalten hätte, Gelegenheit gehabt, in christliche Kirchen zu kommen, auch das Heylig Neüe Testament gelesen hab, seye Sie dardurch solcher gestalten gerührt und aufgeweckt worden, daß Sie sich resolvirt, der Regul deß Messiae zu folgen, Mann und Kinder zu verlassen, und den Heyligen Christlichen Glauben anzunehmen, davon Sie dann auch öfters gegen Ihren Mann gesprochen, von diesem aber mit hartten schlägen darüber tractieret worden, biß Sie endlich Gelegenheit gefunden, Ihre beste Sachen zu versteckhen, und dann auch selbst fortzugehen.*“¹⁹ Als sich allerdings zeigte, daß sie nicht ein jüdisches Gebet sprechen konnte, wurde der Vogt mißtrauisch. Catharina Baumännin sah sich veranlaßt, Tübingen fluchtartig zu verlassen.

Wenige Tage später, am 4. Februar 1730, kam sie nach Wildbad, wo man sich ihrer erinnerte, da sie sich hier bereits 1729 aufgehalten hatte und nach Stuttgart geschickt worden war, damit dort die Konversion vorgenommen würde. Ihr Verschwinden aus Stuttgart im September 1729 war auch in Wildbad bekannt geworden. Somit erhielt der Spezialsuperintendent des Ortes unverhofft Gelegenheit, diesen Sachverhalt aufzuklären, ließ die Verdächtige festsetzen und unterzog sie einer längeren Befragung, von der eine Abschrift auch in den Freiburger Akten vorhanden ist.²⁰ Catharina Baumännin entschied sich für eine offensive Verteidigungsstrategie und eröffnete dem Vogt, ihr Verschwinden aus Stuttgart habe die Ursache gehabt, daß sie an den Hof nach Ludwigsburg gerufen worden sei. Dort habe man, obwohl ihr jüdischer Mann 40.000 Gulden für ihre Auslieferung geboten habe, die Taufe im Beisein der Herzogin feierlich vollzogen. Sie habe im Moment des Taufaktes „*eine ohnaussprechliche Ruhe und Wolleben*“ in ihrer Seele verspürt und sei im übrigen von Personen des Hofes reich beschenkt worden. Diese recht unverfrorene Lügengeschichte war offenbar ein verzweifelter Versuch, dem Amtmann Respekt einzuflößen. Dem war kein Erfolg beschieden. Vielmehr setzte der Vogt das Verhör desto energischer fort und ließ ihre Sachen durchsuchen. Dabei wurden zwei Rosenkränze und ein Katechismus von Canisius entdeckt, womit ihre angebliche Neigung und Konversion zum Luthertum um so unglaubwürdiger schien. Schließlich erreichte der Amtmann

ihr Geständnis, daß sie eine Betrügerin sei. Zu einer Bestrafung kam es jedoch nicht mehr, weil sie erneut zu entfliehen vermochte.

Das gelang ihr in Freiburg nicht, so daß erst dort die Justiz gegen sie zum Zuge kam. Die Rottweiler Vorgänge des Jahres 1727 sollten sie den Kopf kosten, denn ein Gutachten der Rechtsfakultät der Universität Freiburg vom 29. Dezember 1730 stellte fest, daß auf Wiedertäuferi die Todesstrafe stehe. Zwar könne man über die in Schlettstadt erfolgte Taufe hinwegsehen, da die Delinquentin wegen ihres Krankheitszustandes nicht zurechnungsfähig gewesen sei, doch müsse sie aufgrund der Rottweiler Taufe mit dem Schwert hingerichtet werden. Der Delinquentin war die Gefahr, in der sie schwebte, mit hoher Wahrscheinlichkeit vom Beginn der gerichtlichen Untersuchung an bewußt. So ist zu erklären, daß sie zunächst die Taufe in Rottweil so lange als möglich verschwieg bzw. bestritt und auch ihre Herkunft – und damit die erste katholische Taufe nach ihrer Geburt – zu verschleiern trachtete.

Das Urteil des Freiburger Gerichts vom 3. Januar 1731 folgte dem Vorschlag der Rechtsprofessoren. Die Hinrichtung erfolgte am 5. Januar. Sei es, daß die Delinquentin wußte, was von ihr erwartet wurde, sei es, daß sie die letzte Möglichkeit zur Rettung ihrer Seele ergreifen wollte und vielleicht auch bewegt durch das Buch über das Leben der heiligen Margaretha von Cortona,²¹ das ihr gegeben worden war, sei es, daß sie diese Motive miteinander verband, jedenfalls vermerkt das Ratsprotokoll über ihre Hinrichtung: Als „*die Execution fürgenomben worden, so die arme Sünderin mit eben der großmuoth, mit welcher Sye das todts Urth[ei]l angehört, zu jedermanns grosen aedification herzhafft ausgestandten, auch wehrend jeder Vorbereythung zum todts so wohl auch in hinausführung auf den Richt=Plaz solche actus erwekht, welche in d[er]gleichen fählen hier niemahlen gesehen word[en], undt allein einer ausserordentlicher gnad Gottes zue zueschreiben seyndt.*“²² Der reuige Sünder, so das kirchliche Dogma, konnte auf göttliche Gnade hoffen.²³ Reue vor der Hinrichtung eröffnete dem Delinquenten eine letzte und, da keine Gelegenheit zu weiteren Sünden bestand, recht erfolgversprechende Möglichkeit, seiner Seele den Heilsweg zu öffnen. Mehr noch, der reuige Delinquent konnte durch eine vorbildlich-schicksalsergebene Haltung noch die Zuschauer seiner Hinrichtung zu christlichem Lebenswandel bekehren.²⁴ Es entbehrt nicht einer gewissen Ironie, daß ausgerechnet die Hinrichtung einer falschen Konvertitin dem Freiburger Gericht die Hoffnung gestattete, mittels harter Justiz eine Seele gerettet zu haben.

Ein Einzelfall?

Daß Catharina Baumännin ihren bemerkenswerten Betrug über Jahre geradezu virtuos praktizierte und davon leben konnte, läßt zunächst den Eindruck aufkommen, hier liege ein Sonderfall von bestenfalls pittoreskem Unterhaltungswert vor. Gleichwohl können wir aus ihrem Fall einiges über die frühneuzeitliche Konversionspraxis lernen. Im übrigen: Catharina Baumännin war keineswegs die erste Person, die wegen vorgetäuschter Konversionswilligkeit vor Gericht stand. Im Juni 1589 wurden Untersuchungen gegen den getauften Juden Johannes Conradus eingeleitet, weil dieser sich in ketzerischer Weise gegen die katholische Messe geäußert habe. Dabei

kam heraus, daß er offenbar bereits mehrfach getauft worden war. Der Rat beschloß, ihn zu züchtigen und der Stadt zu verweisen.²⁵ Die übrigen Freiburger Fälle – basierend auf einer Durchsicht der „Criminalia“ von 1600 bis 1750²⁶ – betreffen Frauen. Unklar ist der Fall der etwa vierzigjährigen Barbara Lotterin aus Augsburg, die Ende 1712 Verdacht erregte, weil sie, evangelisch geboren, bereits drei Konfessionswechsel hinter sich hatte. Zuletzt war sie bei den Jesuiten in Ettlingen katholisch geworden. Ob sie dies getan hatte, um sich wie Catharina Baumännin eine Zeit lang versorgen zu lassen, blieb jedoch ungeklärt.²⁷

Weniger als ein halbes Jahr nach der Hinrichtung von Catharina Baumännin, am 16. Juni 1731, stand erneut eine Konversionsbetrügerin vor dem Freiburger Gericht. Susanna Möhrlin, eine ledige Frau von etwa 20 Jahren, stammte aus einem Dorf im Kanton Zürich. In der reformierten Konfession getauft und aufgewachsen, war sie im Mai 1731 nach Waldshut gegangen und bei den dortigen Kapuzinern laut Attest vom 30. Mai „*Catholisch worden*“. Es ist wahrscheinlich, daß sie sich der Konversion unterzogen hatte, um im katholischen Vorderösterreich leichter eine Anstellung als Magd zu finden. Gleichwohl machte sie, ganz wie Catharina Baumännin, die Erfahrung, daß sie als konversionswillige Protestantin gut behandelt und versorgt wurde. Diese Erfahrung veranlaßte sie, nach Neustadt im Schwarzwald zu gehen und dem dortigen Pfarrer zu eröffnen, daß sie reformiert sei und katholisch werden wolle. Dieser schickte sie in das Kapuzinerkloster, wo sie jedoch nach Freiburg gewiesen wurde, weil man bereits zwei Konvertitinnen im Kloster habe und damit ausgelastet sei. In Freiburg versuchte Susanna Möhrlin zunächst ohne Betrug durchzukommen und bat im Franziskanerkloster um Unterstützung, ihr Konversionsattest aus Waldshut vorzeigend. Offenbar erhielt sie nur ein karges Almosen und keine Unterkunft. Schon am folgenden Tag stand sie nämlich vor dem Problem, weder ihr Zimmer im Wirtshaus noch Essen bezahlen zu können und ging daraufhin zu den Jesuiten, um ein zweites Mal eine Konversion zum Katholizismus anzubahnen. Auf die Frage des Gerichts, warum sie nichts von ihrem Waldshuter Konfessionswechsel erzählt habe, gab sie an: „*Wan sie es gesagt hette würden diese ferner sich ihrer nit angenommen haben.*“ Da sie keine Wiedertäuferin war und es auch zu keiner zweiten Konversion gekommen war, stand ein Todesurteil nicht zur Debatte. Das Gericht verurteilte sie am 22. Juni zu einer Ehrenstrafe – sie mußte eine Stunde mit dem „Lasterstein“ um den Hals auf der Straße stehen – und zur ewigen Verweisung aus der Stadt.²⁸ Ob es sich bei Susanna Möhrlin um eine „Wiederholungstäterin“ handelte, die den Betrug von Catharina Baumännin zu kopieren versuchte, muß offen bleiben. Erwähnt wird deren Fall in diesem Prozeß jedenfalls nicht.

Schließlich sind noch die Verfahren gegen die 23jährige Maria Sydonia Ruoff im Jahr 1720 und gegen die 24jährige Christina Schmidin im Jahr 1736 zu erwähnen. Beide stammten aus Württemberg und waren evangelisch. Sie standen wegen des gleichen Delikts vor dem Freiburger Gericht: Ihnen wurde Unzucht mit Soldaten vorgehalten. Die beiden ledigen Frauen kamen auf dieselbe Idee, wie die Richter milde zu stimmen seien und gaben an, sie seien im Begriff, zum Katholizismus überzutreten. Maria Sydonia Ruoff behauptete, zu diesem Zweck bei den Jesuiten in Breisach gewesen zu sein, konnte allerdings dem Tatbestand, daß es dort gar kein Jesuitenkolleg gab, nichts entgegenhalten.²⁹ Christina Schmidin erklärte, bei den

Jesuiten und den Kapuzinern gewesen zu sein, um ihren Übertritt zum Katholizismus vorzubereiten. Davon wußten die beiden Konvente allerdings nichts.³⁰

Auffallend ist die Häufung von Konversionsbetrug um das Jahr 1730. Hier ist aber vor vorschnellen Schlußfolgerungen zu warnen, weil um 1720 Dichte und Umfang der Gerichtsakten deutlich zunehmen. Es ist durchaus denkbar, daß auch im 17. Jahrhundert falsche Konvertiten vor dem Freiburger Gericht standen, obwohl die erhaltenen Gerichtsakten keinen Hinweis auf derartige Fälle zulassen.³¹

Auch wenn Catharina Baumännin also nicht die einzige Person war, die wegen vorgetäuschter Konversionsbereitschaft vor das Freiburger Gericht kam, so waren „echte“ Konversionen doch weitaus häufiger. Solche Personen galten, wenn sie ihr Anliegen glaubhaft machen konnten, als zu rettende Seelen, die Unterstützung verdienten. Markus Völkel hat anhand von Konversionen einiger Fürsten und Adligen dargestellt, daß ein Wechsel der Konfession bzw. des Glaubens im konfessionellen Zeitalter immer auch mit einem Milieuwechsel zusammenfiel.³² Das traf im Prinzip für die Oberschicht genauso zu wie für Handwerker, Tagelöhner und Bauern. Wer seinen angestammten Glauben verließ, brach damit soziale Brücken ab, verließ seine Familie (sofern diese nicht geschlossen konvertierte), ja in der Regel sein gesamtes soziales Umfeld und seine Klientelbindungen, da der Konfessionswechsel in der Regel mit einem Orts- und Herrschaftswechsel verbunden war. War die Konversion Teil eines Heiratsprojekts, so hatte der Konvertierende kaum Schwierigkeiten zu erwarten. Er (häufiger sie) wechselte von einem Beziehungssystem in ein anderes und hatte sich der Konfession seiner oder ihrer neuen Umgebung anzupassen. Stand der Konfessionswechsel aber nicht mit einer Heirat oder der Aussicht auf eine Stelle in Zusammenhang, drohte dem Konvertiten eine Außenseiterrolle in der Gesellschaft.

Diese Umstände waren in beiden Konfessionen durchaus bekannt und wurden vor allem auf der katholischen Seite, die in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts und im frühen 18. Jahrhundert sehr um die Anbahnung von Konversionen bemüht war, diskutiert. Der Kapuziner Valerianus Magni (1586–1661) zum Beispiel, ein erfahrener Missionar, der vor allem in Böhmen tätig war,³³ beschrieb 1653 in einem Schreiben an die römische Propagandakongregation Schwierigkeiten in der Anbahnung von Konfessionswechseln. Personen niederen Standes seien kaum zu Konversionen zu bewegen, weil sie nur schlecht aus ihren Abhängigkeitsverhältnissen zu lösen waren.³⁴ Also war es vonnöten, Konversionswillige zu unterstützen, ihnen Unterkunft und Verpflegung zu bieten und eine finanzielle Starthilfe zu offerieren, vielleicht sogar eine Anstellung zu verschaffen. Beispielsweise zahlte die Stadt Luzern Konversionswilligen wiederholt kleinere Geldbeträge und stellte ihnen für einige Zeit Wohnraum in der Stadt zur Verfügung.³⁵ Der Luzerner Nuntius Ladislao d’Aquino berichtete 1612 nach Rom, er unterhalte stets einige Konvertiten.³⁶ Auch das Konstanzer Domkapitel vermerkte in seinen Protokollen wiederholt die Gabe von Almosen (in der Regel 2 Gulden) an Konvertiten.³⁷ Catharina Baumännin nutzte also eine durchaus gängige Praxis, um sich durchs Leben zu schlagen.

Sie setzte mit ihrem Betrug an einer Schwachstelle der Konversionspraxis an. Die beiden Konfessionen und die weltlichen Obrigkeiten verfolgten mit ihren Hilfeleistungen für Konversionswillige die Absicht, nicht nur Personen zu erreichen, die aufgrund von Heirat oder Anstellung ohnehin gezwungen waren, einen Konfessions-

wechsel vorzunehmen. Damit allerdings produzierten Kirche und Staat weitere „opportunistische“ Konversionen, denn die Hilfeleistungen lockten einleuchtenderweise Angehörige der Unterschichten an. Anders ausgedrückt: Indem Kirche und Staat Konvertiten unterstützten, um diese vor dem Außenseiterdasein zu bewahren, erreichten sie, daß Außenseiter die Konversion als Mittel zur Verbesserung ihrer sozialen Randlage nutzten. Das taten in Freiburg beispielsweise 1696 zwei junge, mittellose Frauen protestantischer Herkunft. Anders als Maria Sydonia Ruoff und Catharina Schmidin täuschte sie die Konversionsbereitschaft nicht nur vor. Vielmehr schworen die Schweizerinnen Maria Jägerin und Maria Clair dem „*calvinischen Glauben*“ ab, nachdem sie von Freiburger Jesuiten unterrichtet worden waren. Beide kamen nach ihrer Konversion wegen Unzucht mit Soldaten mit der Justiz in Berührung.³⁸

Gleichwohl hatten sich die aus mehr oder minder opportunistischen Motiven eine Konversion Anstrebenden auf der anderen Seite gewissen Regeln zu unterwerfen. Sie mußten ihr Anliegen glaubhaft vertreten und sich in den Glaubenswahrheiten der neuen Konfession unterweisen lassen. Daß Catharina Baumännin mitunter über Monate unterrichtet wurde – so in Stuttgart – ist allerdings als Ausnahmefall zu werten. Da die Geistlichen glaubten, eine Jüdin vor sich zu haben, dürfte ihr Unterricht für einen längeren Zeitraum konzipiert gewesen sein als für einen Wechsel zwischen den Konfessionen üblich war. Auch ihre relativ hohe theologische Bildung könnte die Geistlichen zu einer tiefgehenderen Unterweisung veranlaßt haben. Die Kapuziner beispielsweise pflegten Intensität und Dauer des Unterrichts nach dem Auffassungsvermögen des Konversionskandidaten zu richten.³⁹ Von Personen, die den Glaubenswechsel anstrebten, wurde zudem erwartet, daß sie sich so verhielten, daß die um sie bemühten Geistlichen in ihrer Konversion der Lehre der Kirche gemäß einen Ruf Gottes an den einzelnen Menschen sehen konnten.⁴⁰ Sie mußten sich soweit disziplinieren, daß dem Eindruck, hier sei eine Seele gerettet worden, nichts entgegenstand. Konversionen waren also keinesfalls zum „Nulltarif“ zu bekommen. Im übrigen hatte die Unterstützung für Konvertiten ihre Grenzen; längere Aufenthalte von mittellosen Neubekehrten wurden von frühneuzeitlichen Stadtoberkeiten nur geduldet, wenn dies ohne Belastung der Almosenkasse möglich war. Wohl wollte man Seelen retten, doch die Mittel der Arnenkassen waren endlich.⁴¹ Gerade Catharina Baumännin mit ihrem Erfindungsreichtum und ihrer gewissen theologischen Versiertheit verstand es, den an sie gerichteten Erwartungen zu entsprechen. Andere weniger zynische Personen mochten infolge der Unterweisung durch Geistliche oder während des Gottesdienstes, in dem ihre Konversion vollzogen wurde, schließlich selbst vom Ruf Gottes überzeugt gewesen sein.

Es ist im übrigen offenbar kein Zufall, daß wir es bei diesen Fällen hauptsächlich mit Frauen zu tun haben. Mittellose Frauen befanden sich in der frühneuzeitlichen Gesellschaft in einer prekären Situation. Ihre Chancen, eine gesellschaftlich abgesicherte Stellung mittels Heirat zu erreichen, waren gering, und die Ergreifung eines Berufes war – von wenigen Ausnahmen abgesehen – Männern vorbehalten. Magdsdienste und Prostitution waren Auswege, die mit zunehmendem Alter immer weniger zum Überleben ausreichten. Offenbar wußten sich manche Frauen mittels Betrugs zu helfen.⁴²

Der Umgang der Konfessionen mit Konversionswilligen

Auffallend sind Unterschiede zwischen den beiden Konfessionen im Umgang mit Konversionswilligen. Catharina Baumännin mußte feststellen, daß die relativ zentralisierten, auf Stuttgart ausgerichteten Strukturen der württembergischen Landeskirche ihre Betrugsabsichten mitunter durchkreuzten, denn sie wurde stets nach Stuttgart gewiesen. Spezialsuperintendent Ludwig Beßler aus Wildbad etwa konnte sie mit ihrem Anliegen nur weiterschicken: „*So wusste ich der Specialis der Sachen anderst [nicht] zurathen, alß dieselbe solches Gesuchs halber ad locum competentem auff Stuttgart zu weisen, und meinen unterthänigsten Bericht zum H[och]fürstlichen Consistorio zu übergeben.*“ Nicht anders widerfuhr es ihr in Tuttlingen: „*Hette sich da auch der Religion halber gemeldet, aber zur antwort bekommen, wie sonst aller orthen, daß da nicht der behörige orth zum Anmelden vor solche Leüth seye.*“⁴³ Ähnliche Erfahrungen machte sie in der Markgrafschaft Baden-Durlach. Hier schickte der Spezialsuperintendent in Durlach sie zum Oberhofprediger nach Karlsruhe.

In katholischen Territorien fand sie keine derart zentralisierten Strukturen vor. Sie wurde zumeist in ein Kloster gewiesen, um sich dort im Glauben unterweisen zu lassen. Befand sich im Ort ein Jesuitenkolleg, schickte man sie in der Regel dorthin, so in Rottweil und Freiburg. Auch die Kapuziner wurden ihr oft als geeignete Betreuer von Konversionswilligen genannt, weshalb sie deren Klöster in Rottenburg, Weisenburg und Villingen aufsuchte. In Schlettstadt unterwies sie ein Kapuziner und ein Dominikaner. Allein in Rastatt, wo es weder ein Jesuitenkolleg noch einen Kapuzinerkonvent gab, versuchte sie ihren Betrug bei den Franziskanern. Es waren also zumeist Konvente der beiden im Rahmen der katholischen Reform neugegründeten Orden der Jesuiten und der Kapuziner,⁴⁴ die als geeignete Instanz für einen Glaubenswechsel angesehen wurden. Auch die anderen Fälle falscher und echter Konversionen unterstreichen die herausragende Rolle der beiden Orden. Nicht bestätigt wird die in der Forschung häufig zu findende Behauptung, die Jesuiten hätten sich weitgehend auf Konversionen von Fürsten und Angehörigen der gebildeten Oberschicht beschränkt und den Kapuzinern die breite Masse des „Volks“ überlassen.⁴⁵ Vielmehr haben Jesuiten und Kapuziner auf dem Gebiet der Alltagskonversionen miteinander konkurriert.

Die Grenzen der Disziplinierung

Kehren wir zu Catharina Baumännin zurück. Ihr Lebenslauf erscheint wie der Stoff zu einem barocken Schelmenroman. Vergewärtigen wir uns die Funktion des Helden, des „Pikaro“ im Schelmenroman: Der Pikaro, meist niederer gesellschaftlicher Abkunft, „schlägt sich im Dienst verschiedener Herren, deren individuelle Fehler und Schwächen er ebenso verspottet wie ihren Beruf oder ihren gesellschaftlichen Status, mit Hilfe von Betrügerei, Fopperei, List und anderen unlauteren Machenschaften ‚gerissen‘ durch das Leben“. Der Schelmenroman vermittelt eine „die Welt in Frage stellende Sicht der dargestellten Gesellschaft vom Blickwinkel des sozial Unterprivilegierten aus“.⁴⁶ Nicht anders die hier vorgestellte Pikara. Sie

spielte mit der Religiosität bzw. mit religiösen Denk- und Handlungsmustern anderer. Konkreter: Sie nutzte die Hoffnung von Geistlichen beider Konfessionen aus, die eine Seele retten wollten und letztlich damit nur den Unterhalt der falschen Konvertitin sicherten – und sie im Falle Rottweils eine Todsünde begehen ließen. Catharina Baumännin wußte auch den Konfessionskonflikt für ihre Zwecke zu nutzen. Ihr war offenkundig bewußt, daß es für die Geistlichen, die sie unterrichteten, eine Bestätigung der Wahrheit ihrer Konfession war, wenn sie eine Jüdin bekehrten. Wiederholt betonte die in Glaubensfragen zunehmend versierte Scheinkonvertitin gegenüber Geistlichen, daß sie bewußt zu deren Konfession übertreten wolle und begründete mitunter sogar, warum sie die „gegnerische“ Konfession ablehnte. Bemerkte sie, daß diese Argumente nicht ausreichten, appellierte sie an das Mitleid des jeweiligen Geistlichen oder Vertreters der weltlichen Obrigkeit, indem sie berichtete, von ihrem jüdischen Mann wegen ihrer Konversionsabsicht gefangen gehalten oder gar geschlagen worden zu sein und noch von Familienangehörigen verfolgt zu werden. Dem Speziälsuperintendenten von Wildbad erzählte sie beispielsweise, sie sei in der Synagoge von Friesenheim eingesperrt gewesen und habe sich nur durch einen gefährlichen Sprung („*stockh hoch*“) befreien können. Auch mit der Gier ihrer Beherberger scheint sie kalkuliert zu haben, ließ doch mitunter verlauten, ihr winke ein großes Erbe, und dieses sicher nicht zum Schaden des Klosters oder der Landeskirche, bei dem bzw. der sie sich angeblich bekehren lassen wollte.

Dieses Vorgehen bedeutet, daß wir es hier keineswegs mit einer in traditionellen Glaubenswelten verstrickten oder durch die Konfessionalisierung in ihrem Verhalten disziplinierten Person zu tun haben. Sie war in der Lage, das Verhalten und die Motive von Geistlichen und Vertretern der weltlichen Obrigkeit zu analysieren und aus deren Verhalten Vorteile für sich zu ziehen. Wir haben zu bedenken, daß um das Jahr 1730 die Konfessionalisierung als „Prozeß der Akkulturation“⁴⁷ noch anhielt. Gemeint ist damit eine Disziplinierung der Gläubigen im Sinne der Doktrinen der jeweiligen Konfession bis hin zur Internalisierung von kirchlich bestimmten Werten und Verhaltensnormen.⁴⁸ Auch wenn das Ende der Konfessionalisierung oft noch mit dem Jahr 1648 gleichgesetzt wird, so ist doch wiederholt betont worden, daß die Durchsetzung und Internalisierung der neuen konfessionsbestimmten Normen bis weit in das 18. Jahrhundert hineinreichte, ja im Katholizismus in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts erst ihren Höhepunkt erreichte.⁴⁹

Der Fall der falschen Konvertiten und Catharina Baumännins im besonderen zeigt an konkreten Beispielen die Grenzen der Normierungs- und Formierungskapazitäten der Konfessionen auf. Fälle dieser Art mahnen, die Handlungsmöglichkeiten der frühneuzeitlichen Menschen nicht zu eng zu ziehen und ihre Kreativität nicht zu unterschätzen. Martin Dinges regt an: „In der Kulturgeschichte sollte man den historischen Subjekten mehr Phantasie zutrauen. Eine Sozialgeschichte der Kultur, die die relative Freiheit der historischen Subjekte ernst nimmt, muß die letztlich modernisierungstheoretisch inspirierte Glättung der Geschichte hinter sich lassen.“⁵⁰ Gerade „Randerscheinungen“ wie die falschen Konvertiten sind geeignet, die Bandbreite der Handlungsmöglichkeiten in einer Gesellschaft auszuloten. Über den unbestreitbaren Tatbestand hinaus, daß ihr konkretes Handeln keineswegs alltäglich war, sind ihre Handlungsmuster durchaus von repräsentativer Bedeutung. Sie zeigen,

daß die Menschen des frühen 18. Jahrhunderts mit den Disziplinierungsorganen Staat und Kirche umzugehen verstanden, sich die Strukturen, in und mit denen sie lebten, anzueignen verstanden bzw. sich, wie es Michel de Certeau ausdrückt, in „arts de faire“ zu üben.⁵¹ Das bedeutet, daß die Disziplinierungsbemühungen von Staat und Kirche an ihnen keineswegs abprallten; vielmehr ist ihr kreatives Handeln ein Echo auf diesen Disziplinierungsprozeß, dessen Wirkungen keineswegs unterschätzt werden sollten.⁵² Wir haben es nicht mit Zynikern zu tun, die über oder neben den Glaubenswelten ihrer Zeitgenossen standen, sondern mit Personen, die nicht selten aus einer Notsituation heraus ihre Handlungsmöglichkeiten ausreizten⁵³ – mehr als sie es unter normalen Bedingungen tun würden.

Anmerkungen

- ¹ Für Anregungen, Hinweise und Korrekturen danke ich Dr. Jens Ivo Engels, Stefan Hanke und Norbert Möller.
- ² GÜNTER CHRIST: Fürst, Dynastie, Territorium und Konfession. Betrachtungen zu Fürstenkonversionen des ausgehenden 17. und beginnenden 18. Jahrhunderts. In: *Saeculum* 24, 1973, S. 367–387 (Auf S. 384 ff. eine umfangreiche Literaturübersicht); VOLKER PRESS: Soziale Folgen des Dreißigjährigen Krieges. In: *Ständische Gesellschaft und soziale Mobilität*. Hg. v. WINFRIED SCHULZE. München 1988, S. 239–268; HERIBERT RAAB: Der „Discrete Katholische“ des Landgrafen Ernst von Hessen-Rheinfels (1623–1693). Ein Beitrag zur Geschichte der Reunionsbemühungen und der Toleranzbestrebungen im 17. Jahrhundert. In: *Archiv für Mittelrheinische Kirchengeschichte* 12, 1960, S. 175–198; HANS SCHMIDT: Konversion und Säkularisation als politische Waffe am Ausgang des konfessionellen Zeitalters. Neue Quellen zur Politik des Herzogs Ernst August von Hannover am Vorabend des Friedens von Nymwegen. In: *Francia* 5, 1977, S. 182–230; MARKUS VÖLKELE: Individuelle Konversionen und die Rolle der „Famiglia“. Lukas Holstenius (1596–1661) und die deutschen Konvertiten im Umkreis der Kurie. In: *Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken* 67, 1987, S. 221–281, hier vor allem S. 232 ff. Eine gewisse Ausnahme in der Forschungslandschaft stellt eines der frühesten Werke zum Thema Konversionen dar. Andreas Räß nimmt in seinem monumentalen Werk einen streng katholischen Standpunkt ein – er betrachtet Konversionen als das Ergebnis des Wirkens der Gnade Gottes –, bringt aber zahlreiche Quellen zum Abdruck. Allerdings sagen die von ihm präsentierten Abschwörungserklärungen wenig über Hintergründe und Motive der Konvertiten aus, zumal sie in den wenigsten Fällen von diesen selbst verfaßt wurden. Andererseits führt Räß keineswegs nur Fürsten- und Adelskonversionen an, sondern auch solche von Pastoren, Gelehrten und – vereinzelt – von Unterschichtenangehörigen. Vgl. ANDREAS RÄSS: *Die Convertiten seit der Reformation nach ihrem Leben und aus ihren Schriften dargestellt*. 13 Bände. Freiburg 1866–1880.
- ³ WOLFGANG HUG: *Geschichte Badens*. Darmstadt 1998, S. 149; KARL STIEFEL: *Baden 1648–1952*. Band 1. Karlsruhe 1977, S. 627 und 629.
- ⁴ VÖLKELE (wie Anm. 2), S. 222. Auch wenn diese Feststellung aus dem Jahr 1987 stammt, kann sie noch als aktuell betrachtet werden.
- ⁵ UTA MENNECKE-HAUSTEIN: Konversionen. In: *Die katholische Konfessionalisierung*. Hg. v. WOLFGANG REINHARD und HEINZ SCHILLING. Gütersloh/Münster 1995, S. 242–257, hier S. 242 ff.
- ⁶ JOSEPH SCHACHER: Einleitung. In: *Die Konvertitenkataloge der Schweizer Kapuzinerniederlassungen 1669–1891*. Band 1: Edition. Hg. v. DEMS. Freiburg im Üchtland 1992, S. 5–28, hier S. 12 f.
- ⁷ Die Edition der Konvertitenkataloge der Schweizer Kapuzinerniederlassungen von Joseph Schacher gibt einen guten Einblick in diese Quellengattung. Für die Schweiz nennt Schacher einige weitere bedeutende Konvertitenkataloge, so die der Benediktiner von Einsiedeln, Mariastein und St. Gallen und der Jesuiten in Luzern. Vgl. SCHACHER (wie Anm. 6), S. 21 f.
- ⁸ Die Gerichtsakten über ihren Fall befinden sich in folgendem Konvolut: Stadtarchiv Freiburg (im weiteren abgekürzt: StadtAF): CI Criminalia 37 (ohne Blattzählung).
- ⁹ Professor für Scholastik und Dekan der theologischen Fakultät der Freiburger Universität. Vgl. THEODOR KURRUS: *Die Jesuiten an der Universität Freiburg i. Br. 1620–1773*. Band 2. Freiburg 1977, S. 310 f. und 392.

- ¹⁰ In den Akten findet sich ein Extrakt des Villingener Taufbuchs.
- ¹¹ SABINE ULLMANN: Sabbatmägde und Fronleichen. Zu religiösen Konflikten zwischen Christen und Juden in den schwäbischen Landgemeinden. In: Im Zeichen der Krise. Religiosität im Europa des 17. Jahrhunderts. Hg. v. HARTMUT LEHMANN und ANNE-CHARLOTT TREPP. Göttingen 1999, S. 243–264, hier S. 255.
- ¹² Ihre Aussagen in Bezug auf ihren Aufenthalt in Rottweil werden durch ein Schreiben dieser Stadt vom 22. 5. 1730 bestätigt und ergänzt.
- ¹³ Die Seltenheit von Judentaufen veranlaßte örtliche Orts- und Kirchenobrigkeiten nicht nur in diesem Fall, einen prunkvollen, die Wahrheit der eigenen Konfession bestätigenden und die Rettung einer Seele feiernden Gottesdienst zu zelebrieren. Vgl. KLAUS BAMBAUER: Bericht von der Taufe einer Jüdin im Jahre 1615 und von einer jüdischen Hochzeit im Jahr 1617 in Wesel. In: Monatshefte für evangelische Kirchengeschichte des Rheinlandes 43, 1994, S. 93–98. Allerdings schlug bekehrungswilligen Juden mitunter auch Mißtrauen der Geistlichen und Unmut in der Bevölkerung, die Betrug am Werke glaubte, entgegen. Vgl. ULMAN WEISS: Habet Erbarmen mit meiner armen Jüden=Seele! Judentaufen im kurmainzischen Erfurt. In: Pietismus und Neuzeit 21, 1995, S. 299–318.
- ¹⁴ Ein Schreiben der Verwaltung von Schlettstadt vom 31. 7. 1730 läßt die zeitliche Einordnung ihrer Aussagen zu.
- ¹⁵ Vgl. Schreiben der Stadt Weissenburg vom 9. 5. 1730.
- ¹⁶ Sie behauptet in ihrem ersten Verhör, von den Weissenburger Franziskanern unterwiesen worden zu sein, gibt aber später an, es seien Kapuziner gewesen. Da die Franziskaner Weissenburg schon zur Zeit der Reformation verlassen hatten, ihr altes Kloster aber im 18. Jahrhundert von Kapuzinern bewohnt wurde, ist erstere Angabe offensichtlich falsch.
- ¹⁷ Vgl. Stellungnahme des Hofpredigers Franz Rudolf Crüger vom 16. 5. 1730 im Schreiben des baden-durlachischen Hofrats von Bürklin vom 17. 5. 1730.
- ¹⁸ RONNIE PO-CHIA HSIA: Eine religiöse Minderheit in einer konfessionellen Gesellschaft: Juden im Heiligen Römischen Reich des 17. Jahrhunderts. In: Im Zeichen der Krise (wie Anm. 11), S. 295–309, hier S. 298.
- ¹⁹ Vgl. Stellungnahme der Vogtei Tübingen im Schreiben der Stuttgarter Superintendentur vom 10. 9. 1730.
- ²⁰ Vgl. Verhörprotokoll vom 15. 2. 1730.
- ²¹ Catharina Baumännin hatte während der Verhöre um „*ein histori buch von Einer rewmüthig heiligen sünderin*“ gebeten und eine Vita der heiligen Margaretha von Cortona (1247–1297) erhalten. Margaretha von Cortona war erst 1728 heiliggesprochen worden. Sie soll neun Jahre lang ein sündhaftes Leben mit einem adligen Liebhaber geführt haben. Als dieser plötzlich starb, habe sie sich beim Anblick seines Leichnams bekehrt und fortan als eine streng asketische Büberin in Cortona gelebt und dort ein Spital und eine Drittordensgemeinschaft gegründet. Sie galt als Patronin der Büber und Büberinnen. Man hatte also keinesfalls zufällig gerade diese Heiligenvita für Catharina Baumännin ausgewählt. Vgl. OTTO WIMMER/HARTMANN MELZER: Lexikon der Namen und Heiligen. Innsbruck, Wien 1988, S. 543.
- ²² StadtAF: B5 XIIIa 135, fol. 788/789.
- ²³ PAULETTE CHONÉ: Strafe und Erbarmen. Hexenprozesse gegen Kinder in Lothringen (1600–1630). In: Im Zeichen der Krise (wie Anm. 11), S. 359–386, hier S. 381.
- ²⁴ HEINZ-DIETER KITTSTEINER: Die Buße auf dem Schafott. Weltliches Urteil und göttliche Gnade im 18. Jahrhundert. In: Die Religion der Geschlechter. Historische Aspekte religiöser Mentalitäten. Hg. von EDITH SAURER. Wien, Köln, Weimar 1995, S. 213–243.
- ²⁵ StadtAF: B5 XIIIa 35, fol. 91v, 92r und 96v. Für den Hinweis auf diese versteckten Notizen in den Ratsprotokollen bin ich Stefan Hanke, Freiburg, dankbar.
- ²⁶ StadtAF: C1 Criminalia 19–46.
- ²⁷ In: StadtAF: C1 Criminalia 31.
- ²⁸ In: StadtAF: C1 Criminalia 38.
- ²⁹ In: StadtAF: C1 Criminalia 33.
- ³⁰ In: StadtAF: C1 Criminalia 40.
- ³¹ So findet beispielsweise das Verfahren gegen den Wiedertäufer von 1589 (s. o.) keinen Niederschlag in den Kriminalakten.
- ³² VÖLKEL (wie Anm. 2), S. 232.

- ³³ Zu Valerianus Magni: GERMAN ABGOTTSPON: P. Valerianus Magni Kapuziner (1586–1661). Sein Leben im Allgemeinen, seine apostolische Tätigkeit in Böhmen im Besonderen. Ein Beitrag zur Geschichte der katholischen Restauration im 17. Jahrhundert. Olten 1939.
- ³⁴ VÖLKELE (wie Anm. 2), S. 235.
- ³⁵ SCHACHER (wie Anm. 6), S. 14. Vgl. auch: DERS.: Luzerner Akten zur Geschichte katholischer Konvertiten 1580–1780. In: Zeitschrift für Schweizerische Kirchengeschichte 57, 1963, S. 1–36, 165–220 und 303–341, hier z. B. S. 17, 26, 187, 195 und 304.
- ³⁶ BERNHARD DUHR: Geschichte der Jesuiten in den Ländern deutscher Zunge. Band 2.2: In der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Zweiter Teil. Freiburg 1913, S. 72.
- ³⁷ Generallandesarchiv Karlsruhe: 61/7283 (Protokoll des Konstanzer Domkapitels für die Jahre 1738 und 1739), fol. 13, 60 und 74 f. und 198. Letztere Erwähnung betrifft einen getauften Juden.
- ³⁸ In: StadtAF: C1 Criminalia 29.
- ³⁹ ARSENIUS JACOBS: Die Rheinischen Kapuziner 1611–1725. Ein Beitrag zur Geschichte der katholischen Reform. Münster 1933, S. 71.
- ⁴⁰ Vgl. VÖLKELE (wie Anm. 2), S. 232. Nach Arsenius Jacobs wurden die Kapuziner der Kölnischen Provinz 1716 angewiesen, stets zu prüfen, ob bei Konversionskandidaten tatsächlich ein Heilsverlangen oder nur opportunistische Erwägungen zugrunde lägen. Vgl. JACOBS (wie Anm. 39), S. 71.
- ⁴¹ Hier sei erneut auf das gut dokumentierte Beispiel Luzern verwiesen. Vgl. SCHACHER (wie Anm. 6), S. 26, 170, 171, 195 und 312 und DERS.: Rittmeister Johann Brändli von Meilen als Konvertit in Luzern (1613–1689/90). In: Der Geschichtsfreund 114, 1961, S. 179–191, hier S. 185.
- ⁴² Vgl. die Anregung von Natalie Zemon Davis, Frauen in der Frühen Neuzeit „nicht nur als Leidende“ darzustellen, sondern den Blick auf die Strategien, mit denen sie das Beste aus ihrer Lage machten, zu richten. NATALIE ZEMON DAVIS: Drei Frauenleben. Glikl, Marie de l’Incarnation, Maria Sibylla Merian. Berlin 1996, S. 9.
- ⁴³ Die Aussage des Spezials von Wildbad befindet sich in den aus Stuttgart nach Freiburg geschickten Akten. Vgl. Anm. 19.
- ⁴⁴ Zu den Jesuiten und Kapuzinern als Träger der katholischen Reform: RONNIE PO-CHIA HSIA: Gegenreformation. Die Welt der katholischen Erneuerung 1540–1770. Frankfurt/M. 1998, S. 37 ff.
- ⁴⁵ JACOBS (wie Anm. 39), S. 116; GEORG MANZ: Die Kapuziner im rechtsrheinischen Gebiet des Bistums Speyer im 17. und 18. Jahrhundert. Freiburg (Diss. theol.) 1979, S. 68; PRESS (wie Anm. 2), S. 263.
- ⁴⁶ METZLERS LITERATUR-LEXIKON. Begriffe und Definitionen. Hg. v. GÜNTHER und IRMGARD SCHWEIKLE. Stuttgart ²1990, S. 412.
- ⁴⁷ MARC VENARD: Die katholische Kirche. In: Die Zeit der Konfessionen (1530–1620/30) (= Die Geschichte des Christentums, Bd. 8). Deutsche Ausgabe bearb. und hg. v. HERIBERT SMOLINSKI. Freiburg 1992, S. 239–308, hier S. 306.
- ⁴⁸ MICHAEL PRINZ: Sozialdisziplinierung und Konfessionalisierung. Neuere Fragestellungen in der Sozialgeschichte der frühen Neuzeit. In: Westfälische Forschungen 42, 1992, S. 1–25, hier S. 12 f.; WOLFGANG REINHARD: Was ist katholische Konfessionalisierung? In: Die katholische Konfessionalisierung (wie Anm. 5), S. 419–452, hier S. 420 ff.; DERS., Zwang zur Konfessionalisierung? Prolegomena zu einer Theorie des konfessionellen Zeitalters. In: ZhF 10, 1983, S. 257–277.
- ⁴⁹ WOLFGANG BRÜCKNER: Zum Wandel der religiösen Kultur im 18. Jahrhundert. Einkreisungsversuche des ‚Barockfrommen‘ zwischen Mittelalter und Massenmissionierung. In: Sozialer und kultureller Wandel in der ländlichen Welt des 18. Jahrhunderts. Hg. v. ERNST HINRICHS und GÜNTER WIEGELMANN. Wolfenbüttel 1982, S. 65–83, hier S. 66 ff.; RONNIE PO-CHIA HSIA: Social Discipline in the Reformation: Central Europe 1550–1750. London, New York 1989, S. 39 f.; REINHARD (wie Anm. 48, erstgenannter Titel dieses Autors), S. 435; DERS. (wie Anm. 48, letztgenannter Titel), S. 259; HEINZ SCHILLING: Nation und Konfession in der frühneuzeitlichen Geschichte Europas. Zu den konfessionsgeschichtlichen Voraussetzungen der frühmodernen Staatsbildung. In: Nation und Literatur im Europa der Frühen Neuzeit. Hg. v. KLAUS GARBER. Tübingen 1989, S. 87–107, hier S. 89.
- ⁵⁰ MARTIN DINGES: Der Maurermeister und der Finanzrichter. Ehre, Geld und soziale Kontrolle im Paris des 18. Jahrhunderts. Göttingen 1994, S. 400. Vgl. auch: RICHARD VAN DÜLMEN: Historische Kulturforschung zur Frühen Neuzeit. Entwicklung Probleme Aufgaben. In: GG 21, 1995, S. 403–429, hier S. 409 und 420 f.

- ⁵¹ MICHEL DE CERTEAU: *L'invention du quotidien*. Band 1: *Arts de faire*. Paris 1980; ROGER CHARTIER: *Kulturgeschichte zwischen Repräsentationen und Praktiken*. In: DERS.: *Die unvollendete Vergangenheit. Geschichte und die Macht der Weltauslegung*. Berlin 1989, S. 7–20, hier S. 18; DERS.: *Culture as Appropriation: Popular Cultural Uses in Early Modern France*. In: *Understanding Popular Culture*. Hg. v. STEVEN L. KAPLAN. Berlin 1984, S. 229–253, hier S. 235.
- ⁵² Vgl. die abwägenden Überlegungen zur Diskussion um das Konfessionalisierungskonzept bei: WOLFGANG REINHARD: *Sozialdisziplinierung – Konfessionalisierung – Modernisierung. Ein historiographischer Diskurs*. In: *Die Frühe Neuzeit in der Geschichtswissenschaft. Forschungstendenzen und Forschungserträge*. Hg. v. NADA BOŠKOVSKA LEIMGRUBER. Paderborn u. a. 1997, S. 39–55, hier S. 52 f.
- ⁵³ Martin Dinges spricht von „Selbsthilfe als lebensweltliche Strategie“. Vgl. MARTIN DINGES: *Frühneuzeitliche Armenfürsorge als Sozialdisziplinierung? Probleme mit einem Konzept*. In: GG 17, 1991, S. 5–29, hier S. 20. Vgl. auch: ROBERT WILLIAM SCRIBNER: *Reformation and Desacralisation: From Sacramental World to Moralised Universe*. In: *Problems in the Historical Anthropology of Early Modern Europe*. Hg. v. DEMS. und RONNIE PO-CHIA HSIA. Wiesbaden 1997, S. 75–92, hier S. 90.

Die protestantische Kirchengemeinde Sulzburg im Spiegel eines Visitationsberichts aus dem Jahre 1800

Von
REINHARD MIELTIZ

Die Kirchenvisitation ist so alt wie die christliche Gemeinde. Bei den ersten Gemeinden wurde die Visitation von der Urgemeinde in Jerusalem wahrgenommen.

Auch die Reisen des Paulus waren z. T. Visitationen, Besuche einer befreundeten Autorität, aber auch Prüfungen und Kontrollen, die das Gemeindeleben fördern, stärken und – wenn nötig – befrieden sollten. „Visitationen sind eine eigentümliche Zwischenform zwischen brüderlichem Besuchsdienst und kirchenleitender Aufsicht über das Leben in den Einzelgemeinden,“ heißt es in einem großen Kirchenlexikon.¹

Aus reformatorischem Geist wurden die Visitationen in den protestantischen Ländern zu einer kollegialen Aufsicht, die den Schwerpunkt auf Erziehung und Belehrung der Gemeindeglieder legte. Luthers Katechismen sind aus Visitationserfahrungen entstanden. Und im 18. Jahrhundert forderte der Superintendent von Dresden, daß im Rahmen der Visitationen mit allen erwachsenen Gemeindegliedern ein Katechismusexamen abgehalten werden solle.

Seit der Reformation führte in den evangelischen deutschen Ländern und Herrschaften der jeweilige Landesfürst auch das Kirchenregiment als *summus episcopus*, als „oberster Bischof“.

In dieser Eigenschaft erließ er auch die Visitationsordnungen und benannte die Visitationskommissionen, die der jeweilige Dekan (bzw. Superintendent) leitete.

Am 9. März 1796 erließ Carl Friedrich, damals noch Markgraf zu Baden und Hochberg, ab 1806 Großherzog, eine Instruktion, wie bei den Kirchenvisitationen zu verfahren sei, und fügte eine Liste von 119 exakten Visitationsfragen bei (s. Abb. 1).

Der Fragenkatalog macht deutlich, welche große Bedeutung der Pfarrer und die Kirchengemeinde für das Leben der politischen Gemeinde zu der Zeit hatten. So richten sich die ersten 29 Fragen allein und direkt an den Pfarrer. Sie fragen nach seiner Arbeit und dem religiösen und sittlichen Leben seiner Gemeinde. Hier einige Beispiele. Frage 12 fragt „Ob, a) keine mutwillige Verächter des Gottesdienstes und Abendmahls in der Gemeinde vorhanden, und im Bejahungsfall b) wer diese seien, auch c) welche Besserungsmittel schon angewendet worden?“ Oder Frage 13 „Ob in der Gemeinde a) außer den gewöhnlichen Haus- und Erbauungsschriften auch andere pflegen gelesen zu werden, b) was dieses fürnehmlich für Bücher oder Zeitblätter seien, und c) ob er darunter solche, die religions-, sitten- oder staatsverderblichen Inhalts sind, bemerke?“

Großen Raum nehmen die Fragen zum Schulwesen ein, die z. T. an den Schulmeister gerichtet werden. Dann kommen Fragen an den Ortsvorgesetzten (den

Neudurchgesehene Visitations-Fragen
für
sämtliche Hochfürstl. Badische Evangelische Lande.

A.) An den Pfarrer allein.

Anmerkung 1. Die in Klammern gesetzte Fragen, werden nur da gebraucht, wo das Locale den Stoff darzu darbietet.

Anm. 2. Die letzte 16 Fragen, die bedrucken in den Leitern ausgezeichnet sind, werden nur alle 10 Jahre, in dem Jahr wo die Zahl rund ist, also Anno 1800, 1810 u. s. w. beantwortet.

Frage 1.

Der Pfarrer seine Predigten gewöhnlich ganz ausarbeite, oder nur disponire? Ob er sie memorize oder ablese?

Anm. Hier soll der Pfarrer seine Concepte zur Einsicht dem Special vorlegen, bey Promovendis muß alsdann eines von ihm ausgehoben, und zu dem besondern Promovenden Personalien gelegt werden.

Fr. 2.

Ueber welche der verschiedenen Textordnungen er dieses Jahr predige? wenn er die Ordnung der Evangelien hat, wie er es in Absicht auf die gedoppelten halte? b.) welches Stück der Bibel dieß Jahr in den Bestunden abgehandelt werde?

Fr. 3.

Wie oft und an welchen Sonntagen seit letzter Visitation die Austheilung des heil. Abendmahls von ihm geschehen sey?

Fr. 4.

Wie groß a) die Zahl der Kommunikanten das letzte Kirchen-Jahr durch gewesen? in wiefern b) sich solche das Jahr durch gegen fern vermehrt oder vermindert habe? und c) ob sich die Kommunikanten alle auch gehörig zur Weich melden?

Anm. Wer im Jahr mehrmahlen gehet, wird in der Zahl nur für eins gerechnet.

Fr. 5.

Ob er sich bey dem Unterricht der Catechumenen der gewöhnlichen Schul- und Lehrbücher, oder eignen Aufsätze, oder etwa ausländischer und welcher Bücher bediene? und b) welche Methode er anwende, um den Unterricht mehr in Verstand und Herz als ins Gedächtniß zu prägen? endlich c) wieviel Personen er dieß Jahr confirmirt habe?

Fr. 6.

An welchen Sonntagen über die zur besondern Einschärfung vorgeschriebene Materien in dem verfloßnen Kirchenjahr gepredigt worden?

Anm. Dermalen sind diese Materien, Eidestreue, Keuschheit, Kinder- und Schulzucht, Vermeidung des Lurus, Vermeidung der Sündel und Schlägereyen, Vaterlandstreue.

A 2

Abb. I „Neudurchgesehene Visitations-Fragen für sämtliche Hochfürstl. Badische Evangelische Lande“ (entnommen aus: St. Cyriak Sulzburg – 100 Jahre 993–1993).

Schultheiß), die Kirchengemeinderäte und den Almosenpfleger, und zum Schluß etwa 70 Fragen „an alle vorbenannten Personen zusammen“.

Wie weit hier das Leben der Bürger außerhalb des kirchlichen Bereichs in die Kirchenvisitation einbezogen wird, oder, besser, wie weit kirchliche Lebens- und Ordnungsvorstellungen im 19. Jahrhundert noch das Leben einer Gemeinde durchdrangen, soll die wortgetreue Wiedergabe einiger weiterer Fragen unten zeigen.

Da die meisten Pfarrer die Visitationsfragen sorgfältig beantworteten, geben die Sulzburger Visitationsberichte ein anschauliches Bild des Lebens im Städtchen wieder, natürlich aus der Sicht des Pfarrers.

Ich will in diesem Beitrag nur über die besonders gut dokumentierte Visitation im Jahr 1800 berichten und auch da nur einen Teil der Fragen herausheben.

Vieles hat sich in diesen verflossenen 200 Jahren verändert. Wir Menschen aber schlagen uns wie unsere Vorfahren mit unseren Schwächen und Stärken, mit Bemühen und Versagen herum. Und so werden wir uns, wenn ich nun vor allem die Akten in ihrer alten und doch so lebendigen Sprache reden lasse, wohl oft lächelnd oder mit einem Seufzer wiedererkennen. Es ist ja schon so lange her! oder vielleicht doch nicht?

Über die am 2. Oktober des Jahres 1800 in Sulzburg durchgeführte Kirchenvisitation berichtet der Visitor, Dekan Beck aus Müllheim, indem er auf 12 engbeschriebenen Seiten auf alle 119 Visitationsfragen sorgfältig eingeht. Der Sulzburger Schulmeister Barck fügt eine Liste seiner Schulkinder hinzu. Am 17. Dezember dann gibt der Fürstliche Kirchenrat in Karlsruhe seine Stellungnahme zu einzelnen Punkten ab.

Die Visitation scheint sehr gut verlaufen zu sein und zeigte die Gemeinde in bestem Licht.

Hören wir nun im einzelnen: „Im Kirchenjahr 1798 bis 1799 war die Zahl der Communicanten 427. Diese hat sich um 25 vermehrt. Sämtliche melden sich vorher zur Beichte an.“ 5 Personen wurden konfirmiert. Über die vorgeschriebenen „Materien“ wurde gepredigt, nämlich über Keuschheit, Luxus, Händel, Eidestreue, über Kinderzucht bei Veranlassung mehrerer Texte, vorzüglich beim Anfang der Winterschule. Über Vaterlandstreue geschah Erwähnung in mehreren Vorträgen.“

Bei der schon erwähnten Frage nach mutwilligen Verächtern des Gottesdienstes aber fällt ein Schatten auf den Glanz der so gepriesenen Gemeinde: „Franz Kleiling, ein lediger Schuster, und Gottfried Engler, Schmied, haben geraume Zeit das heilige Abendmahl nicht empfangen. Sie wurden deswegen zur Rede gesetzt, gaben aber nichts zur Entschuldigung an!“ Der Fürstliche Kirchenrat in Karlsruhe erwidert dazu an die Gemeinde: „Da bei den Personen, die ohne eine Entschuldigung vorbringen zu können, vom Abendmahl wegbleiben, mehr Trägheit als Mutwille und Bosheit zum Grunde zu liegen scheint, so hoffen Wir, daß das Pfarramt durch gelegentlich ernste Warnungen vor Lauheit und Kälte im Christentum ... und durch sanftmütige Privatermahnungen die Nachlässigen zur Schätzung und zum andächtigen Gebrauch dieses Gnadenmittels wieder zurückbringen werde.“

War der Pfarrer zu sanftmütig? Im Visitationsprotokoll von 1801 wird der Pfarrer ermahnt zu berichten, was seine Vorstellungen gefruchtet hätten. Und wieder 2 Jahre später, nach der Visitation 1803, schreibt der Fürstliche Kirchenrat: „Wollen Wir, daß

III Sulzburg III

Verzeichnis der Schulkindern auf der Visitation am 2^{ten} Oct. 1800

Ort	I ^{te} Class. Daber.	Ort	I ^{te} Class. Magdalen.
1786. Aug. 11. Geistl. Hof Sinschhof Daber.	1787. Oct. 8. Anna Maria Mangoldt		
1787. Jan. 27. Johann Jakob Dief.	1788. Apr. 29. Elisabetha Thelobina Zippin		
1787. Mai 8. Johann Georg Dief.	1788. Apr. 22. Regina Elisabetha Zippin		
1787. Mai 8. Johann Dief.	1788. Mai 27. Maria Catharina Zippin		
1787. Mai 8. Johann Dief.	1788. Oct. 10. Maria Sibilla Dief.		
1788. Jan. 5. Johann Jakob Dief.	1788. Apr. 4. Maria Margaretha Zippin		
1788. Oct. 1. Johann Dief.	1788. Oct. 11. Johanna Dief.		
1788. Oct. 28. Jakob Dief.	1787. Dec. 2. Maria Elisabetha Dief.		
1789. Oct. 12. Johann Dief.	1789. 7. 4. Elisabetha Zippin		
1789. Oct. 12. Johann Dief.	Louisa Dief.		
Summa: 11.	Summa: 11.		
II ^{te} Class.		II ^{te} Class.	
1788. Oct. 6. Johann Dief.	1789. Apr. 9. Catharina Dief.		
1789. Jan. 2. Johann Dief.	1789. Aug. 18. Maria Dief.		
1789. 12. Johann Dief.	1789. Oct. 10. Anna Maria Dief.		
1789. 21. Johann Dief.	1789. Oct. 28. Catharina Dief.		
1789. 21. Johann Dief.	1789. 9. Catharina Dief.		
1790. Mai 9. Johann Dief.	1789. Jan. 28. Regina Dief.		
Carl Dief.	1790. Mai 10. Johann Dief.		
Carl Dief.	1790. 28. Maria Dief.		
1790. Oct. 18. Johann Dief.	1790. 28. Maria Dief.		
Summa: 10.	Summa: 11.		

Abb. 2 Verzeichnis der Schulkinder bei der Visitation in Sulzburg am 2. Oktober 1800 (entnommen aus: St. Cyriak Sulzburg 100 Jahre 993 1993).

dem Schmied Engler, welcher wegen Mangel der Kleidung sich als bloß praktischer, nicht aber theoretischer Verächter der Religion darstellt, durch vorschubweise Unterstützung aus dem Almosen an Händen gegangen und ihm die nötigste Bedürfnis daraus angeschafft werde, auch“ – und hier kommen dem Fürstlichen Rat wohl Bedenken, und er streicht diesen Satz wieder durch und fährt fort – Wollen Wir, „daß das Pfarramt sich bemühen solle, den Schmied Engler von dem so schädlichen Brandweinstrinken, als der Quelle seines ökonomischen und sittlichen Verderbens zu entfernen, bei fruchtlos bleibenden gütlichen Mahnungen hingegen mit ... ordnungsgemäßer Ahndung gegen ihn vorzugehen.“

Leicht hatte es ein Sulzburger Pfarrer auch im Jahre 1800 nicht, denn gleich im nächsten Punkt heißt es weiter: „Werden Wir gerne sehen, wenn die Hafner Marquardischen Eheleute durch dienlichen Zuspruch des Pfarrers wieder zur Versöhnung gebracht, und eine vollkommene Einigkeit unter ihnen wird erzielt werden!“

Immerhin stand so ein geplagter Pfarrer nicht allein, denn es folgt der tröstliche Satz: „Die Ortsvorsteher führen einen guten Lebenswandel und gehen dem Pfarrer nötigenfalls an die Hand ... Die Kirchenältesten betragen sich ehrbar und lassen sich ihren Beruf angelegen sein. – Gegen die Hebamme wurden keine Klagen vernommen.“

So antwortet denn der Pfarrer auf die an ihn direkt gerichtete Frage, ob er „a) überhaupt von seiner Amtsführung in der Gemeinde einige Frucht wahrnehme, besonders b) in welchen Stücken es ihm gelungen sei, den Volkscharakter in seiner Gemeinde zu verbessern, oder ehemals herrschende Sünden und Unordnungen abzustellen ...“ kurz und bündig, er hoffe, „nicht ohne Segen zu arbeiten.“

Das scheint auch die Gemeinde so zu empfinden, denn die Antworten auf die Frage über seine Arbeit und sein Verhalten, die nun in Abwesenheit des Pfarrers von den Ortsvorgesetzten, von den Kirchenältesten und dem Almosenpfleger gegeben werden, sprechen für ihn. „Er halte die öffentlichen Gottesdienste zu einer festgesetzten, schicklichen Zeit ... Er pflege eines öfteren Umgangs mit Gemeindegliedern, benutze die Gelegenheiten, die sich darbieten, Gutes zu stiften. In der Ehe und Kinderzucht sowie in guter Verwaltung des Hauswesens leuchte er mit gutem Beispiel vor.“

Nachdem das Kapitel über den Pfarrer abgeschlossen ist, geht es in größerem Kreise und nun wieder in Anwesenheit des Pfarrers an einzelne Punkte des Gemeindelebens (Fragen 50–119).

Da wird nun besonders deutlich, wie sehr das tägliche Leben von den Wertvorstellungen der Kirche geprägt war und welche praktische Bedeutung z.B. Christenlehre, Armenpflege und christliche Moralvorstellungen für den einzelnen Menschen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts noch hatten.

Vergleichen wir dieses Leben mit unserem heutigen, so sehen wir, wie einerseits Liberalismus, Wirtschaftssystem und steigende Bedeutung des Individuums die Gesellschaft grundlegend verändert haben, wie andererseits aber christliche Ethik – verweltlicht und von vielen gar nicht mehr als solche erkannt – doch noch auf das Denken unserer Zeit einwirken.

Im Visitationsprotokoll wird auf die einzelnen Fragen geantwortet: Frage 55 „Ob die der Schule entlassene Jugend bis zu dem gehörigen Alter zu Besuchung der kate-

chetischen Lehren und Antworten in denselben angehalten werden?“ Antwort: „Die sämtlichen ledigen Leute besuchen die Katechismuslehre. Diejenigen, die unter 20 Jahren sind, treten vor, die älteren bleiben in den Stühlen stehen!“

Frage 56 „Ob auch Wochenkinderlehren mit der Schuljugend gehalten werden, oder welche Hindernisse wieder Verhoffen dieser Anstalt im Wege stehen ...?“ Antwort: „Wochenkinderlehren werden nur im Winter gehalten, weil die Eltern ihre Kinder im Sommer zu Arbeiten gebrauchen.“

Auf die Frage 71 „Ob a) Katholiken, Reformierte oder Wiedertäufer und Separatisten in der Gemeinde wohnhaft sind, und solchenfalls, wie viel Familien, und wie b) sich dieselben gegen unsere Glaubensgenossen, und diese hinwiederum gegen sie betragen,“ kommt die Antwort: „Einige katholische Familien von Bergleuten sind vorhanden, welche sich gut betragen, deren Kinder teils die Schule in Sulzburg, teils in Ballrechten besuchen!“

„Gemischte Ehen sind zwei, deren Kinder nach der Verordnung erzogen werden.“ (Fr. 73)

Nun folgt ein Thema, das in fast allen Visitationsberichten des 19. Jahrhunderts wieder auftaucht: Das Zusammenleben von Christen und Juden in der kleinen Stadt. Sie hatte einen besonders hohen Anteil von Juden an der Gesamtbevölkerung. 1864 lag er bei etwa einem Drittel.

Nach den Erfahrungen des 20. Jahrhunderts mit Rassenwahn und Rassenhaß fällt auf, daß die Juden, die „Israeliten“, in unseren Quellen immer als Religionsgemeinschaft gesehen werden, nicht als Rasse. Im anderen GLAUBEN lag ihre Andersartigkeit und in den damit verbundenen Verhaltensgeboten und Festtagen.

Die Israeliten feierten den Sabbat, ihren Ruhetag, von Freitag bis Samstagabend, während der christliche Sonntag für sie Arbeitstag war. Auf die Visitationsfrage, „Ob die Sonn- und Festtage nach den Fürstlichen Verordnungen heilig und still zugebracht, und nicht durch Unordnungen oder lärmende Ergötzlichkeiten entweiht werden?“ wird nicht über „lärmende Ergötzlichkeiten“ geklagt, sondern erklärt: „Gegen Entheiligung der Sonntage wird nichts vorgebracht, außer daß die Juden auslaufen, ohne daß die Kirchenältesten es merken (d. h. darauf achten. d.Vf.). Hierauf wurde zu erkennen gegeben, daß solchen das Auslaufen nicht gänzlich verboten werden könne, so wenig als den Christen. Nur wäre darauf zu merken, ob sie mit Säcken zum Handeln auswärts gehen.“ Der Fürstliche Kirchenrat erwidert darauf: „billigen Wir Euren Bescheid, demgemäß das Auslaufen der Juden am Sonntag nur dann, wenn es einem Handel oder Warenverkauf zum Zweck hat, die Sabbatfeier (Sonntagsruhe d.Vf.) stört, und sollen in diesem Fall die Contravenienten vom Censurgericht dem Amt zur Bestrafung eingegeben werden.“

Im allgemeinen scheint das Zusammenleben ohne große Schwierigkeiten verlaufen zu sein. Es wird berichtet, daß bei einer Kirchenvisitation außer der christlichen auch die israelitische Schule visitiert wurde. Nach der bürgerrechtlichen Gleichstellung der Juden 1862 gab es nur noch eine gemeinsame Schule für alle Kinder, in der ein christlicher und ein israelitischer Lehrer unterrichteten.

Es wurde damals für die evangelischen Kinder eine extra Stunde für Choralsingen eingeführt, da man nun in der allgemeinen Singestunde keine christlichen Choräle mehr singen konnte.

Eine wichtige Rolle in der Gemeinde spielten die Kirchenältesten. Daß sie sich „ehrbar betragen“, hatten wir schon gehört. Unter Frage 75 heißt es nun weiter von ihnen: „Mit der Aufmerksamkeit der Kirchenältesten (wir würden heute Engagement sagen. d.Vf.) wird Zufriedenheit bezeugt, welche zu fernerer Treue ermahnt wurden unter Vorhaltung des süßen Bewußtseins, Böses verhindert und Gutes befördert zu haben.“

Ein Auge auf das sittliche Leben in der Gemeinde zu haben und für Witwen, Waisen, Arme und Bettler zu sorgen, war Aufgabe des Pfarrers und des Almosenpflegers. So gibt es viele Fragen zu diesem Bereich im Rahmen der Visitation, z. B. Frage 76 „Ob Eheversprüche bekannt sind a) welche nicht verordnungsmäßig vor Eltern, Pflegern oder sonst ehrlichen Zeugen eingegangen worden wären, oder b) welche über ein halb Jahr unvollzogen bestehen? Wo sich dergleichen finden, sind die Interessenten sogleich durch den Visitator ... zu vernehmen, und zur Ordnung zu ermahnen. ...“ Oder Frage 77 „Ob Eheleute in der Gemeinde sind a) die sich eigenmächtig getrennt haben, ... was c) zu deren Wiederaussöhnung und mit welchem Erfolg geschehen? Darauf kann man antworten, daß in Sulzburg weder verzögerte Eheversprechungen noch getrennte Ehen bekannt seien.“

„Unter gänzlich elternlose Waisen gehört Elisabetha Monin. Die Friedrich Gretherischen Kinder sind teils in Diensten, teils bei Verwandten. Alle stehen unter Pflegerschaft und werden gut erzogen. Friedrich König, dessen Vater ein ... Corporal, die Mutter aber gestorben, wird von der Großmutter, der Spohnischen Witib, erzogen und hat einen Pfleger.“

„Uneheliche Kinder sind hier 15 und haben Pfleger, die für Erziehung Sorge tragen.“ Es wird nämlich gefragt, ob diese „an gesetzmäßigem Unterhalt nicht Mangel leiden, und zur Kirche, Schule und christlicher Aufführung angezogen werden.“

Öffentliche Sorge um die nachwachsende Generation zeigen die Fragen 83 bis 85. „Ob Kinder, die der Schule noch nicht entlassen sind, verordnungswidrig a) zu Wirtshausgelagen oder b) zu nächtlichen Tänzen oder c) zum Nachteil der Schule zu Jagd- und anderen Frohnden mitgenommen werden?“ Frage 83 Ob a) von Tanzerlaubnissen nicht in den nach der Synodalordnung verbotenen Zeiten Gebrauch gemacht werde, auch ob b) den Tänzen beständig ein oder andere gesetzte Person bis zu Ende anwohne und c) nichts Ungesittetes von dem Betragen der jungen Leute dabei zu vernehmen komme?“ Frage 84 „Ob keine sittenwidrige nächtliche Zusammenkünfte der jungen Leute beiderlei Geschlechts in Kunkelstuben (Spinnstuben d.Vf.) und dergleichen einreißen?“

Auf diese Fragen gibt es beruhigende Antworten. „Die Kinder werden nicht in die Wirtshäuser genommen. Kunkelstuben und nächtliche Zusammenkünfte sind nicht bekannt.“ Sulzburg war wohl wirklich ein sittsames Städtchen.

Auch das Armenwesen war Sache der Kirche, und so werden die „Hausarmen“ aufgezählt, alles Witwen und alleinstehende Frauen, die von der Gemeinde über den Pfarrer und den Almosenpfleger erhalten werden, „daß keine genötigt ist, dem Bettel nachzugehen“. All diese Aufgaben wurden von – wie wir heute sagen würden – ehrenamtlichen Mitarbeitern geleistet und zum großen Teil aus Mitteln der Kirche bezahlt. Kein Wunder, daß der Pfarrer und die Kirchengemeinde nicht nur das geistliche Leben eines kleinen Ortes durchdrangen, sondern überall gegenwärtig waren.

42 von 119 Visitationsfragen betreffen die Schule, den Schulmeister und die Verbreitung von Fähigkeiten und Wissen. Die Schulaufsicht lag in der Hand des Pfarrers, der dabei von dem Ortsvorgesetzten, d. h. dem Schultheiß, unterstützt werden sollte.

In protestantischen Herrschaften war dem Schulwesen immer eine besondere Bedeutung beigemessen worden, und Markgraf Carl Friedrich, der spätere Großherzog, Musterbeispiel eines aufgeklärten Herrschers, wollte sein Land entwickeln durch Hebung der Schulbildung, der praktischen Fähigkeiten, der Sitten und des Fleißes seiner Untertanen.

Gleich eine der ersten Fragen an den Pfarrer betrifft die Schule. „Ob er a) die Schulen fleißig visitiere und b) das vorgeschriebene Diarium darüber führe,“ und der Visitor wird aufgefordert, sich durch Augenschein davon zu überzeugen. (Fr. 8)

Der Pfarrer muß berichten, „ob a) die weltlichen Ortsvorgesetzten und Richter in Kirchen- und Schulangelegenheiten ihm getreulich an die Hand gehen, auch b) wenigstens einige davon jedesmal bei den geordneten Schulprüfungen erscheinen?“ (Fr. 17) Und da der Pfarrer das Letzte nicht uneingeschränkt bestätigt, heißt es im Fürstlichen Kirchenrats-Protokoll „... vernehmen Wir mißfällig, daß die Ortsvorgesetzten den Schulprüfungen nicht allemal beiwohnen ...“

Dann muß der Pfarrer den Schulmeister beurteilen. Die Fragen 18 bis 21 wollen wissen, „ob der Schulmeister a) eine gute Lehrart besitze, b) auf den Verstand und nicht bloß auf das Gedächtnis zu arbeiten suche, c) der Kinder Liebe zu gewinnen trachte, und d) im Strafen weder zu scharf noch zu gelinde sei? Ob a) derselbe die Schule zu rechter Zeit anfangen und endigen, b) sich nicht während der Schulzeit von den Kindern entfernen, und anderen Geschäften nachgehen, ... c) nicht die Kinder ... zu häuslichen Geschäften mißbrauchen? Ob er a) sich die Vervollkommnung und Erweiterung seiner Schulwissenschaften angelegen sein lasse, ...?“

Zu dieser Zeit bestand in der Sulzburger Schule eine besondere Situation. Es wird nämlich berichtet: „Der alte Präzeptor Barck sowie sein Sohn, der Schulmeister, hatten bisher mit der Schule nichts zu tun. Der Provisor (ein Junglehrer d. Vf.) Würslin versah solche ganz allein mit Pfarrers Zufriedenheit. Derselbe fängt die Schule zu rechter Zeit an und entfernt sich nicht, führt auch die Schulbücher in der Ordnung, und sucht seine Kenntnisse zu erweitern.“ Darum kann man die folgenden 10 an den Schulmeister gerichteten Fragen nicht von diesem beantworten lassen, denn er versteht nur die „Mössnerei“ und hat als Nebenverdienst die „Gerichtsschreiberei“. So gehen die Fragen an den Provisor, z.B. „Wie er mit seinem Herrn Pfarrer zufrieden sei“ (Fr. 30), oder „ob ihm das Schulholz a) zur rechten Zeit und in der regulierten Qualität und Quantität, sofort c) in Fixo und nicht durch Scheitertragen der Kinder geliefert werde?“

„Der Provisor aber bezeugt den Fleiß des Pfarrers in Besichtigung der Schule, in welcher er besonders in Erklärung schwerer Stellen und im Rechnen mitarbeitet.“ Die Ortsvorgesetzten und Kirchenältesten sind wiederum „mit dem Provisor in Vernehmung der Schule und Behandeln der Kinder recht wohl zufrieden“.

Die Sulzburger Schule wurde im Jahre 1800 von insgesamt 90 Schulkindern besucht, die von einem (!) Lehrer, eben dem jungen Provisor Würslin, unterrichtet wurden. Von 7 bis 9 Uhr hatte die 1. und 2. Klasse, d.h. die großen Schüler, Unterricht, von 9 bis 11 Uhr die 3. und 4. Klassen, d. h. die Anfänger.

Provisor und Pfarrer scheinen gut zusammengearbeitet zu haben. Der Bericht über die Schulprüfung macht das deutlich.

„Die Schuljugend wurde im Beisein des Herrn Pfarrers und einiger Gemeindevorsteher nach allen vorgeschriebenen Lektionen geprüft, und zwar

1. In der Bibel wurde ein Kapitel gelesen und darauf gesehen, daß sie auch den Inhalt des Gelesenen angeben konnten ... Im Geschriebenen wurde gleich gute Fertigkeit bemerkt, obgleich Schriften vorgezogen und vorgelegt wurden, die noch unbekannt waren. Die jüngeren legten eine Probe im Buchstabieren und im Lesen ab, welche einen guten Anfang verrieten.
2. In den auswendig gelernten Lektionen wurde die Probe angestellt a) mit dem kleinen Catechismo. Den ersten wurden die schwereren Fragen, wo Verirrungen leicht stattfinden, vorgelegt, aber mit Beihilfe des Verstandes gut beantwortet; den jüngeren aber die leichteren. Diese Probe fiel ebenfalls besonders bei den ersteren gut aus ...
3. Nun wurde der Übergang zum Rechnen im Kopf und auf der Tafel gemacht. Klai-ber zeichnete sich hierin vorzüglich aus. Aber auch die anderen wurden gut befunden.
4. In der Geometrie wußten sie Felder zu zerlegen und auszurechnen. Aus allen angestellten Proben ergab sich der angewandte Fleiß des Lehrers und der Lernenden. So wie auch der fleißige Schulbesuch des Pfarrers daraus ersichtlich war.

Zum Beschluß wurden Noten mit Text und ohne Text abgesungen, so daß auch darin ein guter Grund gelegt worden ist.“

Liest man diesen Prüfungsbericht, dann gewinnt man den Eindruck, daß die Sulzburger Schule zu dieser Zeit wirklich Verstand und Geist der Kinder förderte und nicht etwa eine Dressur- und Paukanstalt war.

Neben der allgemeinen Schule sorgte sich die Obrigkeit noch um die weiteren Bildungsmöglichkeiten und hieß mit der Kirchenvisitation auch die sogenannte „Industrieschule“ für Mädchen und die „Nachtschule“ für schon Schulentlassene inspizieren. „Ob die Spinn-, Näh- und Strickschulen in gehörigem Gang seien? b) wie oft in der Woche, und in welchen Stunden sie gehalten werden? c) wie viele Personen sie frequentieren d) ob die weibliche Schuljugend vom 11. bis 13. Jahr durchaus sie regelmäßig besucht ... ?“ Die Frage wurde positiv beantwortet: „Die ökonomischen Schulen wurden Mittwoch und Samstag-Nachmittag gehalten. Die Lehrmeisterin wird mit 8 Gulden 15 Kreuzer bezahlt.“

„Ebenso wurde auch die Nachtschule gehalten, welche auch einige von solchen besuchen, die wegen höheren Jahren nicht verbunden waren. Einige der besten Schüler werden ebenfalls zugelassen. Sie werden meistens im Schreiben und Rechnen geübt. – Der Lehrer ist zum Unterricht in der Geometrie fähig, aber es sind keine Schüler vorhanden, die vorzüglich Teil daran nehmen.“

Das kirchliche und soziale Leben, Sittlichkeit und Geselligkeit, Lehren und Lernen stellten sich an so einem Visitationstag unter Mitwirkung des Schultheiß und der Richter, unter Einbeziehung des Schulmeisters, der Kirchengemeinderäte und der ganzen Kirchengemeinde dar. Das ganze stand unter der Leitung des Pfarrers, der dieses alles der Visitationskommission präsentierte, die wiederum im Namen des Landesherrn wirkte. Ein großer Tag für das ganze Städtchen. Und gewiß wird die

Pfarrfrau einen guten Braten gemacht haben, und ein Viertele vom Schlösleberg wird auch nicht gefehlt haben.

Der Schlußsatz des Visitationsberichts, abgefaßt in einem Jahr der Wirren und Revolutionskriege, in dem Jahr, in dem Schiller sein „Lied von der Glocke“ schrieb, in dem London Millionenstadt wurde und in Berlin die erste Dampfmaschine in Betrieb genommen wurde, dieser Schlußsatz zeigt in seinen wohlgesetzten Worten den Geist der Aufklärung und schon eine Spur von bürgerlichem Biedermeier. Kirche und Glauben haben die reformatorische Unbedingtheit hinter sich gelassen. Ordnung, Sittlichkeit und wahre Aufklärung gehören zu ihren Zielen. Der Weg führt in das liberale, hoffnungsvolle 19. Jahrhundert.

„Bey dieser Gemeinde wurde nichts bemerkt, welches einem thätigen Christenthum Hindernisse entgegen setzte. Der thätige Eifer des Herrn Pfarrers und die Bereitwilligkeit der Vorgesetzten, demselben hülfreiche Hand darzubieten, und ihr eigenes Wohlgefallen an einer guten Ordnung, berechtigten zu der Hoffnung, daß wahre Aufklärung und Sittlichkeit sich immer mehr zum Vortheil der Gemeinde verbreiten werde.“

Für uns Menschen des ausgehenden 20. Jahrhunderts, die wir die Katastrophe der Menschlichkeit in zwei Weltkriegen erlebt haben, und die menschenverachtende Barbarei von Diktaturen und Gewaltsystemen in christlich geprägten Staaten und Völkern Europas erfahren haben und heute mit erleiden, für uns ist diese Welt des frühen 19. Jahrhunderts vergangen, Geschichte geworden.

Die geistige Leere der wilhelminischen Zeit und der staatliche Zusammenbruch am Ende des ersten Weltkriegs schufen die Voraussetzungen für den Erfolg von nationalistischen und rassistischen Wahnideen.

Geistige Unabhängigkeit und Offenheit gegenüber den andersartigen Mitbürgern, besonders den Juden, verloren im Nazi-Deutschland bei vielen Deutschen ihre Kraft.

Die Erfolgsmeldung von 1940, „Sulzburg ist judenfrei“, war das Ende christlich-liberaler „Hoffnung, daß wahre Aufklärung und Sittlichkeit sich immer mehr verbreiten werde.“

Wir stehen wieder vor unserem Gott und bitten: Herr, erbarme Dich.

Anmerkung

Alle Zitate entstammen – soweit nicht anders angegeben – den Akten des Evangelischen Oberkirchenrats Karlsruhe, Dekanat Müllheim, Ort Sulzburg, „Kirchenvisitationen“, Faszikel 12252, im Oberkirchenratsarchiv. Schreibweise und Zeichensetzung wurden im allgemeinen der heutigen Form angepaßt.

¹ Die Religion in Geschichte und Gegenwart. Hg. v. K. GALLING. 3. Aufl. 1957–1965.

Ein Begräbnis in Freiburg 1917 Stadtgeschichte und Militärgeschichte im Zeitalter des „Totalen Krieges“

Von
ROGER CHICKERING

Der Anlaß war der schlimmste Überfall des Krieges. Am „schwärzesten Tag“, dem 14. April 1917, erlebte die Stadt Freiburg einen Angriff durch britische und französische Flieger, bei dem elf Zivilisten und ein Soldat ums Leben kamen. Einige Tage später bot die Bestattung der Opfer am Freiburger Hauptfriedhof die Gelegenheit, eine feierliche Kundgebung gegen die „ruchlose“ Praxis des Feindes zu veranstalten, der den Krieg auf offene deutsche Städte übertragen hatte mit dem Ziel, Zivilisten zu terrorisieren und schuldlose Menschen aus der „friedlichen Arbeit in der Heimat“ fortzureißen.¹ Dementsprechend befanden sich unter den Teilnehmern auf dem Friedhof fast sämtliche Stadtprominente – leitenden Persönlichkeiten der Staats- und Stadtverwaltungen, des Militärs und der Universität, jeweils sieben geistliche Repräsentanten des Freiburger Katholizismus und Protestantismus sowie Vertreter der Holzgroßhandlung der Gebrüder Himmelsbach, deren Belegschaft allein neun Opfer erbracht hatte.

Sowohl in den feierlichen Ansprachen auf dem Hauptfriedhof als auch in den Zeitungsberichten belegten die wiederholten Hinweise auf die „jäh aus dem Leben ent-rissenen“ Opfer eine Vorstellung von zwei getrennten Sphären, die Front und Heimat, Soldat und Zivilist, Zerstörung und produktive Arbeit, Krieg und Frieden entgegenseetzten. In seiner Einsegnung der katholischen Toten sprach der Dompfarrer von „unschuldigen Opfer[n], die mitten aus der Arbeit gerissen wurden“. In ähnlicher Weise äußerte sich Hermann Himmelsbach, der Inhaber der in Mitleidenschaft gezogenen Firma, als er der „lieben Mitarbeiter“ gedachte, die „mitten aus der friedlichen Arbeit in der Heimat fortgerissen wurden“. Zwischen derartigen Erklärungen und anderen Aspekten des Ritus gab es aber merkwürdige Diskrepanzen. Dieselbe friedliche Arbeit, aus welcher die Opfer jäh fortgerissen wurden, habe auch – so der Stadtpfarrer Thomas Kattermann bei seiner Einsegnung der evangelischen Toten – „uns groß und stark gemacht“ und solle zukünftig „uns auch wieder stark machen“. „Weil alle Arbeit heute, so auch die in der Heimat, dem Vaterlande diene,“ erklärte daraufhin der Universitätsvertreter, „sind die so jäh aus dem Leben Abberufenen auch den Heldentod gestorben.“ Die Anwesenheit des Garnisonskommandos samt Militärkapelle sollte nicht nur dem im Fliegerangriff getöteten Soldaten Ehre tun, sondern auch eben dieser Kontinuität zwischen Front und Heimat Nachdruck verleihen – eine Verbindung, die dann ihren eindeutigsten symbolischen Ausdruck fand,



Abb. 1 Aufgebahrte Opfer des Bombenangriffs vom 15. April 1915. (StadtAF, M 7061)

als die Fliegeropfer in der Ehrensektion des Friedhofs, neben den an der Front gefallenen Kriegern, beerdigt wurden.

Die Ambivalenzen in der Freiburger Trauerfeier spiegelten wohl die anhaltende Schwierigkeit mancher Einwohner wider, sich in den vollen Implikationen der neuen Kriegsform zurechtzufinden. Nach fast drei Kriegsjahren war es aber in der Tat kaum mehr glaubwürdig, an die Aufrechterhaltung der traditionellen Spanne zwischen Front und Heimat zu appellieren. So komplett war der Krieg in das Leben der Stadt eingesickert, so umfassend hatte die Stadt die eigenen Energien in dem Kriegsdienst eingesetzt, daß man die Kriegserfahrung kaum mehr plausibel in Metaphern charakterisieren konnte, die auf die altradierten Grenzen des Krieges hindeuteten oder die allgegenwärtigen Auswirkungen dieses Konflikts irgendwie als „jäh“ Erscheinungen darstellten.

Die moderne Militärgeschichte hat dieselben Kontinuitäten und Interdependenzen in ihre Praxis gebührend einzubauen, denn es geht schließlich um die Definition ihres Forschungsgegenstandes. In den folgenden Bemerkungen soll versucht werden, eine solch erweiterte Definition der Militärgeschichte zu untermauern. Im Zentrum des Versuchs steht die Trauerfeier auf dem Freiburger Hauptfriedhof, die als Orientierungspunkt dienen soll. Von hier aus laden nämlich einige durch die Trauerfeier vereinte Zusammenhänge zu analytischen Stichproben ein, die die tiefen Verflechtungen zwischen Krieg und Heimat in ihren operativen, wirtschaftlichen, sozial- bzw. geschlechterhistorischen, politischen und kulturellen Bereichen veranschaulichen sollen. Der Schluß, daß der „Krieg“ eine begriffliche bzw. geschichtswissenschaftliche Umrahmung braucht, die eben diese Verflechtungen – und damit aber auch die Verbindungen zwischen Mikro- und Makroebenen des modernen Krieges – eingliedert, soll damit nahegelegt werden.

Es beginnt mit der offenkundigen Tatsache: Die Feier auf dem Freiburger Friedhof folgte auf eine Kampfhandlung. Die Stadt war selbst Operationsgebiet. Der Überfall vom April 1917 war einer der 25 Fliegerangriffe, die im Verlauf des Krieges in Freiburg erlebt wurden und insgesamt 31 Menschenleben forderten.² Allen Beteuerungen der Stadtväter zum Trotz war Freiburg kein willkürlich gewähltes Angriffsziel. Als Garnisonsstadt und Sitz der 29. Division war die Stadt ein Knotenpunkt des südlichen Sektors der Westfront, ein Verkehrszentrum von so hoher Bedeutung, daß die Stadt 1917 als Etappengebiet bezeichnet wurde. Neben den Freiburger Kasernen galten also in erster Linie der Hauptbahnhof und der Güterbahnhof als Ziele der britischen und französischen Flieger, die freilich ohne viel Treffsicherheit operierten und in der zweiten Hälfte des Krieges zu einer Strategie der Vergeltung und allgemeinen Terrorisierung übergingen. Der Angriff vom April 1917 wurde öffentlich als Vergeltung für die Versenkung eines alliierten Lazarettschiffes gerechtfertigt.

Nur eines der Opfer dieses Angriffs trug eine Uniform, und es fiel zufällig, ein neugieriger Zuschauer auf der freien Straße. Und doch war er eine repräsentative Gestalt. Er war Lazarettinsasse in der Hilda-Schule, einer von tausenden genesenden Soldaten, die im April 1917 in dieser „Lazarettstadt“ zu finden waren.³ 28 Lazarette mit mehr als 5000, überwiegend belegten Betten wurden vom Roten Kreuz, von der Militärverwaltung und verschiedenen anderen, meist kirchlichen Organisationen be-



Abb. 2 Ärzte und Schwestern des Lazarett in der Hilda Schule.
(L. Werthmann: Die Freiburger Lazarette im Völkerring 1914/15, 1915, S. 33)

treut.⁴ Damit waren die militärische Funktion und Bedeutung der Stadt wesentlich erweitert, und der Einwand, die Lazarette seien keine kriegsrelevanten Einrichtungen, konnte keine Glaubwürdigkeit mehr beanspruchen. Wie eine der leitenden Autoritäten im Freiburger Lazarettwesen kurz nach Ausbruch des Krieges erklärte, war der eigentliche Zweck dieses ganzen Unternehmens die Wiederherstellung des deutschen Kriegers. Der Verwundete sollte wieder militärisch „brauchbar“ werden.⁵ Auch wenn sie es nicht bis zur Kriegswiederverwendungsfähigkeit brachten, konnten viele Freiburger Lazarettinsassen die Möglichkeit eines „schönen Arbeitsverdienst[s]“ finden, wie es im Bericht des städtischen Arbeitsamts hieß, sei es in der Industrie, der Landwirtschaft oder im kaufmännischen Dienst.⁶

Die Allgegenwart der Kriegerserscheinungen in Freiburg war also in vieler Hinsicht direkt spürbar. Während es den feindlichen Flugzeugen gelang, die Sphäre der operativen Kampfhandlungen sozusagen senkrecht und waagrecht auszudehnen und den Krieg direkt in Freiburg einzuführen, wurde die Stadt durch abertausende front- und heimwärts ziehende Krieger und weiter durch abertausende genesende Soldaten bevölkert. Wie Christian Geinitz vor kurzem überzeugend dargestellt hat, prägte auch die unmittelbare Nähe der Vogesenfront im wesentlichen das kollektive Bewußtsein einer bedrängten, unbefestigten, militärisch exponierten Frontstadt.⁷ Obwohl der oberrheinische Frontsektor sekundär blieb, wurde hier fast ununterbrochen entlang der Vogesenkämme furchtbar gekämpft. Die Zeichen der Artillerieschlachten am



Abb. 3 Beim Fliegerangriff am 17. August 1917 zerstörtes Haus Rosastraße 7a. (StadtAF, M 7061)

Hartmannsweilerkopf und am Lingekopf waren unmittelbar als nach Freiburg herüberziehende Donner und Blitze des Krieges zu vernehmen. Direkt wahrnehmbar wurde der Krieg auch für ein anderes Sinnesorgan, als infolge der Fliegerangriffe und der dazu gehörenden Abwehrmaßnahmen die Stadt regelmäßig mit Sprengstoffgeruch eingehüllt wurde.

So dramatisch die unmittelbaren Auswirkungen des Kampfes das Kriegserlebnis in Freiburg prägten, so lasteten sie doch viel leichter auf der Stadt als die indirekten Folgen des Krieges. Diese paralyisierten die Stadtwirtschaft weitgehend und stellten, trotz aller öffentlichen Aufregung über die Fliegerangriffe, die größten Herausforderungen an die Stadtgemeinde. Auch dieser Aspekt des Krieges war in der Trauerfeier auf dem Hauptfriedhof abzulesen. Die Firma Himmelsbach, deren Verwaltungsgebäude schwer von den Bomben getroffen worden war und deren kaufmännische Angestellten die Mehrzahl der Opfer zu betrauern hatten, war zwar nicht das Ziel der Flieger, aber angesichts der zentralen Rolle, die diese Firma in der Kriegswirtschaft spielte, war ihr Schicksal auch aus militärischen Überlegungen heraus plausibel. Die Firma war Holzlieferant und – mit Filialen in Metz, Schweinfurt, Speyer, Regensburg, Frankreich und Belgien – Hersteller von imprägnierten Holzprodukten, u. a. von Eisenbahnschwellen, Telephonstangen und Leitungsmasten – alles Gegenstände, die sich in diesem Krieg einer regen Militärnachfrage erfreuten, nicht zuletzt in Verbindung mit dem Truppenverkehr zwischen Freiburg und der oberrheinischen Front.⁸

Die Gebrüder Himmelsbach gehörten damit zu den sogenannten „kriegswichtigen“ Freiburger Firmen, eine Gruppe, die aus mehreren dutzend Betrieben bestand: u. a. aus Webereien und Zwirnereien (etwa für Papiergarn) und aus größeren Betrieben im Motorenbau und Baugewerbe und in der Metallverarbeitung.⁹ Die Auszeichnung brachte sowohl unentbehrliche Vorrechte mit sich, namentlich den Zugang zu Rohstoffen, Kohle und hilfsdienstpflichtigen Arbeitern, als auch unmittelbare staatliche Aufsicht über die Arbeitsverhältnisse (eines der Himmelsbachschen Opfer war z. B. Mitglied des im Frühjahr 1917 auf staatliche Anordnung eingerichteten Firmenbetriebsrats). Die Vorteile überwogen aber bei weitem die Nachteile, und die so erlesenen Firmen konnten ein leidliches, manchmal recht rentables Dasein führen. Die überwältigende Mehrzahl der Freiburger Betriebe konnte ihnen dagegen diesen Status nur neiden, denn für sie bedeutete der Krieg eher eine Krise. Die Freiburger Stadtväter waren seit Mitte des vorigen Jahrhunderts bestrebt, die sich aus ungünstigen Verkehrsverbindungen ergebende geographische Isolation und den Mangel an industriellen Ressourcen dadurch zu nutzen, daß sie die Stadt als „alldeutsche Pensionopolis,“ als Zufluchtsort für Touristen, Rentner und Studenten attraktiv zu machen suchten.¹⁰ Die Folge war, daß sich eine Dienstleistungswirtschaft entwickelte, deren Grundlagen vor allem im Baugewerbe, Handel und in der Gastwirtschaft lagen und wo Handwerk und Kleinbetriebe den Charakter des örtlichen Unternehmertums prägten. In der Regel erwiesen sich nach Kriegsbeginn die meisten derartigen Unternehmen als „kriegsunwichtig“. Darüber hinaus kam die kleinbetriebliche Gestaltung von Handel und Industrie den kriegswirtschaftlichen Ämtern, die für die Verteilung von Aufträgen und der dazu gehörenden Rohstoffe und Arbeitskräfte zuständig waren, als nachteilig weil ineffizient vor, zumal der südliche Frontsektor nur ein Nebenschauplatz des Krieges blieb.¹¹

Himmelsbach-Feldpost

Feldzeitung für die Beamten und Arbeiter der Firma Gebr. Himmelsbach, Freiburg i. Br.
Ausgabe: Weihnachten 1914.



Ein Gruß den Unsrigen!

Das Weihnachtsfest steht vor der Tür! Nicht wie sonst winten unseren fleißigen Schaffern in den Schreibstuben und Werken, auf den Lagerplätzen und draußen im Walde Tage der wohlverdienten Ruhe, an denen auch die eifrigste Arbeit ihren Atem anhielt, denn nicht ist es, wie die Weihnachtsbotschaft verkündet, Friede auf Erden. In Waffen starrt die Welt nun schon seit nahezu fünf Monaten. Und ebenso lange ruht des Friedens Arbeit für die Millionen von Männern, die ausgezogen sind zum Kampf für das Vaterland und seine heiligsten Güter. In alle Schichten unseres Volkes, das aufgestanden ist, wie ein Mann, als ihm vom frevelnden Übermut der Feinde das Schwert in die Hand gedrückt wurde, hat die eiserne Faust des Krieges schonungslos hineingegriffen. Auch unser Geschäft fühlt diesen Druck. Nicht nur in den Folgen der durch die Ereignisse geschaffenen Änderungen im Wirtschaftsleben. Auch die Reihen unserer Angestellten hat der Krieg gelichtet, an die 450 von ihnen stehen unter den Fahnen. Ihnen allen gilt unser Gruß zum Weihnachtsfeste! Daß auch der gewaltige Bau unseres Heeres, in dem treue Kameradschaft die einzelnen Glieder zusammenhält, diese die Erinnerung pflegen läßt an die Gemeinschaft, die die Friedensarbeit geschaffen, davon legen die Grüße und Briefe, die uns von den Angehörigen unseres Geschäftes täglich zugehen, Zeugnis ab. Als ein wertvolles Zeichen für die in den Herzen unserer Beamten und Arbeiter fortlebende Freude und

Abb. 4 Titelseite der „Himmelsbach Feldpost“ an Weihnachten 1914. (StadtAF, K12 /X)

Unter diesen Umständen war die männliche Arbeitskraft die Hauptressource der Stadt und diese wurde vom Militär unersättlich ausgeschöpft. Als Handwerker, Händler, Gehilfen und Angestellte massenweise zum Heeresdienst eingezogen wurden und das Freiburger Baugewerbe zusammenbrach, bemühte sich die Handwerkskammer nach Kräften um das Schicksal der noch funktionierenden Betriebe. In den kleinbetrieblichen Nischen der Kriegswirtschaft ließen sich zwar allerlei kleinere Heeresaufträge einbringen – u. a. für Proviantwagen, Pferdehufeisen, Bergstiefel, Mäntel und Sattlerarbeiten – aber Handwerk und Handel schrumpften trotzdem in Freiburg angesichts des Arbeitermangels, besonders in den letzten Kriegsjahren, als das Hilfsdienstgesetz die Stilllegung weiterer Betriebe durch die rücksichtslose Umstellung der noch vorhandenen Arbeitskräfte erforderte.¹² Bis Sommer 1917 hatte das Freiburger Wirtschaftsleben, so beklagte sich ein städtischer Beamter, „einen solchen Tiefstand“ erreicht, „wie er wohl seit den 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts nicht mehr zu verzeichnen ist“.¹³ Im Freiburger Handwerkskammerbezirk wurde ein Drittel aller Handwerker einberufen. Ihr Wegzug erzwang in den meisten Fällen den Betriebschluß. Im Rahmen eines Rückgangs sämtlicher Freiburger Betriebe um 15 % im Verlauf des Krieges sank die Zahl der Baubetriebe allerdings um 37 %, im Textilgewerbe war die entsprechende Zahl 29 %, in der Metallverarbeitung sogar 44 %, als gelernte Arbeiter die Stadt verließen, um besser entlohnte Stellen in der Kriegsindustrie im badischen Norden, etwa in Mannheim oder Karlsruhe, zu finden.¹⁴

Das Elend der Freiburger Wirtschaft führte zu einer sozialen Umstrukturierung, die man im April 1917 auch auf dem Friedhof spürte. Die Mehrzahl der zu bestatenden Toten waren Frauen. Dies entsprach einer allgemeinen Verweiblichung der Stadt während des Krieges, die unmittelbar aus der Einberufung der männlichen Bevölkerung folgte. Die Einwohnerzahl sank im Verlauf des Krieges, aber die Zahl der Frauen stieg sowohl absolut als auch proportional. Am Ende des Krieges war die Zahl der von Frauen geleiteten Haushalte in Freiburg, wie die Zahl der Frauen überhaupt, um 10 % gestiegen.¹⁵ Die berufliche Präsenz der Frauen wurde damit zu einer der charakteristischen – und kontroversen – Erscheinungen des Krieges, die namentlich im Beschluß des Stadtrates symbolisiert wurde, daß Frauen fortan auch als Straßenbahnschaffnerinnen angestellt werden durften. Weniger dramatisch, aber bedeutender war der verstärkte Einzug von Frauen in die Wirtschaft als Händlerinnen, Arbeiterinnen und Angestellte – etwa als Kontoristinnen bei Himmelsbach – in Stellen, die in wohl den meisten Fällen der Wegzug der Männer zum Heeresdienst geöffnet hatte. Eine ähnliche Tendenz war die Verweiblichung des Freiburger Vereinslebens, die zunehmende Dominanz der Frauenvereine verschiedener Art, vor allem im karitativen Bereich, und das Ruhen des männlichen Vereinswesens, sei es in den Krieger-, Turn- oder Schützenvereinen.

Eines der weiblichen Opfer des Fliegerüberfalls war in noch einer anderen Hinsicht bemerkenswert. Die Betreffende war als Putzfrau beim städtischen Elektrizitätswerk beschäftigt, als sie in den Trümmern starb. Sie gehörte damit, wie ihr bei demselben Angriff getöteter Kollege, ein älterer Hilfsarbeiter in der Stadtgärtnerei, zur Kategorie der öffentlichen Arbeiter. Diese Berufsgruppe war eine der wenigen, die in Freiburg im Verlauf des Krieges zahlenmäßig anstieg, nicht zuletzt deshalb,

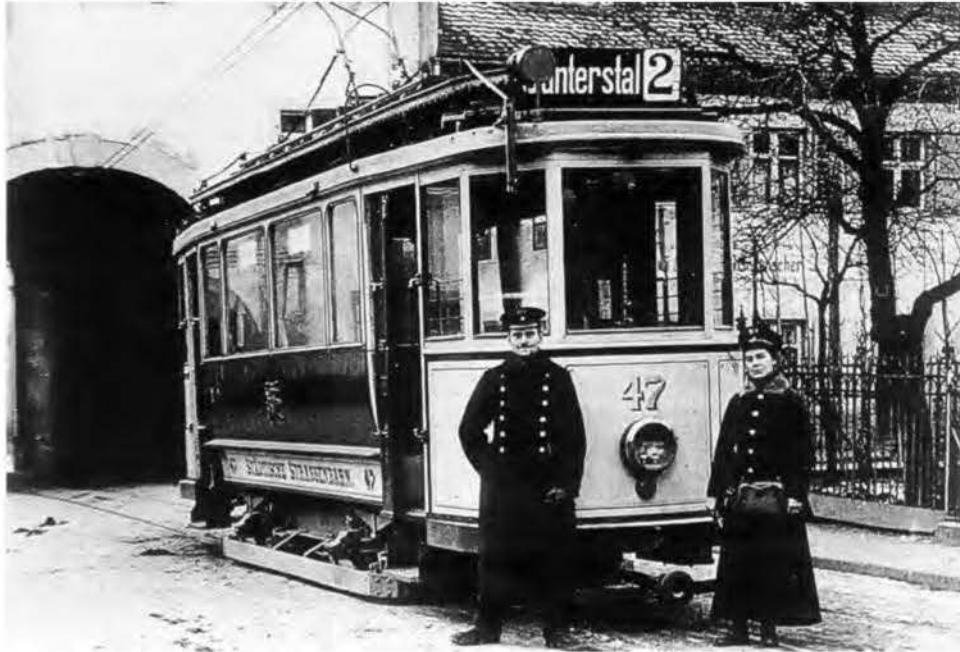


Abb. 5 Frauen als Schaffnerinnen bei der Straßenbahn seit April 1915.
(H. Müller Schilling: Alte Photos erzählen Freiburger Stadtgeschichten. Freiburg 1976, S. 93)

weil die vom Krieg hervorgebrachten Verkehrsverhältnisse eine Zunahme an Bahnpersonal im Südwesten erforderten.¹⁶ Derselbe Trend entsprach auch der enorm gesteigerten Bedeutung der öffentlichen Behörden im Alltagsleben der Freiburger Bevölkerung im Sog der unmittelbar vom Krieg verursachten Knappheit fast aller begehrten materiellen Güter. Die Tatsache etwa, daß im Jahre 1917 198 neue, meist weibliche Hilfskräfte im städtischen Lebensmittelamt angestellt wurden, war unmittelbar darauf zurückzuführen, daß die Stadt die exekutive Gewalt übernehmen mußte nicht nur für die Versorgung bedürftiger Familien, sondern auch für die Bewirtschaftung sämtlicher Nahrungsmittel und anderer kritischer Gegenstände, wie Brennstoffe, Kleider, Schuhe und Seife.¹⁷ Daß die Stadtverwaltung diesen gewaltigen Aufgaben halbwegs gewachsen war, war schon bemerkenswert. Ihre Bewältigung ging allerdings einher mit einer Explosion der städtischen Bürokratie, die auch durch die ehrenamtliche Tätigkeit der im sogenannten „Nationalen Frauendienst“ versammelten Freiburger Frauenvereine geprägt wurde. Dadurch bekam die Verweiblichung der Stadt auch eine deutlich politisch-administrative Dimension.

Die Versorgungsarbeit stellte aber nur ein Gebiet dar, in dem die Energien der örtlichen Behörden von den Auswirkungen des Krieges massiv in Anspruch genommen wurden. Der Stadtverwaltung und den Vertretern der badischen Staatsgewalt im Freiburger Bezirksamt fiel auch die Aufgabe zu, in den stetig anwachsenden, vom Krieg ausgelösten lokalen Konflikten zu vermitteln bzw. diese in Schranken zu halten. Der

Fliegerüberfall vom April 1917 tat auch das seine, um diese Konflikte anzuheizen. Von aufgeregten Bürgern wurde die Wirksamkeit der Freiburger Fliegerabwehr in Frage gestellt und heftig darüber gestritten, ob man nachts wegen der Fliegergefahr die Straßenlampen löschen sollte – und ob die Stadt überhaupt imstande sei, die Sicherheit ihrer Einwohner zu gewährleisten. Als viele wohlhabende Einwohner – darunter ein Himmelsbach – deswegen drohten, der Stadt den Rücken zu kehren, fand die Mißstimmung weiter Kreise in Petitionen und öffentlichen Protesten ihren Ausdruck.¹⁸ Unter diesen Umständen lieferte die Fliegergefahr den Behörden ironischerweise einen willkommenen Vorwand, Versammlungen verschiedenster Art zu verbieten oder einzuschränken – einschließlich der Trauerfeier auf dem Hauptfriedhof, zu der nur mit Eintrittskarten Einlaß gewährt wurde.

Dort hörten die zugelassenen Teilnehmer schließlich eine Ansprache vom neugewählten Rektor der Universität, der eines der Fliegeropfer speziell gedachte, eines Studenten der juristischen Fakultät, der als Hilfsarbeiter in der Firma Himmelsbach sein Lebensende fand. Dieser wurde damit in die Liste der mehr als 500 bis Ende des Krieges gefallenen Studenten der Alberto-Ludoviciana eingetragen.¹⁹ Auch in anderem Zusammenhang hatte sich die Freiburger Universität schon als Rückgrat des Krieges erwiesen. Universitätsräume wurden für Lazarette, Schulclassenzimmer und andere Kriegszwecke freigemacht. Studentinnen und Studenten wie der bei Himmelsbach gefallene, die nicht an der Front verwendungsfähig waren, stellten sich freiwillig oder als Hilfsdienstpflichtige in Handel, Industrie und Landwirtschaft zur Verfügung. Darüber hinaus war die Universität, vor allem ihr Lehrkörper, wohl des Krieges prominenteste moralisch-geistige Stütze in Freiburg. In Eingaben, Aufrufen und Veranstaltungen zugunsten der Kriegsanleihen und anderer patriotischer Aktionen, in wissenschaftlichen Vorträgen, vaterländischen Versammlungen und in der Führung der Freiburger „nationalen“ Vereine standen bekannte Wissenschaftler der Universität – u. a. die Historiker Georg von Below und Heinrich Finke, der Psychiater Alfred Hoche und der Mathematiker Lothar Heffter (der die Universität auf dem Hauptfriedhof vertrat) – an der Spitze jener Kräfte, die den Krieg von Anfang an als einen ruchlosen Überfall, die letzte Herausforderung und Prüfung der deutschen Nation darstellten, während sie einen Siegfrieden mit entsprechenden Annexionen als Lohn für die vom deutschen Volk erlittenen Kriegsoffer verlangten.

Der Auftritt Heffters auf dem Friedhof sollte also nicht nur den gefallenen Studenten ehren, sondern auch einer bestimmten Darstellung des Krieges Geltung verleihen. Dabei wurde Heffter gute Gesellschaft geleistet, denn die meisten anderen Würdenträger auf dem Hauptfriedhof hatten sich in der Verbreitung eben dieses Kriegsbildes kaum weniger exponiert. Diese Proposition galt vor allem den Kirchenführern, besonders den evangelischen. Es war nur angemessen, daß die auf dem Friedhof versammelten Geistlichen beider Konfessionen den Opfern zahlenmäßig überlegen waren. Damit wurde auch der tiefere Zweck der Veranstaltung angedeutet. Es ging um eine Verkündung von Einheit, gegenseitigem Vertrauen und Durchhalten bis zum Sieg. „Nie haben wir es so tief gefühlt, wie in diesem Krieg“, sagte der Dompfarrer, „daß wir alle Menschen, Brüder, eine Familie sind.“ Dieser Gedanke, auf Freiburg gemünzt, wurde von Himmelsbach, der sich „wie ein Vater an

der Bahre seiner Kinder“ fühlte, weitergeführt. „Das Vertrauen auf die gerechte Sache und die tüchtige Heeresleitung würden“, so der Bericht seiner Ansprache, „alle aufrechterhalten und ermutigen, weiter zu arbeiten bis zum guten Ende, bis unsere Mitarbeiter aus dem Felde alle ehrenvoll und siegreich zurückgekehrt seien.“²⁰ Als am Schluß der Feier ein Sonnenstrahl – so weiter der Bericht – „verklärend auf die blühenden Blumen“ fiel, wurde die Bestattung der Freiburger Fliegeropfer nun auch förmlich zu einem feierlichen Bekenntnis der bürgerlichen Solidarität erhoben.

Die symbolische Bedeutung der Szene auf dem Freiburger Hauptfriedhof kann man erst recht verstehen vor dem Hintergrund der wachsenden sozialpolitischen Spannung in der Stadt in den letzten Jahren des Krieges. Trotz der in einem wichtigen Belang günstigen Lage der Stadt, die weitgehend von der umliegenden Landwirtschaft versorgt werden konnte, führte die immer schwerer wiegende Knappheit an Lebensmitteln und Brennstoffen zu offener Unzufriedenheit, die wesentlich durch den weit verbreiteten Eindruck genährt wurde, daß die öffentliche Versorgung ungerecht und zugunsten der wohlhabenden Kreise durchgeführt wurde. Die Ressentiments der Armen, die 1916 die amtliche Bezeichnung „Minderbemittelte“ bekamen und die bis Kriegsende eine deutliche Mehrheit der Einwohnerschaft in Freiburg ausmachten, fanden ihren Ausdruck in wilden Versammlungen am Marktplatz und beim Lebensmittelamt und in einer steigenden Zahl von Delikten, vor allem in der zunehmenden Kellerdiebstahlsfrequenz in der vornehmen Nachbarschaft der Wiehre.²¹ Waren all diese Erscheinungen als Symptome eines schleichenden Legitimitätsverlustes des Staates aufzufassen, so trug die Gründung der Freiburger Vaterlandspartei durch Universitätsgelehrte im September 1917 erheblich zur weiteren Politisierung der sozialen Spannungen bei.²² Den Gegenpol zu den gelehrten Patrioten bildete die Freiburger Sozialdemokratie, die sich auch in der katholischen Arbeiterbewegung eines wachsenden Einflusses erfreute und von denen viele unter der Führung des Arbeitersekretärs mit der USPD sympathisierten. Bis Spätsommer 1918 waren die Zeichen unübersehbar, daß Freiburg dem Ende nahe war. Im selben Augenblick, als die Freien Gewerkschaften den Generalstreik androhten, wurde die nunmehr erschöpfte Stadt von epidemischen Krankheiten, sowohl der Diphtherie als auch der sogenannten spanischen Grippe, heimgesucht.

Für die Militärgeschichte sind diese Freiburger Geschichten, die in der Szene auf dem Hauptfriedhof kumulierten, von direktem Belang, und zwar in zweifacher Hinsicht. Erstens zeigten sie, wie sich die Konsequenzen des Kriegs – sowohl die mittelbaren als auch die unmittelbaren – intensiv und allumfassend auf die Stadt auswirkten. Keine Phase des Lebens blieb unberührt von diesem Konflikt, dessen Folgen sich gleichermaßen in der sozialwirtschaftlichen Entwicklung, Politik und Kultur niederschlugen. Der Krieg prägte Tod und Krankheit in Freiburg, Haß und Liebe, Kindheit und Alter, auch die Wahrnehmung von heiß und kalt, nah und fern. Der Einfluß des Krieges war für jeden körperlichen Sinn spürbar, ob im kohlenknappen Winter 1916/17, im Geräusch der Artilleriegefechte, auf verdunkelten Straßen – die manchen Beobachter an vormoderne Zeiten erinnerten – oder im nie völlig zu verhüllenden Geschmack der kaum minder geschmähnten als verzehrten Steckrübe. Schon vom unbegrenzten Ausmaß der Kriegsfolgen her ist es deshalb kaum übertrieben, von einem „totalen Krieg“ zu reden.

Zweitens muß aber betont werden, daß die Trennung zwischen Front und Heimat im doppelten Sinn unhaltbar ist, nicht nur hinsichtlich der vom Krieg ausgelösten Folgen für diejenigen, die zurückblieben oder heimkehrten. Die Folgen des Krieges wirkten in beiden Richtungen. Will man das militärische Ergebnis dieses Konfliktes erklären, ist eine Analyse der Heimatzustände wohl relevanter als eine Auseinandersetzung mit den taktischen oder strategischen Fehlern der deutschen militärischen Führung.²³ Man braucht nicht der Dolchstoßlegende Glauben zu schenken, um die ungeheure Bedeutung der Heimat für den operativen Erfolg der Feldarmeen zu erkennen. In Freiburg herrschten im Herbst 1918, wie ein städtischer Beamter vermerkte, „die gänzlich in Verwirrung geratenen wirtschaftlichen Verhältnisse [und] die immer stärker in Erscheinung tretende Erschöpfung aller unser Nahrungs- und Rohstoffvorräte“.²⁴ Dieser Zustand, der auch zahllose andere deutsche Orte charakterisierte, die den Krieg jeweils auf ihre besondere Art und Weise erlebt hatten, fand seinen direkten Niederschlag in den entscheidenden Schlachten des letzten Kriegsjahres, als eine klaffende Lücke entstand zwischen den grandiosen operativen Zielen der OHL und den zur Verfügung stehenden Mitteln, sowohl den menschlichen als auch den materiellen. Auch mit Hinsicht auf das Ausmaß, in dem die Frontkämpfer auf die Unterstützung der Heimat angewiesen waren, kann man also von einem „totalen Krieg“ reden. Der Schluß liegt nahe: Der totale Krieg erfordert die totale Geschichte. Sonst ist die Geschichte dieses Krieges nicht zu verstehen.

Hier ist schließlich aber ein methodologischer Vorbehalt zu verzeichnen, der einer gewissen Skepsis am Begriff des totalen Krieges entspringt.²⁵ Die saubere Trennung von Front und Heimat ist ein historischer Mythos, den auch der Begriff des totalen Krieges weitgehend untermauert hat. Die Überzeugung, daß jegliche Kriegsführung schwerwiegende, umfassende Folgen für ZivilistInnen in der Heimat mit sich bringt und daß der Krieg nicht ohne ihre intensive Unterstützung geführt werden kann, sind keine Erfindungen des zwanzigsten Jahrhunderts und der ihm angeblich eigenen totalen Kriegesform. Der totale Krieg, könnte man sagen, stellt eher eine quantitative als eine qualitative Übersteigerung der Mechanismen und Tendenzen dar, die den Krieg seit jeher geprägt haben. Der Krieg ist eine Erscheinung, die stets – ob im zwanzigsten Jahrhundert oder, wie wir spätestens seit Hans Delbrück wissen, im fünften Jahrhundert v. Chr. – in einem breiteren sozialwirtschaftlichen, politischen und kulturellen Kontext verankert ist.

Ebenso ist die Militärgeschichte fest in einem größeren geschichtswissenschaftlichen Kontext verankert. Sie ist ein großer Bereich, in dem nicht nur die HistorikerInnen zuhause sind, die sich vornehmlich der Operationsgeschichte widmen, sondern auch diejenigen, die sich für die historischen Voraussetzungen und Folgen dieser Operationen in Politik, Gesellschaft und Kultur interessieren. Ihr gemeinsames Betreiben sollte aber vor allem durch das akute Bewußtsein der mehrfachen Interdependenzen zwischen Krieg und Kontext, oder wenn man so will, zwischen „événement“ und „conjuncture“ gekennzeichnet werden. In diesem Bestreben kann die Militärgeschichte in all ihren Zweigen, gleichgültig ob sie ihren Gegenstand in der modernen oder der vormodernen Zeit findet, erst recht den Anspruch erheben, totale Geschichte zu sein.

Anmerkungen

- ¹ Die Bestattung der Fliegeropfer. In: Freiburger Zeitung, 18.4.17; Die Beerdigung der Fliegeropfer. In: Freiburger Tageblatt, 18.4.17. Auch für die Zitate im nächsten Absatz.
- ² OSKAR HAFFNER: Flieger über Freiburg 1914–1918. Freiburg 1926; WOLFGANG HERTERICH: Bomben auf Freiburg 1914 bis 1918. In: Freiburger Almanach 1984, S. 107–113; GERD R. UEBERSCHÄR: Freiburg im Luftkrieg 1939–1945. Freiburg und Würzburg 1990, S. 38–48; CHRISTIAN GEINITZ: Der vergessene Krieg. Strategische Bombenangriffe auf Freiburg im Ersten Weltkrieg. In: CHRISTIAN GEINITZ u. a.: Kriegsgedenken in Freiburg. Trauer Kult Verdrängung. Freiburg 1995, S. 89–130.
- ³ LORENZ WERTHMANN: Die Freiburger Lazarette im Völkerkrieg 1914/15. Freiburg 1915; MATHIAS CLODIUS: Die Lazarettstadt Freiburg i. Br. 1870–1945. Ein Beitrag zum Kriegslazarettwesen in Deutschland (Diss. Phil. Med.). Freiburg 1992.
- ⁴ Stadtarchiv Freiburg (zit. StadtAF), C3/775/7: Lazarett Betriebsberichte des Roten Kreuzes 1914/18.
- ⁵ Zit. nach CHRISTIAN GEINITZ: Kriegsfurcht und Kampfbereitschaft. Das Augusterlebnis in Freiburg. Eine Studie zum Kriegsbeginn 1914. Essen 1998, S. 295.
- ⁶ StadtAF, C3/142/4: Städtisches Arbeitsamt Freiburg im Breisgau, Geschäftsbericht für das Jahr 1917.
- ⁷ GEINITZ (wie Anm. 5), S. 304–350.
- ⁸ Generallandesarchiv Karlsruhe (zit. GLA), 456 F8/482: Liste der in der Sitzung des Feststellungsausschusses Karlsruhe vom 4. 3. 18 als kriegswichtig anerkannten zur bad. Holzlieferervereinigung für Heereszwecke Freiburg gehörenden Betriebe; GLA, 455/1991/49: Gebr. Himmelsbach an Gewerbeaufsichtsamt, 10. 6. 17.
- ⁹ GLA, 456 F8/482: Verzeichnis derjenigen Betriebe, welche vom Feststellungsausschuß Karlsruhe ... als kriegswichtig anerkannt worden sind. Vgl. dazu im allgemeinen HERMANN SCHÄFER: Regionale Wirtschaftspolitik in der Kriegswirtschaft. Staat, Industrie und Verbände während des Ersten Weltkrieges in Baden. Stuttgart 1983.
- ¹⁰ GERHART VON SCHULZE GAEVERNITZ: Wovon lebt Freiburg? Freiburg 1911; vgl. Geschichte der Stadt Freiburg im Breisgau. Hg. v. HEIKO HAUMANN und HANS SCHADEK. 3 Bde., Stuttgart 1992–1996, Bd. 3 (1992), S. 165–254.
- ¹¹ BERND ROMSWINKEL: Kleingewerbe und Kriegswirtschaft. Eine Studie zur Situation der Handwerker und Kleinhändler in Freiburg im Breisgau während des Ersten Weltkriegs (Magisterarbeit). Freiburg 1988; GEORG SCHALK: Das Handwerk in Freiburg i. Br. Eine Monographie über die Entwicklung und die Lage des Handwerks der Stadt Freiburg in der letzten Vergangenheit (Diss. rer. pol.). Freiburg 1921.
- ¹² Geschäftsbericht der Handwerkskammer Freiburg für die badischen Kreise Freiburg, Lörrach und Offenburg im Breisgau für die Zeit vom 1. April 1914 bis 31. März 1919 (Kriegsbericht). Freiburg 1919, S. 103–109.
- ¹³ StadtAF, C3/589/1: Ehrler an Stadtrat, 22. 9. 17.
- ¹⁴ Geschäftsbericht (wie Anm. 12), S. 84–85. Die Betriebsstatistik wurde auf der Grundlage der Adreßbücher und der polizeilichen Meldekartei zusammengestellt.
- ¹⁵ StadtAF, C3/590/2: Ehrler an Stadtrat, 12. 4. 18; Statistischer Jahresbericht der Stadt Freiburg im Breisgau für die Jahre 1913–1918. Freiburg 1920, S. 5. Die Haushaltsstatistik wurde ebenfalls auf der Grundlage der Adreßbücher und der polizeilichen Meldekartei zusammengestellt.
- ¹⁶ Die Zahl der Haushalte der öffentlichen ArbeiterInnen stieg um 20 % im Verlauf des Krieges im Vergleich zu einem allgemeinen zahlenmäßigen Rückgang der Freiburger Haushalte von 5 %.
- ¹⁷ StadtAF, C3/142/4: Städtisches Arbeitsamt, Geschäftsbericht 1917; vgl. Geschichte der Stadt Freiburg (wie Anm. 10), Bd. 3, S. 255–265.
- ¹⁸ StadtAF, C3/782/3. Stadtratsbeschluß vom 30. 1. 18.
- ¹⁹ Freiburger Ehrenbuch des Weltkriegs. Hg. v. WILHELM FLADT. Freiburg 1930.
- ²⁰ Freiburger Tageblatt, 18. 4. 17.
- ²¹ Diesem Schluß liegt eine Datenbank sämtlicher veröffentlichter Polizeiberichte zugrunde.

- ²² KLAUS-PETER MÜLLER: Politik und Gesellschaft im Krieg. Der Legitimitätsverlust des badischen Staates 1914–1918. Stuttgart 1988.
- ²³ vgl. im allgemeinen ROGER CHICKERING: Imperial Germany and the Great War. Cambridge 1998.
- ²⁴ StadtAF, C3/142/4: Städtisches Arbeitsamt, Geschäftsbericht 1918.
- ²⁵ ROGER CHICKERING: Total War. The Use and Abuse of a Concept. In: Anticipating Total War: The German and American Experiences 1871–1914. Hg. v. MANFRED BOEMEKE u. a. Cambridge 1999.

Die Evangelische Kirche im Nationalsozialismus

Erfahrungen der Kirchengemeinde Sulzburg

Von
REINHARD MIELITZ

Den freiwilligen Wechsel der Deutschen aus dem demokratischen Staat, der Weimarer Republik hieß (1919–1933), in die nationalsozialistische Diktatur können wir heute nur noch verstehen, wenn wir in die Geschichte blicken. Daß ein sehr großer Teil der Menschen, die den christlichen Kirchen, der evangelischen wie der katholischen, angehörten, diesen Übergang begrüßt hat, wollen wir nicht gerne hören und mögen wir nicht glauben. Es ist aber so, und es läßt sich auch erklären.

Während kirchentreue Katholiken bis 1933 durch die offiziellen Erklärungen ihrer Kirche auf Distanz zur NSDAP als Partei gehalten wurden, waren die Protestanten, die keine hierarchisch-autoritäre Kirche kennen, zunächst anfälliger. Als aber die NSDAP begann, unmittelbar in das kirchliche Leben einzugreifen und sich in Glaubensfragen einzumischen, entstanden in den protestantischen Kirchen unbeugsame Widerstandsgruppen, denen auch Menschen angehörten, die sich den NS-Ideen zunächst geöffnet hatten. Die Widerstandskraft der „Bekennenden Kirche“ hat die NSDAP bis zu ihrem Ende nicht überwinden können.

Warum waren viele Protestanten, auch Landesbischöfe, zunächst so anfällig für nationale, völkische und autoritäre Tendenzen?

Im „heiligen römischen Reich deutscher Nation“ waren die Evangelischen unter dem katholischen Habsburger Kaiserhaus eine Minderheit. Sie waren außerdem in über zwanzig mehr oder weniger kleine Landeskirchen zerteilt. Der große geistliche Aufbruch der Reformation war im Laufe der Jahrhunderte in der Enge des Landeskirchenalltags erstickt, ähnlich wie der politische Aufbruch der Freiheitskriege und der 48er Revolution in Kleinstaaterei und Restauration erlahmte.

Das Bismarck-Reich von 1871 war zwar nicht demokratisch und auch nur ein „kleindeutsches“ Reich, aber es war ein Nationalstaat, und es gewann unter Bismarck politische Größe und Ansehen und später unter Wilhelm II. militärische und wirtschaftliche Macht und nationalen Glanz und Pathos. Und dieses Preussen-Deutschland mit seinem protestantischen Kaiserhaus wurde von den evangelischen Kirchen als protestantischer Staat empfunden. Als dieses Reich durch völlige Überschätzung seiner wirklichen Kraft am Ende des ersten Weltkriegs zusammenbrach, war es vorbei mit Glanz und Gloria, mit Nationalstolz und Monarchie.

Sozialisten, Liberale und Katholiken unterschrieben den Vertrag von Versailles, das „Schanddiktat“. Und sie wurden von den Konservativen und Monarchisten als

„Vaterlandsverräter“, „Novemberverbrecher“ und „Erfüllungspolitiker“ verächtlich gemacht.

Die durch große Gebietsabtretungen, Reparationszahlungen und die „Kriegsschuldfrage“ gedemütigte Republik stolperte durch schwere Krisen, Putschversuche von rechts und links, eine verheerende Inflation und ständige Regierungswechsel, und sie endete schließlich in der Weltwirtschaftskrise. Dieser Staat und diese Staatsform konnten in der deutschen Bevölkerung kein Ansehen gewinnen, konnten den Deutschen ihr gebrochenes Selbstbewußtsein nicht wiedergeben.

Nur wenige große Geister und Teile der deutschen Arbeiterbewegung entwickelten aus den Erfahrungen des fürchterlichen ersten Weltkriegs Ideen von Völkerverständigung, europäischer Einheit, Pazifismus und demokratischer Kontrolle der Macht.

Die große Mehrheit des Bürgertums, die Bauern und vor allem die Akademiker, die sich voll mit dem Kaiserreich identifiziert hatten, sehnten sich zurück nach dem Glanz des starken Staates und der nationalen Größe. Daß aus einem nationalsozialistischen Staat eine Diktatur mit einem rücksichtslosen Totalitätsanspruch werden würde, konnten sich gerade die Protestanten aus den Erfahrungen mit ihren evangelischen Landesherrn am wenigsten vorstellen. Sie sahen die Gründe für das Elend im Liberalismus, in der Parteiendemokratie, im Internationalismus der Kultur und im „Weltjudentum“. Deutschlands Wiederaufstieg erhofften sie von der Stärkung des „deutschen Geistes“, „deutscher Frömmigkeit“, der Erneuerung völkischer Kultur, der Abkehr von allem Fremden und einem biologischen Rassegedanken, der einen aggressiven Antisemitismus entwickelte.

Diese Welle nationalkonservativen Denkens spülte auch den Nationalsozialismus nach oben und brachte Hitler im September 1930 seinen sensationellen Wahlerfolg.

In den evangelischen Gebieten und unter der evangelischen Bevölkerung war die nationalkonservative Bewegung besonders stark. Auch die evangelischen Pfarrer waren meist schon in ihren studentischen Korporationen stark deutschnational geprägt. Sie hatten 1918 mit dem Ende der Monarchie, mit der Abdankung des Kaisers und der deutschen Fürsten auch ihre kirchliche Obrigkeit verloren.

Die neue Obrigkeit bestand aus Demokraten, die aus der SPD, der DDP und dem Zentrum kamen, und also sozialistisch, vielleicht sogar atheistisch, liberal oder katholisch waren. Damit taten sich die Kirchen schwer. Und das Erscheinungsbild des neuen Staates war nicht geeignet, das Mißtrauen zu überwinden.

Parallel zu den Überlegungen über eine politische Reichsreform wurde Anfang der 30er Jahre eine kirchliche Verfassungsreform geplant, die im Juli 1933 zu einer Kirchenverfassung mit einer „Reichskirche“, einem „Reichsbischof“ und einer ersten deutschen Nationalsynode im September 1933 in Wittenberg führte.

In diese Richtung waren die evangelischen Landeskirchen energisch von den völkischen, nationalen und nationalsozialistischen Gruppen in der Kirche gedrängt worden, die sich als „Glaubensbewegung Deutsche Christen“ zusammengeschlossen hatten.

Die NSDAP hat 1932 die „Deutschen Christen“ kräftig gefördert, weil Hitler, um die Reichstagswahlen zu gewinnen, unbedingt Stimmenanteile aus dem nationalkonservativen Lager zu sich herüberziehen wollte. Das gelang ihm auch. Bei den

preussischen Kirchenwahlen 1932 gewannen die „Deutschen Christen“ mit ihrem Bekenntnis zu „positivem Christentum“ und „artgemäßen Christenglauben“ etwa ein Drittel aller Mandate, in vielen Gebieten deutlich mehr.

Auch in anderen Landeskirchen, so auch in Baden, entstanden deutschchristliche Gruppen. Parolen der „Deutschen Christen“ zeigten unmißverständlich ihre Nähe zur NSDAP. So hieß es z. B.: Die NS-Partei bedürfe „eines starken Christentums wenn sie über Begeisterung hinaus zu Geist und Tat und Ewigkeit durchdringen soll“. Die Kirche bedürfe einer „Verbundenheit mit den von Gott geschenkten Werten: Volkstum, Rasse und Freiheit, wenn sie die ihr vom Herrn der Geschichte zugewiesene Aufgabe erfüllen“ wolle. „Kein Reich Gottes ohne das Vaterland.“¹

Als Hitler am 30. Januar 1933 Reichskanzler wurde und die braunen Kolonnen durch das Brandenburger Tor marschierten, wurde in Kanzelabkündigungen der „Dank für die nationale Erhebung“ ausgesprochen und die „Geisteswende“ mit der Reformation verglichen. „... in bewußtem Gottesglauben (würde die neue Reichsregierung d. Vf.) auf dem Trümmerfeld der unseligen November-Revolution des Jahres 1918 ein neues, freies, geeintes Deutschland aufzubauen.“²

Hitler, der die katholische Kirche wegen ihrer perfekten hierarchischen Organisation bewunderte, hatte überhaupt kein Verständnis für die Kraft des christlichen Glaubens und die Unbeugsamkeit eines christlichen Gewissens.

Er ernannte den Wehrkreispfarrer Ludwig Müller zu seinem Beauftragten für Kirchenfragen. In einer Art Handstreich wurde für die preussischen Landeskirchen ein Staatskommissar eingesetzt (Mai 1933), der sofort alle gewählten Kirchenvertretungen auflöste und die Mitglieder des Oberkirchenrats beurlaubte. Alle wichtigen Stellen wurden mit Angehörigen der „Glaubensbewegung Deutsche Christen“ besetzt. Die Kirche sollte zentralisiert und dann wie andere Organisationen „gleichgeschaltet“ werden. Auf der ersten deutschen Nationalsynode im September 1933 in Wittenberg wurde Ludwig Müller als Reichsbischof nominiert und von den 60 Synodalen, die fast alle „Deutsche Christen“ waren, durch ein lautes „Ja“ bestätigt.

Die „Deutschen Christen“ überspannten den Bogen aber völlig, als sie in einer riesigen „volksmissionarischen“ Veranstaltung am 13. November 1933 vor 20.000 Versammelten im Berliner Sportpalast erklärten:

„Wir sind als nationalsozialistische Kämpfer gewohnt, das Ringen um die Gestaltung einer großen Idee nicht mit einem faulen Frieden abzubrechen ...

Wir erwarten, daß unsere Landeskirche als eine deutsche Volkskirche sich frei macht von allem Undeutschen in Gottesdienst und Bekenntnis, insbesondere vom Alten Testament und seiner jüdischen Lohnmoral. Wir fordern, daß eine deutsche Volkskirche ernst macht mit der Verkündigung der von aller orientalischen Entstellung gereinigten schlichten Frohbotschaft und einer heldischen Jesus-Gestalt als Grundlage eines artgemäßen Christentums, in dem an die Stelle der zerbrochenen Knechtsseele der stolze Mensch tritt, der sich als Gotteskind dem Göttlichen in sich und in seinem Volke verpflichtet fühlt.

Wir bekennen, daß der einzige wirkliche Gottesdienst für uns der Dienst an unseren Volksgenossen ist, und fühlen uns als Kampfgemeinschaft von unserem Gott verpflichtet, mitzubauen an einer wehrhaften völkischen Kirche, ..., die allein dem Totalitätsanspruch des nationalsozialistischen Staates gerecht wird.“³

In den evangelischen Landeskirchen brach daraufhin ein Sturm der Entrüstung los. Die schon bestehenden Widerstandsgruppen gegen die nationalsozialistischen Eingriffe in kirchliche Unabhängigkeit und Bekenntnisfragen wuchsen schnell an. Der Pfarrernotbund unter Martin Niemöllers Leitung, der sich bisher von allem gegen das Übergreifen des Antisemitismus in den kirchlichen Bereich gewehrt hatte, protestierte heftig. Auch Nationalsozialisten wandten sich gegen diese Form der Bekenntnisverletzung.

Der Reichsbischof mußte zurückstecken und seine offizielle Verbindung zu den „Deutschen Christen“ lösen. Die Parteiführung hatte sich schon vorher etwas abgesetzt, um die Unruhe in Partei und Bevölkerung zu dämpfen.

Die Spaltung in der deutschen evangelischen Kirche war aber längst vollzogen. In Gemeinden und Landeskirchen schlossen sich die Christen gegen die Irrlehren und die Rechtsbrüche der deutschchristlichen Pfarrer und der nationalsozialistisch beherrschten Kirchenleitungen zu Bekenntnisgemeinden und der „Bekennenden Kirche“ zusammen. Sie stellten ihr Bekenntnis vor alle politischen oder kirchenorganisatorischen Fragen und bildeten Notbünde.

Reichsbischof, Reichsregierung und Partei setzten aber ihre Versuche fort, die noch intakten Gemeinden und Landeskirchen „gleichzuschalten“. Sie arbeiteten dazu mit Intrigen, Druck und Terror. Damit scheiterten sie in Hannover und Westfalen, besonders aber in Württemberg und Bayern völlig. Pfarrer und Gemeindeglieder bekannten sich offen und demonstrativ zu ihrem Bekenntnis und zu ihren Landesbischöfen, die zeitweise unter Hausarrest standen.

In den von den „Deutschen Christen“ beherrschten Gemeinden und Landeskirchen bildeten sich oppositionelle Kirchenleitungen der Bekennenden Kirche, die sich Bruderräte nannten. Der „Reichsbruderrat“ war die „Vorläufige Kirchenleitung“ der Deutschen Evangelischen Kirche. Finanzielle Macht und staatliche Unterstützungen, blieb aber bei den offiziellen, von den „Deutschen Christen“ beherrschten Kirchenleitungen.

Im Mai 1934 versammelten sich in Barmen die Vertreter aller bekennenden Gruppen, Gemeinden und Landeskirchen zu einer Reichsbekenntnissynode. Dieser Synode fehlte zwar eine formale juristische Grundlage. Sie formulierte aber in 6 Thesen eine „Theologische Erklärung“, die für lutherische, reformierte und unierte Protestanten zu einem Bekenntnis wurde, das sie im Widerstand gegen alle Irrlehren verband, und das noch heute zu den Grundlagen der „Evangelischen Kirchen in Deutschland“, der EKD, gehört.

These 1 und These 5 zusammen bestimmen das Verhältnis von Kirche und Staat zueinander.

These 1 stellt die Kirche allein auf Gottes Wort und macht sie frei von allen ideologischen Ansprüchen von außen.

„Jesus Christus, wie er uns in der heilige Schrift bezeugt wird, ist das eine Wort Gottes, das wir zu hören, dem wir im Leben und im Sterben zu vertrauen und zu gehorchen haben.

Wir verwerfen die falsche Lehre, als könne und müsse die Kirche als Quelle ihrer Verkündigung außer und neben diesem einen Wort Gottes auch noch andere Ereignisse und Mächte, Gestalten und Wahrheiten als Gottes Offenbarung anerkennen.“

These 5 erkennt die Notwendigkeit des Staates und seine ihm gegebenen Aufgaben an, zieht ihm aber gleichzeitig seine absolute Grenze.

„Die Schrift sagt uns, daß der Staat nach göttlicher Anordnung die Aufgabe hat, in der noch nicht erlösten Welt, in der auch die Kirche steht, nach dem Maß menschlicher Einsicht und menschlichen Vermögens unter Androhung und Ausübung von Gewalt für Recht und Frieden zu sorgen. Die Kirche erkennt in Dank und Ehrfurcht gegen Gott die Wohltat dieser seiner Anordnung an. Sie erinnert an Gottes Reich, an Gottes Gebot und Gerechtigkeit und damit an die Verantwortung der Regierenden und Regierten. Sie vertraut und gehorcht der Kraft des Wortes, durch das Gott alle Dinge trägt.

Wir verwerfen die falsche Lehre, als solle und könne der Staat über seinen besonderen Auftrag hinaus die einzige und totale Ordnung menschlichen Lebens werden und also auch die Bestimmung der Kirche erfüllen.

Wir verwerfen die falsche Lehre, als solle und könne sich die Kirche über ihren besonderen Auftrag hinaus staatliche Art, staatliche Aufgaben und staatliche Würde aneignen und damit selbst zu einem Organ des Staates werden.“

Da der NS-Staat den Menschen aber total, mit Leib und Seele forderte, war der Kampf zwischen Staats- und Führergläubigkeit und Christenglauben unvermeidbar.

*

Ganz sicher hat der Kirchenkampf, – die tiefgreifenden Auseinandersetzungen zwischen Partei, Staat und deutschchristlichen Kirchenleitungen auf der einen Seite, und der Bekennenden Kirche auf der anderen Seite –, auch ein so stilles Landstädtchen wie Sulzburg berührt. Was in Berlin von der nationalsozialistischen Reichskirchenregierung an christlich verbrämten, markigen Parolen für die evangelischen Christen ausgegeben wurde, leitete der badische Landesbischof in die Gemeinden weiter. Auf seine Anordnung wurde am Sonntag, dem 19. November 1933 folgender „Aufruf der Reichskirchenregierung zur Volksmission“ als Kanzelabkündigung von allen badischen Kanzeln, mit Sicherheit also auch in Sulzburg, verlesen. (Der Text wurde gekürzt. d. Vf.)

„Deutsche evangelische Volksgenossen!

Als unter Adolf Hitlers Führung Deutschland sich aufmachte, EIN Volk zu werden, da riß die ungestüme Kraft dieses Aufbruchs auch die evangelischen Kirchen mit, ... sie schlossen sich zusammen zur EINEN deutschen evangelischen Kirche – zum ersten Mal feierte so EINE deutsche Kirche ein großes Lutherfest. (150. Geburtstag d. Vf.) Aus dem Gedenktag ... wird das Weihefest für ein neues Haus der deutschen Kirche Martin Luthers. Dieser Tag soll zugleich der Anfang eines gemeinsamen Werkes sein. Groß steht vor uns die Aufgabe, die die gegenwärtige deutsche Schicksalsstunde unserer Kirche stellt. Es gilt den entscheidenden Kampf um die Seele des deutschen Volkes. Die Stunde der Volksmission ist da ...

Den arbeitenden Männern in unserem Volke, gleichviel welchen Standes, soll ihr Beruf wieder Gottesdienst werden, und die Kirche muß mithelfen, daß Gerechtigkeit, Friede und Freude in den Beziehungen der deutschen Menschen untereinander herrscht.

Die Frauen und Mütter sollen aus einem wahrhaft priesterlichen Herzen ihr Haus mit christlichem Geist erfüllen und ihre Kinder frei und fröhlich zu Christenmenschen erziehen.

Lehrer und Jugendführer sollen in Schule und Arbeitsdienst, in SA und HJ das junge Deutschland zur Erfurcht vor Gott und zu mannhafter Frömmigkeit führen. ...

Die Führer der Kirche gehen voran. ...

Sie (die Kirche) wird sich niemandem aufdrängen, ... wo ihr aber Gottlosetum und Neuheidentum und unchristliches Wesen entgegentreten, da wird diese neue Kirche mannhaft das Schwert des Geistes führen, nicht nur zur Verteidigung der ihr heiligen Güter, sondern zum Angriff gegen jede Zerstörung und Zersetzung. Und die Kirche wird wieder lernen, daß ihr Glaube weltüberwindend ist.

In diesem Sinn und Geist rufe ich Euch, evangelische Volksgenossen jeden Alters und jeden Standes, auf: helft mit bei diesem großen Werk der Volksmission! Haltet Euch bereit, wenn wir Euch rufen,... laßt uns in treuer Kameradschaft des Glaubens zusammenstehen! Zumal Ihr evangelischen Männer der SA, SS, des Stahlhelms, und Ihr von der nationalsozialistischen Jugend. – Ihr wißt, der Führer ruft nach diesem Dienst der Kirche im dritten Reich – enttäuschen wir ihn nicht!

Baut mit uns die deutsche Volkskirche – kämpft mit! Das Gesicht des neuen Deutschland soll das eines christlichen Volkes sein!

Berlin, den 10. November 1933 i. A. gez. Hossenfelder, Kirchenminister“

Allein diese Sprache ist für uns heute unerträglich, die wir den Mißbrauch all dieser „hehren Worte“ als Phrasen zur Verführung eines durch den verlorenen ersten Weltkrieg gedemütigten Volkes und einer glaubensbereiten Jugend erlebt haben.

Nur wenige, die diese Abkündigung von der Sulzburger Kanzel gehört haben, werden die Verlogenheit dieser Worte durchschaut haben. Der „Kampf um die Seele des deutschen Volkes“ sollte in eine ganz andere Richtung gehen. „Die Zeit des Terrors“ gegen Andersdenkende innerhalb und außerhalb der Kirche begann gerade mit voller Wucht. „Neuheidentum“ breitete sich aus, und der Führer rief zu einem ganz anderen Dienst. Wie aber sollte das einfache Gemeindeglied diesem „Trommelfeuer“ nationaler Phrasen widerstehen?

Der Landesbischof fügte in einer Ausführungsbestimmung vom 21.11.1933 hinzu: „Kirchliche Stoßtrupps aus freiwilligen Kräften sind zu gründen, die planmäßig Schlepperdienste an denen leisten, die dem gottesdienstlichen Leben entfremdet sind.“

Er ordnete an, daß in jeder Kirchengemeinde in diesem Winter mindestens drei volksmissionarische Vorträge zu halten seien und fügte die aus Berlin mitgelieferte Themenliste bei. Darin wird u. a. aufgeführt:

Gott oder Schicksal.

Mythos und Offenbarung.

Blut, Boden und Rasse im Licht des Evangeliums.

Entartung, Vererbung und Erbsünde.

Der arische Christus.

Rechtfertigung oder Selbsterlösung (der heldische Mensch).

Kirche und Arierparagraph.

Christuskreuz und Hakenkreuz (Reich Gottes und 3. Reich).

Der totale Staat und der Totalitätsanspruch Gottes.

In unserer Akte sind mit Bleistift hinter die einzelnen Themen schon die vorgesehenen Referenten notiert.

Nun möchte man annehmen, daß das alles in unserem friedlichen Markgräflerland nicht so hohe Wellen geschlagen hat. Damit aber muß man vorsichtig sein.

Der Landesbischof hatte zur Beförderung der Volksmission für jeden Kirchenbezirk „Bezirkskirchenältestentage“ angeordnet. Am 11. Februar 1934 kamen zu einem solchen Tag etwa 150 Kirchenälteste aus dem Bezirk in Müllheim zusammen, wie die „Markgräfler Nachrichten“ berichten. Als Vertreter des Landesbischofs sprach Oberkirchenrat Voges / Karlsruhe, der Landesvorsitzende der „Glaubensgemeinschaft Deutsche Christen“ über das Thema „Das Evangelium im Dritten Reich.“ Voges ermahnte die Kirchenältesten zu harter Arbeit. „Es genügt nicht, daß andere für uns geschafft haben, daß SA und SS ihr Leben für uns, für die Kirche gelassen haben.“ Der Pflug sei ins Erdreich gestoßen, nun sei es Sache der Kirchenältesten, Furchen zu ziehen, gerade und tief. ... Über eine Verbindung von Nationalsozialismus und Protestantismus könne nur der urteilen, der beides in sich trage: Martin Luther und Adolf Hitler.

„Nationalsozialismus und Protestantismus sind zwei Erscheinungen, die man nicht einfach addieren kann. ... Beide Gebilde sind Pfeile in Gottes Hand, die in der gleichen Richtung dem gleichen Ziel zufliegen.“ ... „Nationalsozialismus ist eine Vertrauens- und Glaubensbewegung. Das zeige deutlich der Hintergrund der Reden Adolf Hitlers. Hier ist der Einbruch des Evangeliums lebendig geworden. So zeigen sich immer und überall wesensverwandte Züge zwischen Nationalsozialismus und Christentum.“

Mit welchen Gedanken mögen die Kirchenältesten und Pfarrer nach dieser Rede in ihre Gemeinden zurückgekehrt sein?

Auch in Sulzburg wurden „volksmissionarische“ Veranstaltungen abgehalten. So berichtet der „Kastelberger Bote“ am 19. 3. 1934 über einen Vortrag von Pfarrer Teutsch / Laufen über „Bauerntum und Rasse“. Darin klingen unüberhörbar nazistische Blut- und Boden-Ideologie und Antisemitismus an. Von der nordischen Rasse unserer germanischen Vorfahren, die Bauern waren, ist die Rede; von germanischem Führertum, das auf freiwilligem Gehorsam gegen den Führer aufgebaut ist, vom Adel des freien Bauerntums. Dem werden die Nomaden gegenübergestellt. „Der Nomade ist von Hause aus ein Schmarotzer und darum Kommunist. ... Die Nomaden sind grausam und feige. ... Die Frau war für ihn Vermögensobjekt ... Nomaden und Siedler sollen sich daher nicht vermischen, da eine solche Verbindung nicht günstig ausfallen könne.“ – Das war sicher „Volksmission“ im Sinne des Reichsbauernführers Darré, und mit den Nomaden waren natürlich die Juden gemeint. Was aber sollte das in der Kirche?

Der Sulzburger Ortspfarrer DeBecker hielt in Sulzburg und Britzingen im Februar 1934 einen Vortrag „Wort Gottes und Altes Testament“, in dem er sich deutlich gegen die Thesen der „Deutschen Christen“ aus der Sportpalastkundgebung wandte – natürlich ohne das direkt auszusprechen. Er hob die Bedeutung der Bücher des

Alten Testaments und ihre Verknüpfung mit dem Neuen Testament hervor. „Dankbar folgten die Hörer den Ausführungen des Vortragenden“, schreiben die „Markgräfler Nachrichten“.

Vielleicht ein wenig Einblick in das Empfinden von Gemeindegliedern erhält man durch einen Zeitungsbericht über einen Vortrag Debeckers vor dem Kirchenausschuß seiner Gemeinde in Sulzburg. Nachdem er über die (zwangsweise d.Vf.) Eingliederung der Evangelischen Jugend in die Hitlerjugend berichtet hatte, sagte er in seinem Vortrag „Der totale Staat und der Totalitätsanspruch Gottes“: „Nur der wird den totalen Staat verstehen und bejahen, der sich andererseits zu dem Totalitätsanspruch Gottes versteht und bekennt. Allerdings ist das gegenseitige Verhältnis beider irrational. ... Man wird sein eigenes Volk mit ganzer Hingabe lieben und zugleich die Einheit der Menschheit im Kreuze Jesu Christi erfassen“. In dem Bericht über die Aussprache steht dann der Satz: „Manches, was besonders treue Glieder unserer Kirche bewegt und zum Teil in Unruhe versetzt, dürfte sich in der Zukunft bei gutem Willen von jeder Seite, den man wohl voraussetzen kann, befriedigend klären und lösen“.

Die Unruhe in der Gemeinde war also da.

Andererseits erstaunt uns, die wir nun wissen, wie alles weitergegangen ist, das Vertrauen und die Annahmen guten Willens. Wollte man gerne glauben, was man sich wünschte, oder war es Ahnungslosigkeit?

Man konnte zu der Zeit schon ahnen, wohin der Weg ging. Im „Staufener Tagblatt“ standen im Laufe des Jahres 1933 mehrfach sehr deutliche Berichte über Konzentrationslager in Baden, in denen nicht nur Kommunisten und Sozialdemokraten eingesperrt waren, sondern auch Zentrumsabgeordnete, und in denen schlimme Zustände herrschten.

Die tiefgreifenden Auseinandersetzungen um die Freiheit und Reinheit des christlichen Glaubens haben vielleicht nur wenige wirklich betroffen gemacht. Den täglichen Streit aber, der durch den Herrschaftsanspruch der NS-Partei gegenüber der Kirche entstand, haben in einem so kleinen Ort alle miterlebt.

Zunächst fällt wieder die Bereitschaft der Kirche auf, mit der Partei zusammenzuarbeiten, so als bestünde tatsächlich eine geistige Gemeinsamkeit. In der Zeitschrift des Evangelischen Jungmännerwerks Deutschlands heißt es im Mai 1933: „Das Evangelische Jungmännerwerk hat sich hinter den Volkskanzler Adolf Hitler gestellt und meint es ehrlich damit. Es muß daher unseren Führern gelingen mit der Jugend, die ... den Namen des Kanzlers trägt, zu einem gemeinsamen Leben für Deutschlands Freiheit, Kraft und Ehre zu kommen.“ Die Badische Landessynode beschloß im Juli: „Die Kirche ist bereit, wo ihr Dienst begehrt wird, an der religiösen Ertüchtigung der Hitlerjugend mitzuarbeiten,“ und wies die Geistlichen an, „sich dem Ruf zur Mitarbeit im Dienst der Hitlerjugend nicht (zu) entziehen, vielmehr sich dazu überall willig (zu) zeigen und bereit (zu) halten.“

Der Sulzburger Pfarrer notierte dazu auf diesem Brief Namen und Adressen der Bezirks- und Orts-HJ-Führer.

Die Zwangseingliederung der Evangelischen Jugend in die Hitlerjugend, die der Reichsjugendführer der HJ und der nationalsozialistische „Reichsbischof“ gegen den Willen vieler Landeskirchen im Dezember 1933 vereinbart hatten, führte über-

all im Reich zu großer Unruhe. Der Landesbischof forderte die Pfarrer auf, der Aufregung mäßigend zu begegnen.

In Sulzburg scheint die Eingliederung des Evangelischen Mädchenbundes und seiner Jungchar in die Hitlerjugend dagegen ohne Schwierigkeiten verlaufen zu sein. Eine Jungengruppe gab es nicht.

Dreizehn Mütter und Väter unterschrieben die Einverständniserklärung für die Doppelmitgliedschaft ihrer Tochter im BDM. In dem Begleitbrief (16. 2. 1934) zu diesen Erklärungen heißt es: „Fräulein S. (die Leiterin des Mädchenbundes d. Vf.) bemerkt in ihrem Schreiben an das Pfarramt: ‚Manche Eltern konnten ihre Einwilligung aus pekuniären Gründen nicht geben, weil schon Geschwister in der Hitlerjugend sind. In einem Fall ist die schwache Gesundheit des Mädchens Hinderungsgrund.‘ Die Namen dieser Betreffenden wurden sonderbarer Weise von ihr nicht genannt. – Mit deutschem Gruß Heil Hitler! gez. K. Deßbecker Pfr“.

Vielleicht war das gar nicht sonderbar, daß Fräulein S. die Namen der Eltern, die das Einverständnis nicht unterschrieben, nicht aufführte?

Im Dezember 1934 verfaßte der Ortspfarrer einen Bericht an das Landesjugendpfarramt über „Hitlerjugend und Kirche“ in Sulzburg. Dieser Bericht gibt nun etwas Aufschluß über die alltägliche örtliche Situation und gibt uns heutigen Grund zu direkten Fragen an uns selber.

Der Pfarrer berichtet, daß die Eingliederung des Evangelischen Mädchenbundes in die HJ unter der Leitung von Fräulein S., die zugleich Gruppen-Sportwartin des Jung-BDM ist, keine Schwierigkeiten gebracht habe. – „Die Möglichkeit zu regelmäßigem Gottesdienstbesuch ist gegeben, vor allem von der BDM-Führung aus; auch das Jungvolk gibt sich redliche Mühe. Schwierigkeiten entstehen zuweilen höchstens durch den Sportbetrieb, der aber nichts mit der HJ zu tun hat. ... Bei der HJ sind keine Einflüsse der Deutschen Glaubensbewegung wahrzunehmen. Hier ist Ring- und Gruppenführerin Fräulein Hauptlehrerin a.D.Ö., die zugleich Standortführerin des Sulzburger J-BDM und BDM ist. Sie steht der Kirche durchaus freundlich gegenüber. ... Am Staatsjugendtag übernimmt jeweils Herr Hauptlehrer M., Mitglied des Bezirkskirchenrats, die Leitung des Jungvolks. Das BDM und auch das Jungvolk sind schon öfters bei wichtigen Anlässen geschlossen zum Kirchgang angetreten, während mir von einigen Burschen der HJ bedeutet wurde, daß ihnen dieses nicht erlaubt wäre, sonst würden auch sie sich geschlossen einfinden.“

Und nun kommt ein Schlußsatz, bei dem ich mich frage, kann er ein Schlüssel zum Verständnis des Verhaltens einer Generation sein, die den Nationalsozialismus ermöglicht und dann das Dritte Reich bis zur Katastrophe mitgetragen hat?

Der Pfarrer schreibt: „Wenn ein Geistlicher über 18 Jahre in einer Gemeinde steht und von jeher als national bekannt ist, müßte es sonderbar zugehen, wenn sich die Dinge bei gutem Willen beiderseits nicht im besten gegenseitigen Einvernehmen regeln ließen.“

Das ist im Dezember 1934 geschrieben worden, gut 5 Monate nachdem ein Entsetzen durch Deutschland gegangen war, das keiner übersehen konnte. Hitler hatte nach einem fingierten Putschversuch sich zum „obersten Gerichtsherrn des Volkes“ ernannt und ohne Verhör oder Urteil alte Kampfgefährten und vermeintliche Rivalen wie Röhm und Strasser, aber auch konservative Gegner wie die Generale

v. Schleicher und v. Bredow, ermorden lassen. Etwa 200 Menschen sind in diesen zwei Tagen umgebracht worden.

Ließen sich da überhaupt noch irgendwelche „Dinge bei gutem Willen beiderseits ... in bestem gegenseitigen Einvernehmen regeln“? Hitler und die Partei hatten für alle erkennbar ihr wahres Gesicht gezeigt.

In den folgenden Jahren gab es für die Sulzburger Gemeinde die gleichen alltäglichen Schikanen und Behinderungen wie überall. SA und HJ setzten Dienst während der Gottesdienstzeiten an. Der Pfarrer fürchtete das Abhören seiner Predigten. Er wurde eines Devisenvergehens verdächtigt, weil eine Kollekte für die Äußere Mission eingesammelt worden war. Kirchliche Mitarbeiter, die gleichzeitig eine Funktion in der Partei oder HJ hatten, wurden von der Partei unter Druck gesetzt. Für die Evangelische Jugend erließ der Oberkirchenrat „Richtlinien zur Durchführung von Freizeiten und Lagern“ (27. 6. 1936): „Es ist verboten: Das Tragen von Uniformen, das Tragen von Abzeichen eines konfessionellen Jugendverbandes, das Mitführen von Bannern, Fahnen und Wimpeln, die Ausübung von Sport und Wehrsport, geschlossenes Aufmarschieren, Gruppenwandern und Zelten in der Öffentlichkeit.“ – Bestes gegenseitiges Einvernehmen bei gutem Willen beiderseits!?

Im Laufe des Jahres 1934 wurden die Rechtsbrüche, ja sogar Gewaltanwendungen, der „Reichskirchenregierung“ bei dem Versuch, die evangelischen Landeskirchen von Württemberg und Bayern gleichzuschalten, so offensichtlich, und die Unruhe unter den Gläubigen so groß, daß der badische Landesbischof (13. 11. 1934), „Um die drohende Spaltung innerhalb unserer badischen Landeskirche zu verhindern und deren Weiterbestand aufrecht zu erhalten“, seine Kirche der Einwirkung der Reichskirchenregierung entzog und die Führung selbst wieder in die Hand nahm. Die große Mehrheit der badischen Pfarrer stimmte diesem Schritt zu.

1937 war die Entwicklung dann soweit vorangekommen, daß am 18. Juli auf Anordnung des Landesbischofs von allen badischen Kanzeln ein Wort der Bekennenden Kirchen verlesen wurde.

„Liebe Glaubensgenossen!

Gebunden an den Herrn der Kirche und an den Auftrag, den wir erhalten haben, wenden wir uns in dieser Stunde schwerer Not unserer Kirche an alle evangelischen Gemeinden Deutschlands. Wir haben uns zu GEMEINSAMEM WORT und GEMEINSAMEN HANDELN ZUSAMMENGESCHLOSSEN. Als Glieder der christlichen Kirche und unseres deutschen Volkes haben wir ein Wort an den Staat gerichtet. Wir mußten darauf hinweisen, daß auf den bisher eingeschlagenen Wegen ein geordnetes Verhältnis zwischen Staat und Kirche nicht zustande kommen kann. Im Blick auf die von uns unternommenen Schritte versagen wir es uns, heute alle die ernstesten Anliegen aufzuzählen, die Euch und uns bewegen.

Wir bezeugen einmütig und feierlich, daß wir unseren Dienst in Kirchenregiment und Gemeinde nach der Heiligen Schrift und den Bekenntnissen unserer Kirchen weiter ausüben werden. Wir dürfen uns keiner Maßregel unterwerfen, die uns an der Ausübung unseres Dienstes hindert.

Wir nehmen unsere Pfarrer, Ältesten und Gemeindeglieder erneut in die Pflicht ... und fordern sie auf, gemeinsam mit uns in dem Kampf, der uns verordnet ist, dem

Herrn Jesus Christus als dem alleinigen Herrn der Kirche die Treue zu halten. Betet für unsere Regierung, daß sie ihre schwere Aufgabe zum Wohl des deutschen Volkes erfülle und daß sie Gott gebe, was Gottes ist! Betet für die Herstellung eines ehrlichen Friedens zwischen Staat und Kirche! Betet für alle verhafteten Brüder und Schwestern und für die bedrückten und verwaisten Gemeinden! Betet auch für uns, daß wir allezeit die Ehre unseres Herrn Jesu Christi vor Augen haben und der Obrigkeit geben, was sie nach Gottes Ordnung von uns fordern kann ... Wir kämpfen für Christus und seine Herrschaft in unserem Volke. Lasset uns festhalten am Bekenntnis und nicht müde werden! „Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat.“

Damit war auch bei uns in Baden die Klarheit wieder hergestellt. Was aber war in der langen Zeit des vorsichtigen Taktierens schon an Vertrauen und Glaubwürdigkeit verlorengegangen?

Wenn es um Sulzburg geht, darf eine Frage nicht unerwähnt bleiben, das Verhältnis zu den Juden. Sulzburg hatte in dieser Zeit zwei Besonderheiten.

1. In dieser Stadt lebten seit Jahrhunderten außergewöhnlich viele Juden. Auch wenn seit der bürgerlichen Gleichstellung der Juden im Jahre 1862 ihre Zahl durch Abwanderung der jungen Leute in größere Städte mit besseren Berufsmöglichkeiten ständig abnahm, so war die jüdische Gemeinde auch 1933 noch groß. Zwischen den Juden und den Christen in Sulzburg hat es, wie die Akten zeigen, im 19. Jahrhundert offenbar ein erträgliches Mit- und Nebeneinander gegeben.

2. Die Sulzburger evangelische Gemeinde hatte von 1917 bis 1954, also vom Ende des Kaiserreichs, während der Weimarer Republik, während des Dritten Reiches und bis in die ersten Jahre der Bundesrepublik hinein den gleich Pfarrer. Und dieser Pfarrer gibt sich in seinen eigenen Berichten deutlich und selbstbewußt als Judenfeind zu erkennen.

Während die Juden bisher in Sulzburg den Christen immer als Glaubensgemeinschaft gegenübergestellt wurden, bezeichnet der Pfarrer im Visitationsbericht von 1925 die Juden als RASSE und hebt durch rote Schrift hervor: „nicht Konfession“. Er schreibt: „Die hiesige Gemeinde ist nicht einheitlich und wird sich nie als Einheit fühlen, solange das jüdische Element hier so stark vertreten ist. Die jüdische Rasse (nicht KONFESSION) benützt geschickt etwa vorhandene oder auftretende Gegensätze, wie sie überall zwischen den verschiedenen Familiensippen, Ständen und Parteien einer kleinen Gemeinde vorhanden sind, und erweitert sie aus Geschäftsinteresse und Machtgelüste instinktmäßig, um sich trotz ihrer Minorität eine zu weit gehende Geltung zu verschaffen. Dieses kluge Manöver wird von den wenigsten Christen durchschaut, so daß die Juden im Trüben fischen...“ Im Visitationsbericht von 1931 wird er noch schärfer: „Das Judentum impft hier der Gemeinde den Freisinn ein, während die Juden auf ihre eigene Religion selbst strenge halten. Ich habe versucht, einen Kern der Gemeinde gegen diese Einflüsse immun zu machen, und ich glaube, daß mir das gelungen ist, sonst wäre ich bei den Juden, obwohl ich um Christi willen nicht völkisch bin, besser angeschrieben, als es der Fall ist. Der Jude würde seine eigene Seligkeit opfern, wenn er das Christentum dadurch ausrotten könnte, wofür Rußland das Schulbeispiel ist. Für den Juden ist das christliche Wesen verhaßter als die völkische Bewegung ...“

Ob diese deutliche Haltung des Pfarrers auf die Gemeinde eingewirkt hat, ob sie die so verhängnisvolle Entsolidarisierung von den jüdischen Mitbürgern bewirkt hat, läßt sich nicht direkt nachweisen. Öffentlich aufgeschrieben wurde so etwas nicht.

Das Wahlergebnis der letzten noch halbwegs freien Reichstagswahl vom 5. März 1933 zeigt in Sulzburg eine Besonderheit, und läßt vielleicht einen Schluß zu. Die NSDAP wurde mit ca. 45 % stärkste Partei und war damit in Sulzburg erfolgreicher als in den meisten Nachbarorten. Zweitstärkste Partei wurde mit 12 % der Evangelische Volksdienst, der sonst weit und breit auch in evangelischen Orten nur eine Splittergruppe blieb. Diese Partei stand der NSDAP kritisch gegenüber, war aber konservativ, national und antisemitisch. War dieses Wahlergebnis die Folge der besonderen Situation in Sulzburg?

Bei der nächsten Wahl waren dann außer der NSDAP alle Parteien verboten. Deutschland wurde Schritt für Schritt nationalsozialistisch.

Abschließend soll uns ein Satz zu denken geben, der 1937 im letzten Visitationsbericht der Sulzburger Kirchengemeinde vor dem Ende des Dritten Reiches steht, und der ganz harmlos klingt. Zu den Angaben über die Anzahl der Sulzburger Bevölkerung schreibt der Pfarrer: „Soviel ist sicher, daß die Zahl der Israeliten hier nach dem Aufbruch des Dritten Reiches durch Wegzug ins Ausland zurückgegangen ist.“

Was sagt der Pfarrer da, und was haben die Sulzburger dazu gesagt? Hat einer von ihnen gemeint, die Sulzburger Juden seien in ihre Villen im Tessin verzogen?

Die Sulzburger kannten ihre jüdischen Nachbarn, mit denen sie von Kindheit an zusammengelebt hatten. Sie hatten erlebt, wie der jüdische Zahnarzt Bloch brutal zusammengeschlagen wurde und die Stadt verließ. Sie hatten den von der Partei angeordneten Boykott der jüdischen Geschäfte am 1. April 1933 vor Augen und die Schikanen jüdischer Mitbürger durch die SA. „Wer noch beim Juden kauft, verrät das Vaterland“, stand an den Schaufensterscheiben.

Die Sulzburger Juden waren ins Ausland verzogen?

Vielleicht wußten nicht alle Sulzburger, was genau mit den jüdischen Mitbürgern geschah. Daß ihnen Unrecht geschah, wußten alle. Es war ja langsam angegangen. Zuerst hatte man sich geschämt für das, was andere taten. Man hatte wegesehen. Man konnte ja doch nicht helfen. Die wenigen, die halfen, kriegten Schwierigkeiten. Dann wurde es gefährlich und man hatte sich gefürchtet und von allem nichts mehr wissen wollen. Und damit hatten die Schlägertrupps freie Hand.

*

Die Älteren, die diese Zeit miterlebt haben, die das alles in sich zugedeckt haben und nicht mehr daran denken wollen, könnten den Jüngeren eine Hilfe geben, die NUR von ihnen kommen kann. Sie könnten ein Stück Erfahrung weitergeben. Keine erfreuliche Erfahrung, sondern ein Stück schwere, belastende Erfahrung. Sie sollten sich wieder erinnern, wie es gekommen ist, und das Schweigen endlich aufgeben. Sie sollten uns sagen, wie schnell man durch Nichtstun hilflos wird, wie schnell die ganz normale Anständigkeit verblaßt, wenn Angst einen befällt.

Sie haben erlebt und fühlen es doch im Grunde, daß sie schuldig geworden sind, als sie die Menschenwürde der verachteten jüdischen Nachbarn nicht mehr vertei-

digten, wohl nicht verteidigen konnten, und damit ihre eigene Menschenwürde verloren haben.

Als Christen wissen sie, daß Gott unser großes und unser tägliches kleines Versagen kennt, und uns doch als seine Geschöpfe annimmt. Das kann ihnen die Kraft geben zu uns von ihrem Versagen zu reden, um uns aus ihrer Erfahrung für unseren Alltag zu sagen: Menschlichkeit müßt ihr Leben und für andere erhalten, solange das noch mit Menschenkraft geht. Wenn es dazu Heldenmut braucht, ist es zu spät.

Anmerkungen

Alle Zitate – soweit nicht anders angegeben – aus:

Akten des Evangelischen Pfarramtes Sulzburg. Specialia

Ordnungspl. Nr. VI 4. Betreff. Reichskirche, Reichs- und Landesbischof, Volksmission und kirchenpolitische Lage. Heft 1, 1933

Ordnungspl. Nr. XXI 10. Betreff. Das Evangelische Jugendwerk. Heft 1

Ordnungspl. Nr. IV5. Betreff. Kirchengemeinde Kirchenvisitation. Heft 1

¹ K. MEIER: Kreuz und Hakenkreuz. München 1992, S. 30.

² Ebd., S. 36.

³ E. RÖHM/J. THIERFELDER: Evangelische Kirche zwischen Kreuz und Hakenkreuz. Stuttgart 1981, S. 40.

Die Deportation der Freiburger Juden nach Gurs am 22./23. Oktober 1940

von
ULRICH P. ECKER

Alice Leimenstoll schrieb am 22. Oktober 1940 einen Brief an einen Verwandten. Darin heißt es: *Bei uns in Freiburg geht es seit Sonntag toll her. Jede Nacht haben wir Fliegeralarm ... Auch ist heute ein besonderer Tag. Denke Dir, sämtliche Juden werden abgeholt und in Omnibussen fortbefördert. Mit der Polizei und Kriminal wurden sie im Hause geholt und dann auf Lagerplätzen gesammelt. Wie ich gehört habe, kommen sie nach Südfrankreich und von dort mit dem Schiff weiter. Sie konnten alle nur mit ein paar Habseligkeiten gehen, denn sie hatten nur ½ Stunde Zeit zum packen. Ich stelle mir das vor, wenn wir so fort hätten müssen und alles liegenlassen, was einem lieb und wert war. Wie ich gehört habe, sollen Leute, die ihr Hab und Gut durch Bomben verloren haben, in die Wohnungen kommen z.B. Berliner, Düsseldorfer ...*

Auch im Tagebuch der Polizeidirektion Freiburg von 1940, das mit dem Nachlaß des ehemaligen Polizeipräsidenten Sacksofsky in das Stadtarchiv gelangt ist, wird mit einer Fünfzeilennotiz unter dem Datum des 22./23. Oktobers der *Abtransport der jüdischen Familien* erwähnt.¹ Was dort lapidar und in dürrem Amtsdeutsch wie die bürokratische Abwicklung eines nicht besonders bemerkenswerten Vorgangs dargestellt wurde, war der Freiburg betreffende Teil einer brutalen Abschiebeaktion, bei der insgesamt 6500 jüdische Mitbürger aus Baden, der Pfalz und dem Saarland ohne Vorwarnung zusammengetrieben und nur mit höchstens 50 kg Gepäck und 100 RM Bargeld pro Person nach Südfrankreich ins Lager Gurs verfrachtet wurden. Die Aktion war unter Beobachtung strenger Geheimhaltung und zweifellos von langer Hand durch Gestapo und Regierungsstellen vorbereitet worden. Die Gauleiter und Reichsstatthalter von Baden und Saarpfalz, Robert Wagner und Josef Bürckel, denen nach dem schnellen Sieg über Frankreich auch das Elsaß und Lothringen unterstellt worden waren, nutzten eine Abmachung mit der Vichy-Regierung, die sie bewußt falsch interpretierten. Bei den Waffenstillstandsverhandlungen hatte die Regierung Pétais akzeptieren müssen, daß alle Juden aus dem Elsaß und Lothringen in den unbesetzten Teil Frankreichs abgeschoben werden dürften. Wagner und Bürckel bezogen diese Vereinbarung kurzerhand auch auf die Juden in ihren Gaugebieten Baden und Saarpfalz. Höchstwahrscheinlich ohne das Reichsinnenministerium und das Auswärtige Amt in Berlin zu informieren, aber natürlich nicht ohne Zustimmung Hitlers, Himmlers und Heydrichs, veranlaßten Wagner und Bürckel in einer zweitägigen Blitzaktion die Deportation oder – wie es verharmlosend hieß – die Evakuierung der badischen und saarpfälzischen Juden nach Südfrankreich. Stolz auf ihre

Polizeidirektor heute einen Besuch abgestattet.

Für den vom 21.10. - 20.11.1940 beurlaubten Hausmeister Buhl wurde heute als Ersatzkraft Eduard Schuhmacher in Freiburg eingestellt.

22. Oktober 1940:

Feindliche Flieger überflogen den südlichen und nördlichen Schwarzwald. Vermutlich hatten sie es auf die Pulverfabrik in Rottweil und andere kriegswichtige Betriebe abgesehen.

Fliegeralarm wurde um 0²⁰ Uhr durchgegeben. die Entwarnung erfolgte um 0⁵⁰ Uhr.

SS-Sturmführer Klitz, der Leiter des SD in Mülhausen i.Els. stattete heute Polizeidirektor Henninger einen Besuch ab. In seiner Begleitung befand sich der Leiter des SD in Freiburg, SS-Untersturmführer Obert.

Dienstag, 22. Oktober und Mittwoch, 23. Oktober 1940:

An beiden Tagen wurden die jüdischen Familien abtransportiert. Hierbleiben durften nur diejenigen Juden, bei denen entweder der Mann oder die Frau arischer Abstammung sind. Weiter blieben auch die Mischlinge hier. Zwei Juden haben Selbstmord verübt; eine Jüdin hat sich die Pulsadern durchschnitten und starb in der Klinik, ein Jude hat sich erhängt. Der Abtransport ging in aller Ordnung vor sich.

Abb.1 Eintrag über den „Abtransport der jüdischen Familien“ im Tagebuch der Polizeidirektion Freiburg am 22./23. Oktober 1940. (StadtAF, K1/49 Nr.5).

„Musterschüler-Tat“ brüsteten sie sich danach, daß ihre Gaue nunmehr „judenrein“ seien.²

Die Aktion war – wie bereits erwähnt – vorab sorgfältig organisiert worden. Schon am 15. Oktober waren die Landratsämter vom Badischen Innenministerium unter dem Siegel der Geheimhaltung über den bevorstehenden Abtransport der Juden informiert worden: Am 22. Oktober standen Schutzpolizisten und Gestapobeamte mit Adressenlisten und Fahrzeugen – auch der Wehrmacht – um 5.30 Uhr bereit, um auszuschwärmen, jüdische Menschen aus ihren Wohnungen zu holen und sie zunächst zu Sammelplätzen in den größeren Städten zu schaffen. Von dort wurden sie zu Bahnhöfen gebracht und in von der SS bewachte Züge verladen. Auch Säuglinge mit ihren Müttern, Greise in Altersheimen und selbst nicht gehfähige Schwerkranke trieben die Schergen gnadenlos zusammen. Nur wenige Ausnahmen wurden gemacht. Lediglich jüdische Partner in sogenannten „Mischehen“ blieben verschont.

Natürlich war die Bestürzung und Verzweiflung der von diesem unmenschlichen Willkürakt betroffenen Menschen groß. Viele Stufen der Verfolgung hatten sie schon seit 1933 erleben müssen: von Geschäftsboykott, Entrechtung, Diskriminierung und Enteignung in der Form der „Arisierungen“ über die sogenannte „Reichskristallnacht“ und die anschließende mehrwöchige Gefangenschaft von Tausenden jüdischer Männer in KZs bis hin zur Deportation der osteuropäischen Juden. Dennoch hatten sie nicht wie viele andere Leidensgenossen ins Exil gehen wollen – oder können.³ Immer in der unwahrscheinlichen Hoffnung, daß es doch nicht zum Schlimmsten kommen würde, hatten sie ausgeharrt. Aber was für viele unvorstellbar war, trat nun ein. Binnen weniger Stunden, manchmal sogar nur Minuten, hatten sie ihr Heim, ihre Heimat, die Beziehungen und Errungenschaften ihres ganzen bisherigen Lebens aufzugeben und praktisch mittellos einem – für sie damals – ungewissen, ja lebensgefährlichen Schicksal entgegenzusehen.

Einige konnten diese Vergewaltigung nicht ertragen oder wollten sich dem Schicksal nicht ausliefern. Sie wählten den Freitod. Auch in Freiburg kam es zu zwei solchen Verzweiflungstaten: Einfühlsam und eindringlich hat Professor Ott in seinem Büchlein „Laubhüttenfest 1940“ dargestellt, was Therese Loewy, die Witwe des von den Nazis aus dem Amt getriebenen Mathematikprofessors Alfred Loewy, bewog, sich die Pulsadern aufzuschneiden, nachdem ihr frühmorgens am 22. Oktober Polizeibeamte die Deportation angekündigt und zwei Stunden Zeit zum Packen eingeräumt hatten.⁴ Lange Zeit unbekannt blieb, wer das zweite Selbstmordopfer war, auf das die Polizeichronik Bezug nahm. Erst kürzlich ergaben Recherchen von Hans Schadek, daß es sich um Max Frank aus der Glümerstr. 31 handelt, der unter dem Druck der Nazis schon 1934 sein Geschäft für *Wöchnerinnen- und Erstlings-Aussteuer, Kinderwäsche, Kinderwagen und Kinderkleidung* in der Bertoldstr. 28 hatte schließen müssen und sich seitdem als Vertreter durchschlug.⁵ Allerdings auch den Freitod ihrer Opfer hatten die Nazis einkalkuliert. Schon vor der Aktion hatten sie nicht nur hübsch bürokratisch organisiert, was mit dem zurückgelassenen Besitz der Deportierten geschehen sollte, sondern auch gleich vorgesorgt für den Eventualfall des Selbstmords. In Gauleiter Wagners Verfügung wurde formuliert: *Das Vermögen der Juden, die am 22. Oktober 1940 ausgewiesen werden sollen, bei denen jedoch die Ausweisung infolge Todesfalls am 22. Oktober 1940 oder später nicht durchge-*

*führt werden konnte, wird ebenfalls beschlagnahmt und ist wie das Vermögen der ausgewiesenen und weggebrachten Juden zu behandeln.*⁶

Was für die Opfer ein brutaler Willkürakt war, versuchten die Nazis der nicht-jüdischen Bevölkerung als rechtmäßiges staatliches Handeln auf der Basis von Gesetzen und Verordnungen darzustellen. Es wurde „ausgewiesen“, „weggebracht“ und „beschlagnahmt“, es wurden „Fristen zum Packen gesetzt“ und „Höchstmengen für Gepäck“ festgelegt. Bürokratisch ließen sie das Ungeheuerliche durch die Staatsdiener als normale Verwaltungsakte abwickeln, lieferten damit auch den damit befaßten Beamten das beruhigende Gefühl, nur Anweisungen von höherer Stelle auszuführen.

Gleichwohl waren sich die Nazis doch nicht gänzlich der fraglosen Akzeptanz ihres Vorgehens sicher. Deshalb sollte alles möglichst unbemerkt, geräuschlos und geordnet stattfinden. Und das gelang ihnen auch größtenteils. Heydrich konnte dem Auswärtigen Amt am 29. Oktober zufrieden mitteilen: *Die Abschiebung der Juden ist in allen Orten Badens und der Pfalz reibungslos und ohne Zwischenfälle abgewickelt worden. Der Vorgang selbst wurde von der Bevölkerung kaum wahrgenommen.*⁷ Auch in unserer Stadt kam es – wie die eingangs erwähnte Polizeichronik notierte – nicht zu unerwünschten Zwischenfällen: *Der Abtransport ging in aller Ordnung vor sich*, heißt es dort.

Unbemerkt blieb das Geschehen freilich nicht, doch die Mehrzahl derjenigen, die etwas sahen, schauten weg. Sicher, es gab auch einige, die den Judenhaß der Nazis verinnerlicht hatten und mit Vergnügen sahen, daß es nun den Juden ans Leder ging; doch die meisten Zeugen des Vorgangs duckten sich einfach nur, wollten sich keinen Ärger einhandeln, hatten selber Angst. Daß trotz der frühen Morgenstunde nicht doch viele Freiburger mitbekamen, was da passierte, mag glauben, wer will: Die eingangs zitierte Alice Leimenstoll war gewiß nicht die einzige, die sah, was passierte, und hörte, was darüber geredet wurde. Denn geredet wurde darüber in der Stadt, freilich nur hinter vorgehaltener Hand. Und noch heute geben die wenigsten von denen, die etwas beobachtet haben, das gern freiwillig zu. Schamhaft wird geschwiegen. So fand auch ein im September 2000 in der Tageszeitung lancierter Aufruf des Kulturreferats der Stadt Freiburg zur Mitteilung von Erinnerungen an den 22. Oktober 1940 nur ein schwaches Echo. Immerhin konnten einige „Zeitzeugen“ befragt werden. Von der kurzen Notiz über Beobachtungen am Deportationstag bis hin zu ausführlichen Erlebnisschilderungen reichen die Mitteilungen. Eher spärlich waren darunter freilich die Informationen speziell zum Geschehen am 22./23. Oktober. Wenn im folgenden aus den „Zeitzeugenaussagen“ zitiert wird, ist meist der Name des Informanten unkenntlich gemacht. Fast alle Befragten legen aus unterschiedlichen Gründen Wert darauf, nicht namentlich genannt zu werden.⁸

Auch in Freiburg war die Deportationsaktion in den frühen Morgenstunden des 22. Oktobers angelaufen. Anders als bei Therese Loewy in der Katharinenstr. 12, wo es noch fast dunkel war und gerade die erste Straßenbahn vorüberrumpelte, als die Gestapo klingelte, rückten Unheilsboten andernorts viel später an. Frau H., Tochter eines zwangspensionierten Karlsruher PH-Professors, die nach Nazi-Diktion „Halbjüdin“ war und deswegen unter Gehässigkeiten und Schikanen von Lehrern und Mitschülern an der Hindenburgschule, dem heutigen Goethe-Gymnasium am Holz-

markt, viel zu leiden hatte, konnte vom Fenster ihres Klassenzimmers aus beobachten, wie unten auf der Straße jüdische Familien in Lastwagen verladen wurden. Sie erinnert sich noch sehr genau, wie eine Mitschülerin, die ebenfalls zusah, sagte: *Das ist der schönste Tag in meinem Leben, daß die Juden wegkommen.* Frau H. ist sich sicher, daß viele Freiburger Zeitgenossen mitbekamen, was da passierte, denn überall in der Stadt rollten die Lastwagen an und jedermann konnte sehen, wie Juden hineinklettern mußten, aber – so stellt Frau H. mit Bitterkeit fest: *Die Leute haben das gesehen und es war ihnen gleichgültig. Die Juden waren Verbrecher – alle waren Verbrecher, ganz egal – weniger als Tiere eigentlich: Ungeziefer, Schmarotzer, hieß es doch immer.* Unter den Deportierten nach Gurs waren an jenem Tag auch zwei Cousins des Vaters von Frau H. Der eine von ihnen hatte schon länger mit einem solchen Schlag der Nazis gegen die Juden gerechnet und hielt immer ein Kofferchen mit den nötigsten Utensilien parat. Als die Mutter von Frau H. am Abend des 22. Oktobers zur Wohnung der jüdischen Verwandten kam, war diese versiegelt.⁹ Bei Professor Liefmann und seinen Schwestern in der Goethestraße erschien die Gestapo am 22. Oktober erst um 9.00 Uhr.¹⁰ Gerade eine Stunde wurde den Liefmanns zum Packen des Nötigsten gelassen, dann wurden sie schon zu einem Sammelpunkt fortgeschafft. Möglicherweise waren die Liefmanns unter *den Frauen und Männern mit Koffern*, die ein Anrufer, der sich anonym beim Stadtarchiv meldete, in der Goethestraße beim Einladen in eine *Grüne Minna* beobachtet haben will.¹¹ Noch viel später als bei den Liefmanns, nämlich erst um 15.30 Uhr, kamen die Polizeibeamten in die Holbeinstr. 5, wo die von den Nazis aus dem Lehrerberuf verbannte Lilli Reckendorf bei Witwe und Tochter des jüdischen Universitätsprofessors Lenel wohnte.¹² Freilich wußten die Lenels und Lilli Reckendorf da längst vom nahenden Unheil. Bereits um 9.00 Uhr morgens hatte ihnen der Sohn von Bekannten die Nachricht gebracht, alle Juden würden gesammelt und müßten innerhalb einer Stunde abreisen. Sofort hatten die Frauen begonnen, zu packen und Abschied zu nehmen, immer angstvoll auf das Klingeln der Polizei lauschend. Und dann hörten sie auch, daß auf dem Annaplatz ein Autobus stünde, der sich bereits mit Juden, die in der Umgebung zusammengetrieben wurden, fülle. All das berichtet Lilli Reckendorf, der es 1943 gelang, aus dem Lager Gurs herauszukommen und in die Schweiz zu fliehen, in ihrem nachträglichen Tagebuch, das auszugsweise 1995 in der Zeitschrift „Allmende“ veröffentlicht wurde. Bei ihrer Abholung mußte Lilli Reckendorf den Polizisten einen Revers unterschreiben, mit dem sie alle Vermögensrechte an die von den Nazis eingerichtete „Reichsvereinigung der Juden“ abtrat. Hinter den Frauen wurden beim Verlassen des Hauses die Wohnungen mit Papierstreifen versiegelt. Unter Polizeibewachung gingen sie zum wartenden Bus. Inzwischen war es 17.00 Uhr. Seit 13.30 Uhr, so hörte Lilli Reckendorf, saßen einige ihrer Leidensgenossen schon im Bus. Das Fahrzeug umstanden neugierige Kinder, welche von den Beamten verschleucht wurden. Kurz darauf fuhr der Bus Richtung Stühlinger ab.

In ihren Erinnerungen unter dem Titel „Helle Lichter auf dunklem Grund“ schrieben Martha und Else Liefmann, daß sie in ein Schulhaus kamen, wo sie zunächst bis zum Weitertransport festgehalten wurden.¹³ Bei diesem Schulhaus dürfte es sich um das Gebäude von Hebel- und Hansjakobschule im Stühlinger gehandelt haben. Daß diese Schule bzw. ihr Hof als das oder eines der Sammelager mißbraucht wurde, be-

stätigt auch eine weitere Zeitzeugenbeobachtung. An jenem Tag war dort kein Unterricht. Sollten die Nazis für den Ausfall des Schulbetriebs gesorgt haben? Frau S. aus Haslach, die 1940 im Stühlinger in der Tellstraße wohnte, damals 10 Jahre alt und Schülerin der Hebelschule war, hatte am 22. Oktober jedenfalls schulfrei. Aber sie beobachtete, daß um 10.00 Uhr auf dem Hof ihrer Schule ungewöhnlich viele Menschen herumstanden: *Also an der Eschholzstraße entlang waren die Turnhallen und hinten war ein Pausenhof und dann kamen so Arkaden... Diese Menschen waren aber nicht unter den Arkaden sondern im eigentlichen Schulhof. Die hatten keine Möglichkeit, sich irgendwo hinzusetzen, standen da ... mit ängstlichen Gesichtern, lauter ältere Menschen... Da waren Frauen dabei, die waren in ihren Morgenröcken ... und sie hatten so kleine Handtäschchen dabei, so wie wir jetzt Einkaufstaschen haben. Da hatten sie ein wenig etwas reingepackt, und damit sind sie dagestanden, mit versteinerten Gesichtern. Gott, ich war noch jung, aber mir hat das irgendwie Eindruck gemacht . Ich hab das nie vergessen. Ich hab das immer meinen Kindern auch erzählt. ... Ich hab das Gefühl gehabt, daß da etwas faul war. Aber das konnte ich mir nicht erklären. Und als ich das meiner Mutter erzählt hab, liefen ihr die Tränen über die Wangen. Und als ich dann gesagt habe, ich will da noch einmal hin, hat sie gesagt: Nein , da bleibst Du!*¹⁴

Lilli Reckendorf erwähnt dagegen die Schule im Stühlinger in ihren Tagebuchaufzeichnungen nicht. Sie schreibt, daß die Insassen ihres Busses aus der Wiehre in den Löwenbräukeller, also die zur Löwenbrauerei in der Klarastraße gehörige Gast-



Abb. 2 Der Schulhof der Hebelschule ca. 1930. (StadtAF, M70 S Plan Nr.201/216 Aufnahme 224)

stätte, kamen.¹⁵ Brauerei und Hebel-Schule sind allerdings nicht weit voneinander entfernt.

Nicht nur Freiburger Juden wurden dort im Stühlinger zusammengekartt. Aus dem ganzen Umland schaffte die Gestapo jüdische Menschen heran. Lilli Reckendorf berichtet darüber: *Der Saal füllte sich von Stunde zu Stunde. Es kamen Lör-racher, Sulzburger, Eichstetter, Breisacher etc. ... Die sehr bunt zusammengewürfelte Gesellschaft benahm sich sehr still, fast vornehm. Man muß sich vergegenwärtigen, dass es Bauern, Viehhändler, Kaufleute, Bankiers, Gelehrte, Beamte, Gesunde und Kranke, Säuglinge und Greise, Blinde und Taube, Irrsinnige und Verblödete waren. Alle waren sie auf einen Schlag heimatlos, ohne mehr Geld als 100 M, ohne mehr Gut als was sie zu tragen oder überhaupt in der Überstürzung einzupacken vermochten. Und das war bei manchen sehr wenig. Es waren mehr Alte als Junge, mehr Frauen als Männer. Sie mußten zum Schluß nach Ortschaften getrennt vor Notar Holler antreten, um nochmals namentlich festgestellt zu werden. Es handelte sich um eine genaue Feststellung der Abtretung aller Rechte an die Reichsvereinigung der Juden.*¹⁶ Wieder ist hier diese schon angesprochene Diskrepanz zwischen skrupelloser barbarischer Gewalttätigkeit einerseits und bürokratischer, scheinbar in geordneten und gesetzlich abgedeckten Bahnen laufender Abwicklung andererseits zu beobachten. Das Ungeheuerliche sollte normal und legal erscheinen. Man legte tatsächlich Wert auf formalen Vermögensverzicht, auf ein Schriftstück, das man zu den Akten nehmen und etwaigen Zweiflern vorweisen konnte. Geordnet ging es zu. In der eingangs genannten Polizeichronik wurde wenige Tage nach der Deportation notiert: *Die Geheime Staatspolizei hat heute weisungsgemäß die Schlüssel der versiegelten Wohnungen derjenigen Juden, die bei der Aktion am 22. und 23. 10. 1940 von hier abtransportiert wurden, der Polizeidirektion abgeliefert.*¹⁷ Am 31. Oktober fand im badischen Ministerium des Innern eine Besprechung der Sachbearbeiter für die Verwaltung und Verwertung des jüdischen Vermögens statt, bei der die Zuständigkeit für das weitere Verfahren geregelt wurde. Drei Wochen später hält die Polizeichronik fest: *Mit Erlaß vom 29. 10. 1940 Nr. 90939 hat der Herr Minister des Innern verfügt, dass der Polizeidirektor in Freiburg die Verwaltung des jüdischen Vermögens im Stadtkreis Freiburg und in den Landkreisen Freiburg und Neustadt übernimmt. Zur Durchführung dieser Aufgabe wurde eine Abteilung eingerichtet mit der Bezeichnung „Der Polizeidirektor – Abteilung jüdisches Vermögen“. Sie ist der Polizeidirektion eingegliedert. Die Leitung dieser Abteilung wurde dem Leiter des Wirtschaftsamtes, Polizeirat Lögler, übertragen.*¹⁸

Doch zurück zum Deportationstag. Offenbar haben die Abholkommandos ihren Opfern manchmal nur wenige Minuten zum Packen gelassen, denn bereits um 7.30 Uhr, also nur zwei Stunden nach Beginn der Aktion, stauten sich Lastkraftwagen voller verängstigter Menschen auf der Brücke zum Stühlinger. Herr D. aus Staufen beobachtete damals: *Ich war Schüler des Berthold-Gymnasiums, damals noch in der Bertoldstraße, vielleicht in der 4. Klasse, und ging meinen morgendlichen Schulweg aus der Eschholzstraße über den Herz-Jesu-Kirchplatz auf die alte Stühlinger Eisenbahn-Überführung zu, vielleicht um 7.30 Uhr. Da standen eine Reihe von Polizeiautos, meines Erinnerns offen, aber mit überspanntem Verdeck auf der Brücke in Richtung Stühlinger bis in die Kurve der nördlichen Abfahrt, besetzt mit alten Leu-*

*ten, am Stern als Juden deutlich erkennbar. Die Leute, deren rotgeweinte Augen mich schon damals bewegten, hatten kleine Bündel auf dem Schoß. Ich meine gehört zu haben, wie ein Mann der Bewachung uns zufälligen Passanten zurief: Weitergehen!*¹⁹

Wie lange das Sammellager, sei es nun in der Schule oder der Brauerei am Stühlinger Kirchplatz gewesen, bestand, ist unklar. Martha und Else Liefmann erinnerten sich daran, bis nachts in der Schule festgehalten worden zu sein: *Nachdem wir in einem Schulhaus unserer Heimatstadt bis nachts um zwei Uhr gefangengehalten wurden, kam plötzlich das Kommando: „Alle mit dem Gepäck antreten.“ Draußen im Schein einiger Lichter wurden die Namen aufgerufen, Autobusse standen bereit, uns nach dem Güterbahnhof zu bringen.*²⁰ Diese Darstellung bestätigt auch Lilli Reckendorf in ihrem Tagebuch: *Etwa um 1 Uhr nachts wurden wir aufgerufen, um wieder hinunter zu gehen mit unseren Koffern. Diesmal standen Lastwagen mit Bänken bereit, wie man sie bei der Polizei benutzte. Natürlich war verdunkelt und kaum mehr Zuschauer zugegen.*²¹

Die Lastwagen fuhren das kurze Stück zum Bahnhof. Wo nun genau die Unglücklichen hingeschafft wurden, ist wieder nicht ganz klar. Es gibt widersprüchliche Mitteilungen. Lilli Reckendorf weiß, daß sie vom Stühlinger her auf den westlichsten Bahnsteig geführt wurde, wo gegen 2.00 Uhr morgens ein Zug mit einem Sammeltransport aus Konstanz, Gailingen, Mittelbaden, Offenburg, Lahr und Emmendingen eintraf.²² Andere Zeitzeugen erinnern sich, daß die Güterhalle gegenüber der heutigen Specht-Passage an der Snewlinstraße – und inzwischen abgerissen – Sammel- und Verladeort an der Bahn war.

Eine Dame aus Freiburg, die ungenannt bleiben will, hat eine besondere Begebenheit geschildert, die sich dort an der Güterhalle abgespielt hat. Frau K. ist, was die Nazis als „Vierteljüdin“ bezeichneten. Ihr Vater wurde immer wieder, wie sie sagt, *von der Gestapo in die Mangel genommen*. Schließlich sei er in den Untergrund abgetaucht. Auch ein Onkel sei immer wieder verhaftet und in KZs oder Gefängnisse gesteckt worden. Zum Deportationstag 1940 erzählt Frau K. eine Begebenheit mit ihrem damals achtjährigen Bruder, der am 23. Oktober um die Mittagszeit bei der Güterhalle mit Kameraden gespielt hatte.²³ Dieser Junge war übrigens eines der Kinder, die sich beim Spielplatz an der Kreuzstraße aufgehalten hatten, als dort irrtümlicherweise im Mai 1940 deutsche Flugzeuge Bomben abwarfen und dabei zahlreiche Kinder ums Leben kamen. Am 23. Oktober 1940 sei er nun plötzlich weinend heimgekommen in die Friedrichstraße und habe gerufen: *Mutti, Mutti, gib mir Milch in 'ner Weinflasch. Ich brauchs ganz dringend – und mach 'nen Korke drauf! Dann hat meine Mutter gesagt: Ja was willst denn Du damit? Du kannst selbstverständlich Milch haben. Ich geb Dir eine Tasse. – Nein, nein, in einer Flasche*, antwortete daraufhin der Bub: *Da gibt's Babys, die weinen, und die Leut haben keine Milch*. Um es zu beruhigen, gab die Mutter dem Kind schließlich die Milch in der Flasche. Der Bub rannte damit zur Güterhalle an der Snewlinstraße. Frau K. berichtet weiter: *Da stand der Zug und die Kinder haben gesehen, daß da Babys weinten, und das hat meinem Bruder furchtbar imponiert. Und dann haben die Kinder anscheinend die Wachen abgelenkt und dann haben die Leute meinem Bruder gesagt: Kannst Du nicht Milch besorgen, und haben auf die Babys gezeigt. Und daraufhin ist mein Bruder heimgerannt.*

Frau P. aus Waldkirch, die 1940 im Stühlinger, in der Fedderstraße – heute Gärtnerweg – zuhause und im linken Milieu aufgewachsen war – der kommunistische Stadtverordnete Jakob Treffeisen ging bei ihren Eltern ein und aus –, beobachtete als damals Zwanzigjährige ebenfalls das Treiben auf dem Bahnhof. Sie hatte in der Stadt gehört, daß eine Aktion gegen die Juden im Gange sei, und lief zum Bahnhof, um zu sehen, was los war. Die Bahnsteige seien schwarz von Menschen gewesen, erzählt sie. Unter den Abtransportierten waren jüdische Nachbarn ihrer Familie, die Wertheimers, eine wohlhabende Kaufmannsfamilie, zu denen die Eltern von Frau P. guten Kontakt hatten. Als Kind war Frau P. oft im großen Haus der Wertheimers gewesen, etwa am Sabbat, wenn sie gebeten wurde, das Herdfeuer zu entzünden.²⁴

Der Zug, in den die Verschleppten am Freiburger Bahnhof steigen mußten, bestand nach Angabe von Lilli Reckendorf aus lauter französischen 2. Klasse-Waggons mit Einzelabteiltüren, so daß während der Fahrt eine Verbindung zwischen den Abteilen und Wagen nicht möglich war. Es soll auch einen Sanitätswaggon gegeben haben. Auf der langen Fahrt über Lyon ins unbesetzte Südfrankreich bewachten zunächst SS-Leute den Zug. Bis sie an der Demarkationslinie bei Dôle zurückblieben, drangsalierten sie die Insassen und raubten sie aus. Nachts war es im Zug dunkel, das Wasser ging bald aus, die Toiletten verdreckten, beim Durchqueren von Bahnhöfen mußten die Fenster geschlossen bleiben.²⁵

Offensichtlich fuhren in Freiburg mehrere Züge mit Deportierten ab. Denn der Zug, in dem Lilli Reckendorf saß, passierte am Morgen des 23. Oktobers um 7.00



Abb. 3 Die inzwischen abgerissene Eilguthalle der Reichsbahn an der Snewlinstraße ca. 1930.
(StadtAF, M 70 S Plan Nr. 201/26 Aufnahme 37)

Uhr bereits Mulhouse. Frau K.s Bruder hingegen brachte erst am 23. mittags seine Milchflasche an den Zug bei der Güterhalle. In der Tat ist bekannt, daß sieben Züge voller badischer und pfälzischer Juden nach Südfrankreich gerollt sind. Lilli Reckendorf erinnert sich, daß im Bahnhof von Oloron-Sainte-Marie unweit von Gurs nach der Ankunft dort stundenlang fünf Züge voller Deportierter nebeneinander auf den Gleisen standen. Niemand durfte aussteigen. Alles stockte, da im Lager Gurs die Organisation der Aufnahme noch nicht abgeschlossen war. Als endlich Lastwagen heranrollten, ging es im Nieselregen – wie Lilli Reckendorf weiß – zu *wie auf einem Viehverladeplatz*.²⁶

Über die verheerenden Zustände in dem riesigen von Stacheldraht umgebenen Barrackenlager Gurs, das ursprünglich zur Internierung von Flüchtlingen des spanischen Bürgerkriegs errichtet worden und auf die Aufnahme von 15 000 Personen ausgelegt war, wurde schon viel geschrieben.²⁷ Das Lager war nicht leer: Die Neuankömmlinge stießen dort auf ca. 700 Spanier und mehrere tausend jüdische Emigranten aus Deutschland und Österreich, die vor Kriegsausbruch in Frankreich, Belgien und den Niederlanden Zuflucht gesucht hatten, dort aber von den einmarschierenden Deutschen bzw. dem Vichy-Regime verhaftet und in Gurs interniert worden waren. Bei Regen versank das Lager in bodenlosem Morast. Die fensterlosen Barracken, in denen die Bewohner auf Strohlagern schliefen, waren im Winter eiskalt. Die Verpflegung war völlig unzureichend. Für zu viele Menschen gab es zu wenige Latrinen abseits der Barrackenblöcke, der „Ilots“, die bei Nacht und schlechtem Wetter nur unter großer Mühe zu erreichen waren. Durchfallkrankheiten und Tuberkulose grassierten. Von November 1940 bis Januar 1941 starben weit über 600 Menschen an Krankheit und Entkräftung. Mitte März 1941 gab es auf dem Lagerfriedhof schon 1050 neue Gräber.

Wenigen Glücklichen gelang es mit Hilfe von Bekannten und Verwandten, ihre Auswanderung zu betreiben, aus dem Lager herauszukommen und Zuflucht in den USA, der Schweiz oder südamerikanischen Ländern zu finden. Doch wer es bis zum August 1942 nicht geschafft hatte, Gurs und die inzwischen daneben etablierten Lager Rivesaltes, Récébédou, Nexon, Noé und Vernet hinter sich zu lassen, konnte alle Hoffnung begraben. Denn nun erfaßte die von Heydrich und Eichmann betriebene sogenannte „Endlösung der Judenfrage“ auch das unbesetzte Frankreich. Die Regierung Pétain mußte zulassen, daß Züge mit Insassen der südfranzösischen Lager über die Zwischenstation Drancy bei Paris in die osteuropäischen Vernichtungslager rollten.

In seinem Buch über die „Schicksale der jüdischen Bürger Baden-Württembergs 1933 bis 1945“ stellte Paul Sauer 1969 fest, daß fast 3200 der Deportierten vom 22. Oktober 1940, das sind 71,3 %, in Frankreich oder im Osten ihr Leben verloren. Es gibt übrigens auch andere Berechnungen, nach denen die Zahl der Ermordeten weit höher liegt.²⁸

Anmerkungen:

¹ StadtAF, M2/127a Nr.73 (Niederschriften der im Oktober 2000 aufgenommenen Zeitzeugenberichte) und K1/ 49 Teil 2 B Nr. 5 (Nachlaß Sacksofsky) ; Der vorliegende Aufsatz basiert auf einem Vortrag bei der Veranstaltung der Stadt Freiburg zum Thema *Gurs. Die Deportation der badischen*

- Juden am 22. Oktober 1940 Spurensuche nach 60 Jahren*, die am 25. 10. 2000 im Freiburger Rathaus stattfand.
- ² Vgl. u. a. JOHANNES OBST: Gurs. Deportation und Schicksal der badisch-pfälzischen Juden 1940 1945. Mannheim 1986, S. 16 34. PAUL SAUER: Die Schicksale der jüdischen Bürger Baden-Württembergs während der nationalsozialistischen Verfolgungszeit 1933 1945 (Veröffentlichungen der staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg Bd. 20). Stuttgart 1969, S. 268 ff.
- ³ Vgl. das Kapitel *Das Schicksal der Juden* in: Geschichte der Stadt Freiburg im Breisgau. Bd. 3. Hg. von HEIKO HAUMANN und HANS SCHADEK. Stuttgart 1992, S. 325–339.
- ⁴ HUGO OTT: Laubhüttenfest 1940. Warum Therese Loewy einsam sterben mußte. Freiburg 1994.
- ⁵ Vortrag am 25. 10. 2000 bei der Veranstaltung *Gurs. Die Deportation der badischen Juden am 22. Oktober 1940. Spurensuche nach 60 Jahren* im Freiburger Rathaus.
- ⁶ StadtAF, K1/49 Teil 2 B Nr. 5.
- ⁷ Schreiben abgedruckt bei OBST: Gurs (wie Anm. 2), S. 29 f.
- ⁸ StadtAF, M2/127a Nr. 73 (siehe Anm. 1).
- ⁹ Ebd.
- ¹⁰ MARTHA und ELSE LIEFMANN: Helle Lichter auf dunklem Grund. Die ‚Abschiebungsaktion‘ aus Freiburg nach Gurs 1940 1942. Mit Erinnerungen an Professor Dr. Robert Liefmann. Hg. von ERHARD ROY WIEHN. Konstanz 1995, S. 42.
- ¹¹ Wie Anm. 8.
- ¹² LILLI RECKENDORF: „Wir gingen stumm und tränenlos“. Erinnerungen an die Deportation am 22. 10. 1940 von Freiburg nach Gurs. In: Allmende Nr. 45 Jahrgang 1995, S. 110 131, hier S. 113f.
- ¹³ Wie Anm. 10, S. 43.
- ¹⁴ Wie Anm. 8.
- ¹⁵ Wie Anm. 12, S. 115.
- ¹⁶ Ebd. S. 115 f.; Die „Reichsvereinigung“ war eine dem Reichssicherheitshauptamt unterstellte Einrichtung, der alle Juden zwangsweise angehören mußten.
- ¹⁷ Wie Anm. 6; Zum Aspekt des „gesetzlichen Unrechts“ vgl. WOLFGANG DRESSEN: Betrifft: „Aktion 3“. Deutsche verwerten jüdische Nachbarn. Berlin 1998, S. 7–12.
- ¹⁸ Wie Anm. 6.
- ¹⁹ Wie Anm. 8. Bezüglich des „Judensterns“ irrte sich der Beobachter: Er wurde erst mit Verordnung vom 1. Sept. 1941 eingeführt.
- ²⁰ Wie Anm. 10, S. 43.
- ²¹ Wie Anm. 12, S. 116.
- ²² Ebd.
- ²³ Wie Anm. 8.
- ²⁴ Wie Anm. 8.
- ²⁵ Wie Anm. 12, S. 117 121.
- ²⁶ Ebd. S. 121 122.
- ²⁷ U. a. SAUER: Die Schicksale (wie Anm. 2), S. 270–282; Oktoberdeportation 1940. Die sogenannte „Abschiebung“ der badischen und saarpfälzischen Juden in das französische Internierungslager Gurs und andere Vorstationen von Auschwitz. 50 Jahre danach zum Gedenken. Hg. von ERHARD ROY WIEHN. Konstanz 1990.
- ²⁸ SAUER: Die Schicksale (wie Anm. 2), S. 281.

Ein Akt der Verzweiflung: Der Freitod des Freiburger Bürgers Max Frank (1873–1940)

– Eine Erinnerung an Gurs –

Von
HANS SCHADEK

Die von langer Hand und unter strikter Geheimhaltung vorbereitete Deportation von 350 jüdischen Männern, Frauen und Kindern aus Freiburg nach Gurs¹ schlug sich im Tagebuch der Polizeidirektion, das für den 22. Oktober 1940 auch den Besuch der Sicherheitsdienste (SD) von Mülhausen und Freiburg vermerkt, in einer siebenzeiligen Notiz nieder:

„Dienstag, 22. Oktober und Mittwoch, 23. Oktober 1940: An beiden Tagen wurden die jüdischen Familien abtransportiert. Hierbleiben durften nur diejenigen Juden, bei denen entweder der Mann oder die Frau arischer Abstammung sind. Weiter blieben auch die Mischlinge hier. Zwei Juden haben Selbstmord verübt; eine Jüdin hat sich die Pulsadern durchschnitten und starb in der Klinik, ein Jude hat sich erhängt. Der Abtransport ging in aller Ordnung vor sich.“²

Der Freiburger Jüdin Therese Loewy, die sich der entwürdigenden Verschleppung durch den Freitod entzog, hat Hugo Ott mit seiner Erzählung „Laubhüttenfest 1940“ ein anrührendes Denkmal gesetzt.³ Nach dem Tod ihres Mannes, des angesehenen Mathematikprofessors Alfred Loewy 1935, den man zwei Jahre zuvor aus seinem Universitätsamt entlassen hatte, war Therese Loewy gesellschaftlich immer stärker vereinsamt. Mit ihrer Entscheidung, aus dem Leben zu gehen, bewahrte sie vor dem physischen Vegetieren und dem sicheren Tod in Gurs, wie ihn weit über 1000 Verschleppte aus Baden dort und in den Lagern von Noé, Récébédou und Rivesaltes erlitten.⁴

„Schwerer ist es, das Gedächtnis der Namenlosen zu ehren als das der Berühmten.“ Walter Benjamins Wort, das der Erzählung über Therese Loewy vorangestellt ist,⁵ trifft auch auf das zweite unmittelbare Opfer der überfallartig durchgeführten Abschiebeaktion zu. Wer war jener Freiburger Jude, dem die Polizeichronik, wie Therese Loewy auch, die Namensnennung vorenthält und ihn damit zur Unperson macht? Wir wollen versuchen, dem bis heute Namenlosen seinen Namen zurückzugeben und wenigstens die Konturen eines Menschenlebens nachzuzeichnen, das ganz undramatisch hätte verlaufen und enden können, und dem doch nach Jahren ständig wachsender Bedrohung schließlich so gewaltsam ein abruptes Ende gesetzt wurde.

Es sind nur schwache Spuren, die sich noch finden lassen. Das wenige, das erkennbar wird, beruht auf den Einträgen der standesamtlichen Register, auf den

Daten von Meldekarten und auf den Angaben, die sich in den Adreßbüchern der Stadt Freiburg finden lassen. Diese insbesondere führen einen Schritt weiter. Denn sie lassen immerhin das unmittelbare private Umfeld erkennen, in dem der als Bewohner eines Hauses Genannte, zumal wenn er längere Zeit dort wohnte, mit seinen Nachbarn – wenn auch in gewiß unterschiedlich vertrautem Umgang – lebte. Diesen Hinweisen nachzugehen wird gerade hier ertragreich sein.

So gering die amtliche Bürokratie den Wert jüdischen Lebens mittlerweile auch veranschlagte, der Freitod eines Juden war selbst im Jahre 1940 noch „in aller Ordnung“ zu registrieren. Ein Eintrag im Sterbebuch des Standesamts der Stadt Freiburg hält fest, daß der Kaufmann Max Israel Frank am 23. Oktober 1940 um 16.30 Uhr in seiner Wohnung in der Glümerstraße 31 erhängt aufgefunden wurde – und sich damit dem polizeilichen Befehl vom Vortag entzogen hatte, sich zum Abtransport mit ungenanntem und unbekanntem Ziel bereitzumachen.

Max Frank wurde am 22. August 1873 als Sohn des Kaufmanns Hermann Naphtali Frank und seiner Ehefrau Babette in Elberfeld geboren, das damals Zentrum der deutschen Textilindustrie war. Der Vater war jedoch nur ein kleiner Händler; er betrieb dort eine Schreibwaren- und Zigarrenhandlung.⁶ Um das Jahr 1900, im Alter von 27 Jahren also, geht Max Frank nach Freiburg und findet in der Hebelstraße 6 eine Wohnung.⁷ Auch er nennt sich Kaufmann, ohne daß schon Genaueres über seine Tätigkeit erkennbar wird. Warum Max Frank gerade Freiburg zum Wohnsitz und als Ort seines Einstiegs in die berufliche Selbständigkeit gewählt hat, ist nicht erkennbar. Eigentlich hätten verwandtschaftliche Beziehungen eher ins bayrische Franken gewiesen. 1906 zieht aus Nürnberg die Mutter – die 1843 in Bayreuth geborene Babette Frank geborene Gutmann ist inzwischen Witwe – mit ihrer Tochter Helene zu ihrem Sohn nach Freiburg.⁸ Max Frank, der Zeit seines Lebens unverheiratet bleiben wird, mietet eine geräumigere, für drei Personen ausreichende Wohnung im dritten Stock der Schwarzwaldstraße 87. Von hier aus betreibt er einen „Versand von Artikeln zur Wochen- und Kinderpflege“,⁹ eine Tätigkeit, die er schon in den ersten Jahren ausgeübt haben wird. Helene Frank, die Schwester, ist vier Jahre älter als ihr Bruder, 1869 ebenfalls in Elberfeld geboren. Sie bezeichnet sich zunächst als Modelleurin, wenig später als akademische Bildhauerin.

Der erneute Umzug der drei Personen 1911 in die Schwabentorstraße 9 signalisiert Max Franks Entschluß zur Aufgabe des Versandhandels zugunsten einer Geschäftsgründung am Ort: Während sie im dritten Stock Wohnung nehmen, richtet er im Erdgeschoß ein Geschäftslokal für „Wöchnerinnen- und Erstlings-Aussteuer, Kinderwäsche, Kinderwagen und Kinderkleidung“ ein. 1917 entschließt sich Max Frank, der offenbar nicht zum Kriegsdienst einberufen worden ist,¹⁰ sein Geschäft in die Innenstadt an einen wirtschaftlich attraktiveren Platz zu verlegen: in die Bertoldstraße 28. Der Eintrag im Handelsregister weist Max Frank als Inhaber aus, seine Schwester Helene besitzt die Prokura. Auch eine neue Wohnung findet sich; mit der Mutter und der Schwester zieht Max Frank in die Friedrichstraße 11. Im zweiten Stock liegen ihre Wohnräume, über dem Geschäftslokal des angesehenen Freiburger Lederwarenhauses, dessen Inhaber Berthold Dreyfuß ist, während sein Bruder Siegfried ebenda die mit dem Geschäft verbundene Kurz- und Lederwarengroßhandlung betreibt.¹¹ Zwanzig Jahre seines Lebens wird Max Frank hier verbringen, in einer

Zu- und Vornamen des Haushaltungsvorstandes <i>Frank Babette</i> M.									
Zunamen	Vornamen	Geburts-tag	Geburtsort (Bezirk, Kreis etc.)	Ob ver-heiratet verwitwet oder geschieden	Religion	Stand oder Beruf	Staats-angehörigkeit	Militär-Verhältnis	Bemerkungen
a) Haushaltungs-vorstand:	<i>F. Gutmann</i>	<i>15. 5. 43</i>	<i>Bayreuth</i>	<i>W. F.</i>		<i>17. 1930.</i>			Durch Beschluss des Bezirksamts <i>Bayreuth</i> vom <i>21. IV. 18</i> mit Frau und minder-jährigen Kindern in den bad. Staatsverband auf-genommen.
b) Ehefrau:									
c) Kinder:	<i>F. I. Helene</i>	<i>11. 17. 1869</i>	<i>Elberfeld</i>			<i>18. 11. 1934.</i>			Durch Beschluss des Bezirksamts vom <i>21. IV. 18</i> mit Frau und minder-jährigen Kindern in den bad. Staatsverband auf-genommen.
	<i>F. G. A. Max</i>	<i>30. 4. 1873</i>	<i>Bayreuth</i>			<i>18. 11. 1934.</i>			
		<i>3. 12. 1876</i>	<i>Bayreuth</i>						
									<i>+ will sich sein?</i>

Letzter Aufenthalt: <i>Nürnberg</i>		Legitimiert durch:		Früher hier gemeldet:			
Wohnungswechsel							
Jahr und Tag der An-meldung		Wohnung		Jahr und Tag der Ab-meldung		Wohnung	
	<i>4. 10. 16</i>	<i>Gabelstr. 6^{II}</i>					
<i>5. 10. 06</i>	<i>3. 8. 11</i>	<i>Wagnerstraße 8^{II}</i>		<i>7. 2. 09</i>	<i>ang.</i>		
<i>5. 8. 11</i>	<i>8. 3. 11</i>	<i>Pfenningsstr. 9</i>					
<i>8. 3. 17</i>		<i>Friedrichstr. 11^{II}</i>					

Abb. 1 Meldekarte Babette Frank. (Stadtarchiv Freiburg)

Straße, deren Bewohner – Ärzte, Rechtsanwälte, Kaufleute – in der Regel dem gehobenen Mittelstand angehören, wo jedoch auch einfachere Leute wohnen, Handwerker, Schneider, kleine Beamte.

1920 stirbt die Mutter Babette Frank und findet auf dem jüdischen Friedhof in der Elsässer Straße ihre letzte Ruhestätte.¹²

Max Frank gelingt es offenbar, sein Geschäft am neuen Standort einigermaßen unbeschadet durch die Turbulenzen der Inflation und der schwierigen Folgejahre zu steuern; unverändert erscheint sein Geschäftseintrag in den Adreßbüchern der Stadt – bis in das unheilvolle Jahr 1933 hinein. Am 9. April dieses Jahres gibt Oberbürgermeister Dr. Bender, zermürbt von der jahrelangen, jetzt im Gefolge der „Nationalen Revolution“ wüst sich verschärfenden Hetze der Freiburger Nazionalsozialisten sein Amt resigniert auf. Zwei Tage später wird der Schriftleiter des oberbadischen NS-Blattes „Der Alemanne“ und Kreisleiter von Freiburg Dr. Kerber von der badischen Regierung zum Nachfolger eingesetzt.¹³

Kerber hatte als Kreisleiter schon am 11. März – mit dem Motto des „Alemannen“: „Deutsche! Kauft nicht bei Juden! Die Juden sind keine Deutschen!“¹⁴ – einen SA-Boycott gegen die jüdischen Geschäftsinhaber auf Freiburgs Kaiserstraße gestartet, war aber nur auf geringe Resonanz gestoßen, auch wenn der „Alemanne“ daraus einen großen Erfolg machen wollte. Der Boycott hatte insbesondere den drei großen Warenhäusern Knopf, Wohlwert und Ehape gegolten. Ein erneuter Versuch zum 1. April ist besser organisiert und schlägt härter zu, zumal die Kampagne reichsweit erfolgt. Den Boykottaufruf Londoner Juden gegen den Kauf deutscher Waren als willkommenen Vorwand nutzend, fordert Kerber in reißerischer Form im „Alemannen“ und auf einer Kundgebung auf dem Münsterplatz die Freiburger auf, jüdische Firmen und Geschäfte zu boykottieren, ja, es sollen nun auch jüdische Rechtsanwälte und Ärzte gemieden werden. Damit auch kein Freiburger in Unkenntnis bleibt oder Unkenntnis vortäuschen kann, veröffentlicht der „Alemanne“ mit „Fortsetzung und Ergänzungen“ eine Liste aller Freiburger Juden, die zu boykottieren sind. Dort findet sich auch Max Frank aufgeführt; vor seinem Geschäft in der Bertoldstraße bezieht ein SA-Posten Stellung, um Kunden einzuschüchtern und vor dem Zutritt zu hindern.¹⁵

Durch die nun nicht mehr abreißen Kampagnen und Aktionen der Nazis gegen die Juden wächst der Druck auf jene Freiburger, die bislang kein Verbrechen darin sehen konnten, ihre Kinderwäsche in einem jüdischen Geschäft zu kaufen. Die Kundschaft bleibt allmählich aus. Max Frank ist einer der ersten, der sein Geschäft schließen muß. Schon 1934 werden in seinen ehemaligen Geschäftsräumen in der Bertoldstraße von einem arischen Geschäftsmann und arischen Verkaufskräften deutsche Schuhe zum Verkauf angeboten.

Den erst 60jährigen muß die Geschäftsaufgabe hart getroffen haben. Mit „Vertretungen“, was auch immer darunter genau zu verstehen ist, sucht Max Frank weiterhin beruflich ein Auskommen zu finden.

1936, am 5. April, stirbt die Schwester Helene.¹⁶ Die große Wohnung noch weiter zu halten scheint wenig sinnvoll und ist inzwischen wohl auch zu kostspielig. Anfang Oktober meldet sich Max Frank aus der Friedrichstraße 11 ab. Sein Entschluß wird dadurch beschleunigt worden sein, daß sein Vermieter Julius Hauser, seit 1923

Inhaber des Freiburger Lederwarenhauses Berthold Dreyfuß, sich inzwischen entschlossen hat, Geschäft und Geschäftshaus zu verkaufen und in die Emigration zu gehen. Max Frank wird sich ausgerechnet haben, daß die neuen arischen Besitzer kaum die Anwesenheit eines jüdischen Mieters schätzen würden.

Julius Max Hauser, 1890 in Endingen geboren, hatte Anfang der 20er Jahre Rosa, die Tochter von Berthold und Lina Dreyfuß, geheiratet.¹⁷ Nach dem Tod seines Schwiegervaters übernimmt er die Führung des Geschäftshauses in der Friedrichstraße. Am 1. April 1933 steht auch vor seinem Geschäft ein SA-Posten, wird in grellem Weiß „Jude“ auf seine Schaufenster geschmiert.

Lina Dreyfuß hält dem psychischen Druck nicht stand, will in die Schweiz fliehen. Am 24. Juli 1933 schreibt Käthe Vordtriede, bis 1933 Lokalredakteurin der sozialdemokratischen „Volkswacht“, aus Freiburg an ihren Sohn Werner: „Die alte Frau Dreyfuß, Schwiegermutter von Leder-Hauser, ist in Basel in den Rhein gegangen. Ihre Leiche ist schon gefunden ... Nun hat die alte Frau die Verfehmung auch nicht mehr ertragen. Ich war kurz vorher im Laden und sprach mit ihr. Sie wollte in die Schweiz ziehen, band sich 3.000,- um den Körper, wurde geschnappt und sollte ins Gefängnis. – So einer nach dem andern.“¹⁸

Der Boykottdruck der Nazis zwingt Julius Hauser wirtschaftlich zwar nicht sofort in die Knie. Aber er macht sich keine Illusionen über die weitere politische Entwicklung. Anfang 1935 reist er nach Palästina, wohin Ruth, die älteste Tochter seines Bruders Siegfried Hauser, mit ihrem Ehemann Heinz Lesser bereits im Vorjahr emigriert ist, und erkundet dort die Möglichkeiten für einen beruflichen Neubeginn. 1936 verkauft er sein Geschäftshaus an einen Geheimrat Dr. Kohler in Berlin und das Geschäft selbst an einen offenbar ebenfalls nicht aus Freiburg stammenden Franz Schregle. Am 1. Mai 1937 emigriert Julius Hauser mit seiner Frau Rosa, allerdings nicht nach Palästina, sondern in die USA, wo er günstigere Bedingungen vorzufinden hofft.¹⁹

Auch Jenny Dreyfuß, die Witwe von Bertholds Bruder Siegfried, geht in die Emigration. Sie hatte die neben dem Verkaufsgeschäft betriebene Großhandlung für Kurz- und Lederwaren seit dem Tod ihres Mannes 1930 gemeinsam mit dem nicht-jüdischen Freiburger Kaufmann Franz Josef Schlegel geführt. Geschockt durch die Boykottmaßnahmen übereignet sie ihm bereits Ende 1933 die Firma ganz. Jenny Dreyfuß emigriert im Oktober 1937 nach Jerusalem. Sie folgt damit ihrer Tochter Erna, die durch Heirat die palästinensische Staatsangehörigkeit erworben hatte und schon im März 1936 dorthin ausgewandert war. Ihre unverheiratete Tochter Käthy emigriert um die gleiche Zeit nach Cincinnati in die USA.²⁰

Max Frank bleibt diese Abwanderung in die Emigration, die sich in seiner unmittelbaren Umgebung abspielt, nicht verborgen. Fast täglich ist er Julius Hauser und seiner Frau begegnet, die mehr als zehn Jahre über ihm in der dritten Etage des Hauses wohnten. Er weiß, wer von den Familien Hauser und Dreyfuß – und von anderen Familien – bereits ausgewandert ist. Dennoch – Max Frank emigriert nicht, bleibt in Freiburg und zieht im Oktober 1936 zur Untermiete in die Glümerstraße 31.²¹ Glaubte er, daß sich der Terror unter den Augen der christlichen Mitbürger nicht werde steigern können und daß es nicht zum Äußersten, zum Angriff der deutschen „Volksgenossen“ auf Leib und Leben der Juden kommen werde?

Nachtrag zur Boykottliste

Boykottiert folgende Freiburger Juden!

<p>Braun, Martin, Kaiserstr. 86 Fenneq, Wilhelm, Radf., Eisenstr. 3-4 Altshöfer, Gustav, Kaiserstr. 35 Gutgeschäst Gschw. Haas, Kaiserstr. 89 Schuhhaus Adler, Kaiserstr. 59 " Salomanber, Kaiserstr. 88 " Konzentra-Vertrieb, Kaiserstr. 41 Tischhaus Stern-Schäfer, Schulerstr. 7 Wacker Weil, Julius, Kaiserstr. 94 Wahn, Max, Kaiserstr. 135 Architekt Weis, Arthur, Friedrichstr. 35 Kofenthal u. Hofmann, Lindenburgplatz 4 Damen-Gutgeschäst Reich. Reiter, Schulerstr. 95 und Kaiserstr. Inh. Simon Strauß. Gebr. Epstein, Rädermittelwerke, Kehlstr. 80 Bloch, Wilhelm, Räderfabrik, Stadlstr. 45 E. Knopf, Warenhaus mit Konditorei und Ge- trinkungsraum, Kaiserstr. 66-68 Nelson u. Co, Mühlhofstr. 4a Weinberg, Gutgeschäst, Kaiserstr. 95 Hängbrügger, Hofstr. 17 Gebr. Weil, Engelerstr. 17 Tobiasius-Verlag, Kaiserstr. 125 Bloch, Vertholdstr. 35 Bavier-Weil, Prinzstr. Hofstr. 75 Geborn-Koch, Friedberg, Julius, Häh- ringenstr. 37 Geunbacher, Benna, Lebensmittel, Eijen- bahnstr. 63 Wacker Rahn, Kofel, Erwinstr. 40 Fa. Kalmann, Revisten, Güterhallenstr. 10 Wacker, Walter, Karl, Bayernstr. 14 Waghgeschäst Deutsch, Frid., Friedrichstr. 9 Wack, Kurt, Erwinstr. 102 Karlsruher-Giermweiler, Gedankstr. 29 Guggenheim u. Neumeier, Vertholdstr. 52 Reinholdmer, Merionstr. 39 Landesverordnungs-Geschäst Rahn u. Sohn, Mühl- hofplatz 5 Wegner, Walter, Louis, Eisenbahnstr. 28 " Max, Vertholdstr. 31 Singer Nähmaschinen, Kaiserstr. 130 Selbständler u. Wacker Walter, Signund, Kar- täuserstr. 36 Regenheimer, Louis, Karlsruherstr. 13 Regenheimer, Wilhelmstr. 15 Reichbändler Huber, Riemenstr. 11 " Huber, Jakob, Konradstr. 17 " Huber, Kasimir, 3 " Louis, Hoffer Straße 11 " Günzburger, Kirchstraße 45 und Bloch, Hoffer Straße 62 Reichbändler Faub, Vertholdstr. 52 Reichbändler Mayer, Jakob, Kartäuserstr. 50 Reichbändler Weiß, Adolf, Velfortstraße 24 Selbsthändler, E. W., Kesselerstraße Mayer, Kartäuserstraße 50 Lebensmittel-Großhandlung Max Meyer, Rheinstraße 17</p>	<p>Grünfeld Julius, Kaufmann und "Reichs- tanmer a. T.", Schwarzwalderstraße 89 Südwelt, Liegenhastbüro, Inhaber Klein Rühnerstraße Dr. Professor Hauser u. Sohn "als Kommunist", Münchhofstr. 4 Frau Fr. Beromann, "Privatschule", Neustad- tianstraße 14. Maier Fridor, Hählingerstr. 33 Neuberger Emil, Hählingerstraße 39 Maier Philipp, Erwinstr. 10 Wolf Jakob, Günterstraße 48 Gebr. Groh, Tuchhandlung, Münchhofstr. 5 Gebr. Springer, Möbelfabrik, Kaiserstraße u. Hählingerstraße Sommer Fridor, Kaiserstraße 7. Seilergeschäst Fa. Schüller, Inh. Wolf Ver- hold, Holzstraße 23. Darnbacher u. Maier, Metzgereiartikel, Jan- nerstraße 12/13a. Goldmann Konrad, Konradstraße 24, Fabrik Wenzingerstraße 24. Goldmann Martin, nach England geflohen! Möbelhaus Krenzer, Ede Kienstraße u. Schu- herstraße. Schotolabe-Eud., Kaiserstraße, Kartäuser- weg. Bergfeld Hugo, Papiergroßhandlung Garten- straße 17. Wack Julius, Velfortstraße 22. Lindemann, Kurt, Schiffstraße. Guggenheim-Deutsch, Waghgeschäst, Friedrich- straße 7. Mayer Max, Wotokhaus, Vertholdstraße 8. Braun u. Weis, Holenträgerfabr., Kottledstr. 2. Freiburger Ledermarennhaus, Friedrichstr. 11. Koller Eduard, Kartäuserstraße 14. Reichmann Jakob, Ruhmannstraße. Optische Zentrale, Kaiserstraße 89. Reier Theres, Dentaldepot, Kaiserstr. 122, im Hause Schöck. Metallhändler G. m. S. G., Engelerstraße Jakobowitz Paul, Reichsgrafenstraße 19 Leber u. Mayer, Leder, Schulerstr.-Butlerg. Maier Julius, Eisen an grob, " " entstraße 53. Dreger Emil, Waale, Bernhardtstr. 1. Fränkel Herdo, Bürstenfabrik "Rotation", Wis- marstraße 3.</p> <p style="text-align: center;">Filialbetriebe</p> <p>Sold Schuhfabrikung, Filialbetriebe, Kaiser- str. 131 usw.</p> <p style="text-align: center;">Denkmal und Jahrbuch. Nachtrag</p> <p>Ruf Max, Gerberau 2. Wilmann, Fridor, Kaiserstraße 125. Bergfeld Ilse, Freiamstraße 7. Wack Wilhelm, Hofferstraße 2. Siebold Fridor, Eisenbahnstraße 81. Die jüdischen Lehrkräfte und Kerze an den Universitätsinstituten und Kliniken werden nach besonders aufgeführt.</p>
---	--

Abb. 3 Der „Nachtrag zur Boykottliste“ des „Alemannen“ führte auch das Freiburger Lederwaren-
 haus in der Friedrichstraße 11 auf. Zu boykottieren waren nach dieser Liste sogar Professor Hauser und
 Sohn in der Münchhofstraße 4 „als Kommunist“. Wilhelm Hauser, Präsidiumsmitglied der Deutschen
 Friedensgesellschaft, unterrichtete damals noch an der Neuburg-Oberrealschule, sein Sohn Harald
 gehörte dem Roten Studententbund Freiburg an. Als politisch entschiedene Gegner waren sie den
 Nazis besonders verhaßt und gerieten dadurch auf die Boykottliste, obwohl es bei ihnen nichts zu
 boykottieren gab.

Er ist nicht der einzige jüdische Freiburger, der sich das tatsächlich nicht vorstellen kann. Von den 1138 Bürgerinnen und Bürgern jüdischen Glaubens, die 1933 gezählt wurden, lebt noch der weitaus größte Teil weiterhin in der Stadt.²² Auch Julius Hausers Bruder Siegfried und dessen Frau Lina – Max Frank kennt das Ehepaar von den Besuchen bei ihrem Bruder in der Friedrichstraße – zögern zu emigrieren. Siegfried Hauser hat das 1908 vom Vater übernommene Geschäft in Endingen 1937 verkaufen müssen und ist von dort, wo er früher so angesehen war und nun so unerwünscht ist, in das größere Freiburg gezogen. Mit Hilfe des Bruders Wilhelm, der bis zu seiner Zwangspensionierung Ende 1933 Professor für Mathematik und Physik an der Neuburg-Oberrealschule war,²³ findet das Ehepaar in der Karlstraße eine Wohnung.

An die Hoffnung, daß man trotz aller Schikanen wird ausharren können, klammern sich also viele. Jedoch, die Wendung zum Schlechteren folgt rascher als erwartet. In der Nacht vom 9. zum 10. November 1938 geht die Freiburger Synagoge in Flammen auf. Morgens um 7.00 Uhr stehen zwei Polizeibeamte vor der Tür. Max Frank wird verhaftet, ins Gefängnis eingeliefert und von dort am Abend mit 136 anderen jüdischen Freiburgern, unter ihnen Siegfried und Wilhelm Hauser, nach Dachau in das KZ deportiert.²⁴ Ein weiterer Leidensgenosse, der Kaufmann Max Mayer, der sein Lederwarengeschäft in der Schusterstraße hatte, hat die entwürdigende und demütigende Behandlung in Dachau beschrieben. Daß ihm der Kopf geschoren wurde wie einem Verbrecher, verwundete ihn tief, ebenso die Häftlingskleidung mit dem Davidstern und die Art und Weise, wie die SS mit den Gefangenen umging: „Eine Mißhandlung auch ohne Mißhandlung: Diese humanitätsfeindlichen Gesichter, die Mütze herausfordernd über den Kopf gestülpt, die Beine standpunkt-strotzend in Schaftstiefeln steckend, die begeisterten Exekutoren jeder befohlenen Gewalt-handlung.“²⁵

Nach einigen Wochen werden die Inhaftierten aus Dachau entlassen. Viele haben nun jede Illusion verloren, daß in Freiburg ein Weiterleben möglich sei und gehen sofort in die Emigration. Bei einem letzten Treffen auf dem Karlsplatz beschwört Wilhelm Hauser vor seiner Abreise nach Frankreich und dann weiter nach England seinen Bruder Siegfried und dessen Frau Lina, nun endlich ebenfalls energische Schritte zur Ausreise zu unternehmen – zumal deren drei Kinder inzwischen alle nach Palästina emigriert sind.²⁶ Das Ehepaar zögert gleichwohl. Am 4. April 1940 noch schreibt der Schwiegersohn Heinz Lesser aus Palästina an Wilhelm Hauser: „Mit gleicher Post hatten wir Post von den Eltern. Wir können ihr Verhalten nicht ganz verstehen. So wie Du mir schon vor Monaten schriebst, so hatten sie doch Aussicht rauszukommen. Sie scheinen die Sache aber nicht weiter verfolgt zu haben und denken an sichere Aussichten. Wer kann die heutzutage geben?“²⁷

In der Fremde in fortgeschrittenem Alter mit geringen Mitteln²⁸ einen Neuanfang zu wagen, das wird auch Max Frank gescheut haben – wobei erschwerend hinzukam, daß er die großen bürokratischen Hindernisse, die einer Emigration entgegen standen,²⁹ ohne jede verwandtschaftliche Beziehung und familiäre Hilfe hätte überwinden müssen. So kehrt er nach der Entlassung aus dem KZ Dachau in die Glümerstraße 31 zurück, in jenes Haus, in dem er als Untermieter wohnt. Dort leben noch weitere jüdische Mitbürger, wie die ledigen Geschwister Breisacher: Karoline,

O.Z.	Name	Geburtstag u. - Ort	Beruf	Stand	Ein- bringen
71.	Herzog	1.12.81. Menzingen	Kfm.	verh.	2.59
72.	Grombacher	15.1.85. Hifenath	Kfm.	verh.	6.02
73.	Gundelfinger	Berthold 18.9.79 Altdorf	Kfm.	verh.	-.--
74.	Günzburger	Dr. 7.4.87. Freiburg	Geologe	verh.	33.31
75.	Schwab	Edm. 1.9.79. Lürrach	Kfm.	led.	13.27
76.	Goldschmidt	Peter 28.11.84. Emmendingen	Kfm.	verh.	27.42
77.	Mayer	Otto 2.5.84. Speyer	Kfm.	verh.	10.77
78.	Schiffmann	Josef 23.1.79. Wittlich	Kfm.	verh.	17.40
79.	Wertheimer	Jakob 5.2.85. Milstetten	Kfm.	verh.	142.82
80.	Frank	Max 22.8.73. Elberfeld	Kfm.	led.	49.83
81.	Weil	Julius 4.4.84. Emmendingen	Kfm.	verh.	1.139.42
82.	Schärf	Jakob 15.10.83. Wischnitz	Kfm.	Verh.	105.17
83.	Kahn	Wilh. 22.1.75. Breisach	Kfm.	verh.	1.10
84.	Kaufmann	Alfred ? Hainstadt	Kfm.	verh.	56.47
85.	Judas	Leo ? Ihringen	Kfm.	verh.	209.41
86.	Adler	Werner 9.5.10. Freiburg	Student	led.	kein Verz.
87.	Rosenthal	Paul 31.8.85. Freiburg	Kfm.	verh.	"
88.	Fürth	Herbert 5.1.05. Kolmar	Kfm.	verh.	"
89.	Müller	Siegfr. 6.4.19. Freiburg	Gärtner	verh.	"
90.	Bloch	Ludwig 17.7.74. Ihringen	Händler	verh.	"
91.	Bloch	Sigm. 13.10.70. Ihringen	Händler	verh.	"
92.	Felsenstein	Siegfr. 11.5.04. Ihringen	Metzger	led.	"
93.	Felsenstein	Julius 24.9.68 Ihringen	Händler	verh.	"
94.	Lion	Phil. 16.11.72. Ihringen	Händler	verh.	"
95.	Bloch	Moritz 12.9.60. Ihringen	Händler	verh.	"

Abb. 4 Blatt aus dem vom Vorstand der Freiburger Gefängnisse angelegten Verzeichnis der 1938 nach Dachau deportierten Freiburger Juden; Nr. 80: Max Frank. (GLA Karlsruhe, Abt. 309 Nr. 1211)

die am Weihnachtsabend 1938 stirbt,³⁰ und Fanny und Frieda Breisacher. Sie wohnen in dem Haus schon seit 1925; zuvor hatten Karolina und Frieda – von 1921 bis 1924 – in der Talstraße 26 ein Woll- und Kurzwarengeschäft betrieben, das sie aber, wohl wegen der wirtschaftlich ungünstigen Zeiten, wieder hatten aufgeben müssen. Erst vor kurzem sind nun weitere jüdische Mitbewohner in die Glümerstraße 31 eingezogen: der 1861 geborene Moritz Bähr, dessen Leben für uns bisher ganz im Dunkeln liegt, und der 1872 geborene Siegfried Sommer.³¹

Das Haus und die Entwicklung seiner Bewohner zeigen: Das Reichsgesetz vom April 1939 über „Mietverhältnisse mit Juden“ beginnt auch in Freiburg langsam zu greifen. Mit diesem Gesetz will man, wie das Bürgermeisteramt im Juni 1939 ausführt, „erreichen, daß Juden möglichst gemeinschaftlich in einzelnen Häusern zusammenwohnen. Vor allen Dingen ist angestrebt, daß die z. Zt. von Juden benützten Wohnungen in Häusern, die in arischem Besitz sind, freigemacht und diese Juden ... bei anderen Juden in Untermiete untergebracht werden.“³²

Am 15. Mai 1939 schreibt Käthe Vordriede an ihre Kinder Werner und Fränze: „Habt Ihr das ‚Gesetz‘ gelesen, daß alle Juden ihre Wohnungen verlassen müssen? Sie sollen in ‚Judenhäuser‘ ziehen. Damit ist das Ghetto besiegelt. Denn seit fast einem Jahr wurden die Juden unter Drohungen bedrängt, ihre Häuser zu verkaufen. Nun haben sie’s fast restlos verschleudert, und nun kommt das ‚Gesetz‘, daß die Juden in die Juden gehörigen Häuser ziehen sollen, ‚in denen ihnen überreichlicher Raum‘ zur Verfügung steht, falls sie ‚von der Auswanderungsmöglichkeit keinen Gebrauch machen wollen‘. Wie immer zum Elend noch den Hohn! ... Ich nehme an, daß für die Juden Holzbaracken weit draußen am Mooswald gebaut werden. Da sind sie dann ganz vogelfrei.“³³

Alle diese ausgeklügelten Restriktionen und Ghettoisierungsmaßnahmen hatten allerdings ein gutes Jahr später schon, wie das Landratsamt Freiburg am 28. Oktober 1940 feststellte, durch „die vor einigen Tagen gegen die Juden getroffenen Maßnahmen ihre Erledigung gefunden“.³⁴ In der Tat: Inzwischen sind die Freiburger Juden, 350 Männer, Frauen und Kinder jeglichen Alters, von der Polizei abgeholt und vom Güterbahnhof nach Gurs abtransportiert worden. Von dort werden sie teilweise, wie die Geschwister Breisacher, weiterverschleppt in das Lager Récébédou, wo Frieda den Strapazen des harten Lagerlebens schon am 4. Januar 1941 erliegt. Fanny Breisacher stirbt ein Jahr später im März 1942.³⁵ Ebenfalls in Récébédou findet den Tod am 5. Dezember 1941 Siegfried Sommer, der eine Mitbewohner aus dem Haus in der Glümerstraße.³⁶ Moritz Bähr, dem anderen Nachbarn, scheint die Flucht in das rettende Ausland geglückt zu sein.³⁷

Siegfried Hauser und seine Frau Lina dagegen, deren Briefe aus Gurs – Hilferufe an die Familie – von ihrer Widerstandskraft Zeugnis geben, überleben zwar die Strapazen dort. Ihren Angehörigen gelingt es aber nicht, sie aus dem Lager herauszuholen, und so werden sie am 10. August 1942 nach Auschwitz verschickt, wo sie ermordet werden.³⁸

Max Frank, der in den Vormittagsstunden des 22. Oktober 1940 sieht, wie Polizeiwagen in die Wiehre einfahren, Polizeibeamte mit weißen Zetteln in der Hand von Haus zu Haus gehen und sich eifrig Notizen machen, der sieht, wie sich die parkenden Wagen mit Insassen füllen,³⁹ Max Frank, der bereits aus Dachau weiß, was ihn

erwartet, will sich nicht mehr demütigen und drangsaliert lassen. Er, der auf der Liste der Gestapo bereits als Nr. 515 der nach Gurs Abzuschickenden steht, entzieht sich diesem Schicksal und geht freiwillig in den Tod.⁴⁰

*

Notwendige Nachbemerkung: Das vergangene Jahr, mit dem der Beginn eines neuen Jahrtausends gefeiert wurde, bot genügend und vielfach genutzte Gelegenheit zu historischer Rückbesinnung. Einen Augenblick mochte es scheinen, als werde die Geschichte nun doch ein wenig als *vitae magistra*, als Lehrmeisterin des politischen Lebens genutzt – bis der Vorsitzende der CDU-Bundestagsfraktion Friedrich Merz der Öffentlichkeit seinen Begriff der „deutschen Leitkultur“ präsentierte, mit dem er augenscheinlich einen neuen und zukunftsweisenden Gedanken in die Diskussion um die Zuwanderung nach Deutschland einzubringen meinte. Wenn schon Zuwanderer, so lautete die ausgegebene Devise, dann aber auch rasche Anpassung, nicht nur als Zustimmung zum Selbstverständlichen – zum Grundgesetz und zum Erlernen der deutschen Sprache –, sondern mehr noch: als Verinnerlichung der „deutschen Kultur“ und der dem „Abendland eigenen Werte“. Der ahnungslose Vorstoß von Merz mußte Widerspruch von historischer Seite erfahren. „Wer heute das Wort Leitkultur benutzt“, so lautet eine bündige Feststellung, „muß viel vergessen haben von der deutschen Geschichte, die zu lieben er vorgibt. Denn an die Stelle jener humanitären Elemente, die den Nationalideen der westlichen Nationen eigen sind, trat bei den Deutschen [schon im 19. Jahrhundert] ein Kulturdünkel, den das Wort Leitkultur mit häßlicher Genauigkeit trifft.“⁴¹ Dieser Kulturdünkel, gepaart mit einem diffusen kulturellen Sendungsbewußtsein, ließ damals schon den nationalistisch gestimmten Teil des deutschen Bürgertums in künstliche Aufregung geraten über die angeblich fehlende Anpassungsbereitschaft von Minderheiten, insbesondere der Juden.⁴² Andererseits: Als diese sich der Anpassung gegen alle Widerstände befleißigten und Gefahr bestand, daß sich der jüdische vom katholischen oder evangelischen Bürger tatsächlich durch nichts weiter mehr als nur durch seinen Glauben und seine Glaubensgebräuche unterschied, flüchtete man sich in den Rassismus: Anpassung war jetzt das großangelegte Täuschungsmanöver des „blutmäßig“ minderwertigen Fremden, der unter dem Deckmantel der deutschen Kultur deutsche Geistigkeit zu unterminieren und zu zerstören suchte. Als die Kehrseiten ein und desselben dünnkelhaften Kulturgehabes erwiesen sich so die scheinbaren Antipoden, der frühere Anpassungsdruck und die nun zielstrebig betriebene Kennzeichnung und Ausgrenzung als Fremde: mit den Zusatzvornamen „Sarah“ und „Israel“ (damit sich kein Jude hinter deutschen Namen verstecken könne), mit dem „J“ im Paß, mit dem gelben Stern auf dem Kleid.

Gerade weil sich aber die jüdischen Bürger Freiburgs seit der Neubegründung der Israelitischen Gemeinde⁴³ in die städtische Gesellschaft weitgehend – und soweit man es zuließ – integriert hatten, klammerten sich viele von ihnen auch nach 1933 an die Hoffnung, ihre Integration werde durch vermeintlich vorübergehende antisemitische Akte nicht wirklich rückgängig zu machen sein.⁴⁴ Das aber sollte ihnen zum Verhängnis werden. Denn es zeigte sich: Daß Max Frank, Therese Loewy und die 350 anderen nach Gurs verschleppten Freiburgerinnen und Freiburger sich von deut-

scher Kultur hatten leiten lassen – „unsere Herzen standen weit offen zum Empfang der deutschen Kultur“, schrieb Max Mayer nach seiner Emigration⁴⁵ –, daß ihnen längst „die Fremde zur Heimat“ geworden war,⁴⁶ schützte sie nicht im geringsten vor der Verfolgung durch die „Volksgenossen“. Trotz Assimilierung und Integration war das Schicksal dieser und aller jüdischen Bürger schließlich Ausweisung oder Tod. Soviel also sollte aus der viel zitierten Geschichte zu lernen sein: Autoritär verordnete „deutsche Leitkultur“, die ja auch immer wieder mit dem Finger auf das – vermeintlich – gefährlich Andersartige hinweist, wird in Zukunft so wenig wie in der Vergangenheit Entscheidendes gegen Ausbrüche von Fremdenhaß bewirken. Hier müssen Gesellschaft und Politik für die Zukunft humanere und kreativere Ideen entwickeln.⁴⁷

Anmerkungen

- ¹ Der vorliegende Beitrag ist die erweiterte Fassung eines Vortrags, der bei der gemeinsamen Veranstaltung von Institut Français und Stadt Freiburg zum Thema „Gurs. Die Deportation der badischen Juden am 22. Oktober 1940 – Spurensuche nach 60 Jahren“ am 25.10.2000 gehalten wurde. Vgl. auch den Aufsatz von Ulrich P. Ecker in diesem Band.
- ² Chronik der Polizeidirektion Freiburg für das Jahr 1940. Stadtarchiv Freiburg, K1/49 (Nachlaß Polizeidirektor Günther Sacksofsky) Teil 2, B Nr. 5. Die Leiter der Sicherheitsdienste (SD) von Mülhausen und Freiburg, SS Sturmführer Klitz und SS Untersturmführer Obert, dürften sich nicht zufällig am 22. Oktober bei Polizeidirektor Otto Henninger – Polizeidirektor Günther Sacksofsky war Anfang Juli nach Mülhausen gewechselt – zur Besprechung eingefunden haben. Von Freiburg fuhren die Züge mit den Internierten über Mülhausen nach Gurs.
- ³ HUGO OTT: Laubhüttenfest 1940. Warum Therese Loewy einsam sterben mußte. Freiburg 1994.
- ⁴ Sie sind nicht vergessen. Bericht über die letzten Ruhestätten der am 22. Oktober 1940 nach Südfrankreich deportierten badischen Juden. Hg. vom Oberrat der Israeliten Badens. Karlsruhe 1958. Die Opfer der nationalsozialistischen Judenverfolgung in Baden Württemberg 1933–1945. Ein Gedenkbuch. Hg. von der Archivdirektion Stuttgart (Veröffentlichungen der Staatlichen Archivdirektion Baden Württemberg 20. Beiheft). Stuttgart 1969. Das Gedenkbuch enthält die Namen mit dem Geburtsdatum, letztem Wohnort, Datum und Ort der Verschleppung, und, soweit feststellbar, Todesdatum und -ort.
- ⁵ „Schwerer ist es, das Gedächtnis der Namenlosen zu ehren als das der Berühmten. Dem Gedächtnis der Namenlosen ist die historische Konstruktion geweiht.“ Diesen von Walter Benjamin aufgezeigten Weg hat Hugo Ott in seiner historischen Erzählung über Therese Loewy erfolgreich beschritten.
- ⁶ Stadtarchiv Freiburg, Meldekarte der Babette Frank. Die Meldekarte von Max Frank ist nicht vorhanden. Es war bisher mehrfach festzustellen, daß Meldekarten der nach Gurs Verschleppten fehlen. Die näheren Informationen über Hermann Naphtali Frank verdanke ich dem Stadtarchiv Wuppertal.
- ⁷ Max Frank erscheint erstmals im Adreßbuch der Stadt Freiburg im Breisgau für das Jahr 1901, S. 137, S. 265. Verwechslungsgefahr besteht mit einem gleichnamigen nichtjüdischen Kaufmann, der seit 1895 und noch 1943 im städtischen Adreßbuch erscheint.
- ⁸ Nach Mitteilung des Stadtarchivs Nürnberg wohnte die Kaufmannsfrau Babette Frank geb. Gutmann schon vor 1875 in Nürnberg (Plobenhofstraße 2). Am 16.4.1875 zog sie von dort nach Bayreuth. 1887 erscheint sie wieder – diesmal als Kaufmannswitwe – in Nürnberg (Bahnhofstraße 27), wo sie mit den Adreßbüchern bis 1898 nachweisbar bleibt.
- ⁹ Adreßbuch der Stadt Freiburg im Breisgau für das Jahr 1911. Soweit nicht anders vermerkt, beruhen die im Folgenden mitgeteilten Informationen auf den Adreßbüchern.
- ¹⁰ Die Namen der im Ersten Weltkrieg gefallenen jüdischen Freiburger hält das Ehrenmal auf dem jüdischen Friedhof an der Elsässer Straße fest. Abbildung des Ehrenmals in: HAUMANN (wie Anm. 15), S. 36.

- ¹¹ Berthold Dreyfuß, 1861 im badischen Altdorf geboren, starb 1923. Er war verheiratet mit Lina Weil, geboren 1868 in Oberdorf (wohl bei Oberkirch), die 1933 starb. Das Ehepaar hatte drei in Freiburg geborene Kinder: Elisabeth, geb. 1895, die den Arzt Siegfried Hein heiratete; sie starb 1924. Rosa, geboren 1897, heiratete den Kaufmann Julius Hauser aus Endingen. Vgl. zu ihnen und dem 1923 verstorbenen Sohn Emil: VORDRIEDE (wie Anm. 18), S. 38, und GÜNTER WIRTH: Die Hauser-Chronik. Geschichte einer Familie. Berlin 1982, S. 78. Siegfried Hein, geboren 1895 in Sydow in Pommern, hatte seine Praxis zuletzt in der Friedrichstraße 45. Im 1. Weltkrieg diente er als Oberarzt. Nach dem Tod seiner Frau Rosa Dreyfuß heiratete er Ilse Mayer aus Zürich, Tochter des Wäsche-fabrikanten Moritz Mayer und seiner Frau Helene, einer Schwester des Freiburger Kaufmanns Max Mayer. Vgl. HAUMANN (wie Anm. 15), S. 35, 50, 54. 1936 emigrierte das Ehepaar Hein mit den vier Kindern aus beiden Ehen über Genua nach den USA. Vgl. zu Siegfried Hein künftig SUSANNE BREISINGER: Die niedergelassenen jüdischen Ärzte in Freiburg. Eine Untersuchung zur nationalsozialistischen Berufs- und Standespolitik (Diss. Freiburg; im Druck). Siegfried Dreyfuß, geboren 1870 in Freiburg und dort 1930 gestorben, war verheiratet mit Jenny Flörsheim, geboren 1877 in Offenbach a.M. Das Ehepaar hatte zwei in Freiburg geborene Töchter: Käthi, geboren 1908, die 1936 nach Cincinnati emigrierte, und Erna Rosa, geboren 1910, die 1936 nach Jerusalem auswanderte und dort durch Heirat mit Moses Puffeles die palästinensische Staatsangehörigkeit erwarb. Jenny Dreyfuß folgte ihr ein Jahr später. Stadtarchiv Freiburg, Meldekarten Berthold, Siegfried und Käte Dreyfuß, Siegfried Hein.
- ¹² Stadtarchiv Freiburg, Meldekarte Babette Frank. Die Inschrift ihres Grabsteins ist stark verwittert.
- ¹³ Vgl. Geschichte der Stadt Freiburg im Breisgau. Bd. 3. Hg. von HEIKO HAUMANN und HANS SCHA-DEK. Stuttgart 1992, S. 304 f.
- ¹⁴ „Der Alemanne“ vom 2. 1. 1933. Solche kurzen Slogans („Die deutsche Frau kauft nur im deutschen Geschäft!“ „Kauft deutsche Waren!“ „Kauft nicht bei Juden und Warenhäusern!“) finden sich fast in jeder Ausgabe des „Kampfblattes der Nationalsozialisten Oberbadens“.
- ¹⁵ Vgl. Geschichte der Stadt Freiburg (wie Anm. 13), S. 326; HEIKO HAUMANN: „Mein Judesein ist meine Trutzburg“. Der Lebensweg des Freiburger Kaufmanns Max Mayer (1873–1962). In: Das Schicksal der Freiburger Juden am Beispiel des Kaufmanns Max Mayer und die Ereignisse des 9./10. November 1938 (Stadt und Geschichte. Neue Reihe des Stadtarchivs Freiburg i. Br. 13). Freiburg 1989, S. 42 f.
- ¹⁶ Mitteilung des Standesamts Freiburg. Ein schlichter Grabstein schmückt ihr Grab auf dem jüdischen Friedhof. Von ihrer künstlerischen Tätigkeit konnte bisher nichts in Erfahrung gebracht werden.
- ¹⁷ Zu Julius Hauser (1890–1967) vgl. WIRTH (wie Anm. 11), Register. – Julius Hauser wurde 1914, damals Vertreter einer Hamburger Exportfirma in Manila, beim Versuch, sich in der deutschen Kolonie Kiautschou zum Kriegsdienst zu melden, von den Engländern festgenommen und bis 1919 in einem Lager in Australien interniert. 1920 kam er nach Freiburg, wo er zunächst bei seiner Schwester Laura (1874–1935), deren Mann Richard Mandelbaum 1917 verstorben war, in der Stadtstraße 26 wohnte. Deren Tochter Friedel wanderte später in die USA aus, ebenso der Sohn Richard, der seine Praxis als Frauenarzt in Nürnberg hatte aufgeben müssen. WIRTH, S. 69, 239.
- ¹⁸ Stadtarchiv Freiburg, Meldekarte Bertbold Dreyfuß; Eintrag für Lina Dreyfuß: „† 2. 7. 33 in [gestrichen: Weil a. Rh.] Kappel a. Rh.“ – KÄTHE VORDRIEDE: „Mir ist es noch wie ein Traum, dass mir diese abenteuerliche Flucht gelang ...“ Briefe nach 1933 aus Freiburg im Breisgau, Frauenfeld und New York an ihren Sohn Werner. Lengwil 1998, S. 38. Die Leibesvisitation wurde auf dem Badi-schen Bahnhof in Basel vorgenommen; auch Käthe Vordriede hat sie 1939 erlebt, vgl. ebd. S. 129: „Ohne Zweifel hatte die Freiburger Gestapo meine Abfahrt signalisiert, denn in Basel wurde mit sicherem Blick nur ich herausgegriffen zur Körperkontrolle, und ich mußte mich ganz nackt ausziehen.“ Sie schreibt ausführlich über den Vorgang in ihren Erinnerungen von 1940 – rückerinnernd auch an das Schicksal von Lina Dreyfuß: „Auf dem badischen Bahnhof wurden alle Leute nach der Paßkontrolle weitergelassen, nur ich nicht. Der eine Beamte machte einen andern auf mich aufmerksam, ich wurde in einen Raum geführt, in dem man mich vor jeder politischen Tätigkeit im Ausland warnte. Wie ich richtig vermutet hatte, telefonierte die Gestapo meine Abreise sofort nach Basel. Ich bezeugte mein gänzlich Desinteresse für Politik und mußte noch einige häßliche Äußerungen der S.S.-Leute einstecken. Dann wurde ich in eine Kabine zur Körpervisitation geführt. Die Person, die die Untersuchung vornimmt, ist in Freiburg als gefürchtete Denunziantin bekannt, die auch eine alte Freiburger Dame wegen einer Kleinigkeit schon 1933 [in der Edition falsch: 1935] in

den Tod getrieben hat. Sie sollte ihres Alters wegen nicht sofort verhaftet werden, sondern erst nach Freiburg zurückfahren, sie ging aber gleich in den Rhein bei Basel. Die Kontrollperson hieß mich, mich ausziehen... Dann rief sie: ‚Ach, ich bin immer so gut gewesen gegen die Auswanderer, was habe ich immer für Bedauernis mit ihnen gehabt und nun muß ich selber fliehen!‘ Sie wohnte in einem Häuschen bei Istein, gerade gegenüber den feindlichen Kanonen am Rheinufer. Ihr Mann war schon vor acht Tagen [als Soldat] nach Polen abtransportiert worden. Sie beschrieb mir ihre schöne Wohnung und ihre Wäscheschätze und die vor 4 Jahren angeschafften Möbel und bat mich um Rat, wie sie das alles ins Innere des Landes schaffen könnte. Kinder hatte sie nicht, es war ihr nur so leid um ihre Kisten und Kasten. Ich konnte mich nicht enthalten, zu sagen, daß die Frauen, die sie hier im Laufe der Jahre seit 1933 sich bis aufs Hemd ausziehen ließ, noch Etliches mehr verloren hätten, Ehre und Existenz. Sie bat mich erschrocken, mich sofort wieder anzuziehen, meine Koffer öffnete sie gar nicht, das deutsche Geld im Mantel schaute sie nicht an. Da sie mir alles Gute für die Zukunft wünschte, erwiderte ich ihr dasselbe.“ VORTRIEDE (wie Anm. 29), S. 238 f.

¹⁹ WIRTH (wie Anm. 11), S. 136 ff. Stadtarchiv Freiburg, Meldekarte Julius Max Hauser: Abmeldung am 1. 5. 1937 „nach Nordamerika“. Zum schwierigen Neuanfang in New York vgl. WIRTH, S. 239 f. Die Namen der Käufer von Haus und Geschäft in der Friedrichstraße sind dem Adreßbuch der Stadt Freiburg im Breisgau von 1937 entnommen. Heinz Lesser, 1912 im preußischen Stargard geboren, kam im April 1932 zum Studium nach Freiburg. Er heiratete 1934 Ruth Hauser; sie emigrierten sofort nach Palästina. Stadtarchiv Freiburg, Meldekarte Heinz Lesser.

²⁰ Vgl. Anm. 11.

²¹ Die zur Untermiete Wohnenden sind in den Adreßbüchern in der Regel nicht aufgeführt. Die Glümerstraße 31 ist durch den standesamtlichen Eintrag und durch das amtliche Verzeichnis der nach Gurs zu Deportierenden (vgl. Anm. 31) belegt.

²² 1939 lebten noch ca. 800 jüdische Bürger in Freiburg. Geschichte der Stadt Freiburg (wie Anm. 13), S. 329.

²³ WIRTH (wie Anm. 11), S. 24 f., 139. Wilhelm Hauser (1883–1983) studierte in München, Heidelberg, Erlangen wo er zum Dr. phil. promoviert wurde und Freiburg Mathematik, Physik und Chemie. 1908 Heirat mit der Nichtjüdin Else Krauth (1883–1962) aus Karlsruhe; Eintritt in den Schuldienst (Mannheim, Lörrach, Pforzheim); Austritt des Ehepaars aus der jüdischen Gemeinde bzw. der evangelischen Kirche; Teilnahme am 1. Weltkrieg. Seit 1919 Lehrer am Freiburger Realgymnasium, wurde Wilhelm Hauser wenig später Mitglied der SPD und der Deutschen Friedensgesellschaft. Wegen seiner entschieden pazifistischen Haltung wurde er schließlich aus der SPD ausgeschlossen. Anfang 1934 aus dem Schuldienst entlassen, emigrierte er 1939 nach England. Nach einem vergeblichen Versuch, in Baden eine berufliche Anstellung zu finden, ging er 1948 in die DDR, wo er an die Pädagogische Hochschule Potsdam berufen wurde. Vgl. die ausführliche biographische Darstellung bei WIRTH, Register, und Anm. 25.

²⁴ Vgl. die Liste der nach Dachau Deportierten bei ERNST OTTO BRÄUNCHE: Die „Reichskristallnacht“ in Freiburg. In: Zeitschrift des Breisgau Geschichtsvereins „Schau ins Land“ 103, 1984, S. 149–160, hier: S. 155 f. Faksimile der Liste (Generallandesarchiv Karlsruhe, Abt. 309 Nr. 1211): DAVID MAIER: Geburtsort Freiburg. Erinnerungen eines deutsch jüdischen Engländers (Stadt und Geschichte. Neue Reihe des Stadtarchivs Freiburg i. Br. 18). Freiburg 2001, Anhang S. 47 ff: Max Frank (Nr. 80), Siegfried Hauser (Nr. 29), Wilhelm Hauser (Nr. 37), Max Mayer (Nr. 6). Vgl. auch WIRTH (wie Anm. 11), S. 146 ff.

²⁵ Geschichte der Stadt Freiburg (wie Anm. 13), S. 333. Auch Wilhelm Hauser hat die Behandlung der Inhaftierten in einem 35 Seiten umfassenden Bericht geschildert, den er nach seiner Emigration nach Frankreich in Paris im Februar 1939 verfaßt und an das französische Innenministerium gesandt hat. WIRTH (wie Anm. 11), S. 160. Wilhelm Hauser hat der Stadt Freiburg 1963 sein Exemplar des Berichts zur Anfertigung einer Abschrift überlassen; Schriftwechsel und Text der Abschrift: Stadtarchiv Freiburg, D. StA XIII, 15. Wilhelm Hauser reagierte damals auf eine Anzeige des Stadtarchivs Freiburg in der New Yorker Zeitschrift „Aufbau“, mit der emigrierte Freiburger Juden gebeten wurden, dem Archiv über ihr Schicksal zu berichten. Da Wilhelm Hauser, der in den Kriegsjahren vom Sozialdemokraten zum überzeugten Marxisten geworden war, sich kritischer Bemerkungen über die westdeutsche Art der „Bewältigung“ der NS-Vergangenheit nicht enthielt, gerieten Stadt und Archivleitung „da das Schreiben an politische Nötigung grenzt“ in nicht geringe Verlegenheit, wie die sem Freiburger, der sich in der Weimarer Zeit als sozialdemokratisch engagierter Jude den Natio

nalsozialisten entgegengestellt hatte und 1939 nur mit knapper Not der endgültigen Deportierung ins KZ entgangen war, zu antworten sei. Vgl. den Vorgang vom April/Mai 1963: Stadtarchiv Freiburg, C5 / 128. – Die durch den Aufruf im „Aufbau“ eingegangenen Berichte, mit z. T. doch ergiebigen Informationen über ca. 100 ehemalige Freiburger, finden sich: Stadtarchiv Freiburg, D. StA XIII, 15. Ausgewertet wurden sie damals nicht; vgl. BERENT SCHWINEKÖPER, FRANZ LAUBENBERGER: Geschichte und Schicksal der Freiburger Juden (Freiburger Stadtheft 6). Freiburg 1963, S. 1.

²⁶ WIRTH (wie Anm. 11), S. 138, 157.

²⁷ WIRTH (wie Anm. 11), S. 227 f.

²⁸ Max Frank erscheint in den Unterlagen über den „Ankauf von Judensilber“ nicht – auch das ist ein Hinweis auf eher bescheidene Lebensumstände. Zum Vorgang durch Erlaß des Reichswirtschaftsministeriums vom 25. 1. 1939 wurden alle jüdischen Bürger zur Ablieferung von Edelmetallgegenständen und Juwelen verpflichtet – vgl. die Akten des Städtischen Leihamts Freiburg. Stadtarchiv Freiburg, D. Li. 233–240, 242–243, 253–255.

²⁹ Einen Eindruck von den schier unüberwindlichen Hürden, die bei der Emigration genommen werden mußten, vermittelt der Briefwechsel von Käthe Vordtriede (wie Anm. 18) und ihr 1940 verfaßter biographischer Bericht: „Es gibt Zeiten, in denen man wehkt“. Mein Leben in Deutschland vor und nach 1933. Hg. von DETLEF GARZ. Lengwil 1999, S. 226 ff.

³⁰ Stadtarchiv Freiburg, Meldekarte Karolina Breisacher. Ihr Grabstein findet sich noch auf dem jüdischen Friedhof.

³¹ Moritz Bähr und Siegfried Sommer sind für die Glümerstraße 31 nur nachgewiesen durch: Verzeichnis der am 22. Oktober 1940 aus Baden ausgewiesenen Juden. Zentralverwaltungsstelle und Aufsichtsbehörde: Der Generalbevollmächtigte für das jüdische Vermögen in Baden. Karlsruhe 1940 (als behördeninternes Verzeichnis gedruckt. Generallandesarchiv Karlsruhe, Bibliothek). Nr. 434: Moritz Bähr, geb. 18. 1. 1861. Ein familiärer Zusammenhang besteht zu Hermann (geb. 1878), Fanny (geb. 1884) und Ruth Bähr (geb. 1909) in der Hebelstraße 21 (Nr. 431/2, 435), desgleichen zu Julius Bähr (geb. 1882) in der Konradstraße 17 (Nr. 433). – Nr. 731: Siegfried Sommer, geb. 1872 (vgl. Anm. 36). Im Adreßkalender der Stadt Freiburg für 1940 erscheint in der Glümerstraße 31 Sofie Sommer, die aber bisher sonst nicht mehr nachgewiesen werden kann.

³² Stadtarchiv Freiburg, C4 / XVIII / 4 / 7 (Regelung der Mietverhältnisse mit Juden, 1939–1941). Am 31. 7. 1939 beschied das Bürgermeisteramt Freiburg der Witwe Casine Wolf in der Röderstraße 4, daß die freiwerdende Wohnung nicht an Else Bloch geb. Einstein vermietet werden dürfe, da Frau Bloch derzeit zur Untermiete wohne. „Das Gesetz über Mietverhältnisse mit Juden ... bezweckt eine Zusammenfassung und räumliche Beschränkung aller jüdischen Familien und Wohnungssuchenden.“ Ebd.

³³ VORDTRIEDE (wie Anm. 18), S. 122 f. Ende 1938 hatte Käthe Vordtriede in Berlin, wo Verwandte wohnten, war die Ghettoisierung der Juden in wenigen ausgewählten Straßen schon weiter fortgeschritten ihrem Sohn Werner geschrieben: „Welche Straßen in Freiburg ausgesucht werden, weiß ich noch nicht. Man ist noch am Wählen. Ins Freiburger Ghetto kommen auch die Juden aus Emendingen usw. Neubau der Ghettos war wegen Baumaterialmangel nicht zu machen. Man spricht von der Konviktstraße, die den Professoren Dr. Hauser, Dr. Königfeld usw. usw. eingeräumt werden soll.“ Ebd. S. 93 f. Zu Dr. Wilhelm Hauser vgl. Anm. 23, 25. Prof. Dr. Harry Koenigsfeld, außerordentlicher Professor an der Medizinischen Fakultät der Universität Freiburg, Oberarzt der Medizinischen Poliklinik, wurde zum 1. 10. 1933 als Oberarzt entlassen. Die Lehrbefugnis behielt er als Frontkämpfer bis 1935. Er überlebte die Deportation nach Gurs – auf welche Weise, ist der Literatur nicht zu entnehmen – und kehrte 1950 aus Frankreich nach Freiburg zurück. EDUARD SEIDLER: Die Medizinische Fakultät der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg im Breisgau. Berlin 1991, S. 310, 318, 433. Stadtarchiv Freiburg, Meldekarte (nach 1945). – Von Überlegungen der Freiburger Stadtverwaltung, die Konviktstraße zum Ghetto zu machen, ist bisher nichts bekannt. Die Konviktstraße gehörte damals zu den vier Wohnbereichen, die in wohnungshygienischer Hinsicht in höchstem Maße als sanierungsbedürftig galten. Die kurz zuvor begonnenen Sanierungsarbeiten wurden im Oktober 1939 „bis zur Wiederkehr normaler Zeiten“ ausgesetzt. BERNHARD VEDRAL: Altstadt sanierung und Wiederaufbauplanung in Freiburg i. Br. 1925–1951 (Stadt und Geschichte. Neue Reihe des Stadtarchivs Freiburg i. Br. 8). Freiburg 1985, S. 22 f.

³⁴ Mit dieser Bemerkung beschied das Landratsamt am 28. 10. 1940 eine Anfrage der Stadt Freiburg. Ihr lag das Gesuch des Isidor Weil aus Ihringen vor, endgültig nach Freiburg ziehen zu dürfen, nach-

dem der Ihringer Bürgermeister und der Landrat ihn genötigt hatten, seine dortige Wohnung für einen Gendarmeriebeamten frei zu machen. Das Bürgermeisteramt Freiburg vermerkte seinerseits auf dem Gesuch Isidor Weils unter dem 6. 11. 1940: „Im Hinblick auf die zutreffende Äußerung des Landratsamts: Beschluß: Beruht als überholt. Nachricht nicht zustellen. z. d. A.“ Stadtarchiv Freiburg, C4 / XVIII / 4 / 7. Das Ehepaar Isidor und Helene Weil, das damals kurzfristig in der Kirchstraße 8 bei dem Hausbesitzer Eugen Uffenheimer untergekommen war, wurde wie dieser nach Gurs verschleppt. Vgl. das amtliche Verzeichnis (wie Anm. 31), Nr. 725, 742, 746 (mit falschem Vornamen Isak Weil).

³⁵ Sie sind nicht vergessen (wie Anm. 4), S. 55. Gedenkbuch (wie Anm. 4), S. 40 f.

³⁶ Sie sind nicht vergessen (wie Anm. 4), S. 61. Gedenkbuch (wie Anm. 4), S. 326. – Siegfried Sommer ist am 20. 2. 1872 geboren. Er könnte aus Eichstetten stammen wie der jüngere Siegfried Sommer, geb. 14. 1. 1893, der mit seiner Frau Lilli (geb. 1896) und dem 1933 geborenen Sohn Armin im August 1939 nach Freiburg ging. Auch sie kamen zunächst in der Kirchstraße 8 bei Eugen Uffenheimer unter (vgl. Anm. 30), ehe sie im Haus Hebelstraße 29, dessen Eigentümer der Rechtsanwalt Dr. Eugen Rothschild war, eine Bleibe fanden. Stadtarchiv Freiburg, C4 / XVIII / 4 / 7. Mit Siegfried Sommer zog dessen Schwager Max Dreifuß, geb. 1899 in Eichstetten, und seine Frau Irma, geboren 1912 in Malsch, aus dem Dorf, wo sie in der Bahlingerstraße 62 gewohnt und mit ihrem Schwager ein Textilgeschäft betrieben hatten, nach Freiburg in die Belfortstraße 26, um dort auf ihre zur Ausreise beantragten Visa zu warten. Beide Familien wurden von der Deportation nach Gurs überrascht. Vgl. das amtliche Verzeichnis (wie Anm. 31), Nr. 496, 500, 711, 712, 714; Stadtarchiv, Meldekarte Max Dreifuß. Beiden Familien gelang glücklicherweise noch 1941 die Emigration nach Uruguay. Vgl. CHRISTINA WEIBLEN, ULRICH BAUMANN: Die jüdische Gemeinde Eichstetten im 19. und 20. Jh. In: Eichstetten. Die Geschichte des Dorfes. Bd. 2. Eichstetten 2000, S. 134, 140 f., 150, 155. 1958/59 machten Siegfried Sommer und Max Dreifuß Rückerstattung für die 1939 erzwungene Abgabe von Edelmetallgegenständen geltend. Vgl. Stadtarchiv Freiburg, D. Li. 254. Auch Rechtsanwalt Dr. Eugen Rothschild, bei dem die Familie Sommer untergekommen war, wurde nach Gurs verschleppt. Geboren am 3. 5. 1875 in Freiburg, starb er am 31. 1. 1941 im Lager Noé; Sie sind nicht vergessen (wie Anm. 4), S. 50 (dort fälschlich: Eugenie); Gedenkbuch (wie Anm. 4) S. 295; Stadtarchiv Freiburg, Meldekarten.

³⁷ Vgl. Anm. 31. Moritz Bähr ist im Gedenkbuch (wie Anm. 4) nicht genannt.

³⁸ WIRTH (wie Anm. 11), Register. Vgl. das amtliche Verzeichnis (wie Anm. 31), Nr. 549, 550 (mit fehlerhaftem Nachnamen: Hanser). Gedenkbuch (wie Anm. 4), S. 117.

³⁹ Den Vorgang schildert der „Stadtchronist“ Karl Willy Straub in der Kriegschronik der Stadt Freiburg (Stadtarchiv Freiburg, B1 / 328, S. 97 f.) mit hämischem Ressentiment und der Feststellung: „Die Stadt Freiburg ist wieder einmal judenfrei.“ Die Textstelle ist ausführlich zitiert bei MAIER (wie Anm. 24), S. 31. – Die in Mischehen lebenden jüdischen Bürger durften noch in der Stadt verbleiben. Zum 8. 10. 1941 notierte Straub: „Heute gegen Abend ist mir in der Löwenstraße der erste Jude (gemäß der Bestimmung vom 19. September d. Js.) mit dem Davidstern begegnet; nach dem großen Abschied der Juden vor einem Jahr eine Seltenheit. Wie mir erzählt wird, sollen die Juden in Frankfurt, wo sie noch vollzählig herumlaufen, den Davidstern wie eine Auszeichnung tragen.“ Ebd. S. 145 f. Die Tendenz der Kriegschronik kommt kraß auch zur Geltung in dem gehässigen Eintrag vom 22. 10. 1941 zum Prozeß gegen Stefan Meier vor dem Freiburger Sondergericht. Ebd. S. 147 f. Der Pg. Karl Willy Straub wurde von OB Kerber selbst zum Leiter des 1933 eingerichteten Presseamts der Stadt Freiburg berufen. Seit Auflösung des Amtes 1936 – das Reichspropagandaministerium hatte sich und seinen Dependancen in den Ländern inzwischen alle relevante Pressearbeit vorbehalten – war Straub für die Führung der Stadtchronik beim Stadtarchiv angestellt. Stadtarchiv Freiburg, C4 / VI / 17 / 3 (Errichtung einer Pressestelle, 1933–1944), C4 / VI / 29 / 5 (Herausgabe einer Kriegschronik der Stadt Freiburg, 1915–1945), D. StA. IV, 6. Straub schrieb auch weiter für die Presse; vgl. seinen antisemitischen Beitrag im „Alemannen“ vom 5./6. 9. 1941.

⁴⁰ Das Grab von Max Frank auf dem jüdischen Friedhof, das gleich neben dem von Therese Loewy liegen müßte, ist heute, wie die Verwaltung des Israelitischen Friedhofs bestätigte, nicht mehr genau zu identifizieren; ein Grabstein fehlt, doch ist neben dem Grab von Therese Loewy auffallenderweise eine Grabstelle frei, an der andere anschließen. – Nach der Verschleppung blieb den Behörden nur noch die Aufgabe der „Verwaltung und Verwertung des jüdischen Vermögens“, die von einer eigens gebildeten Abteilung bei der Polizeidirektion Freiburg sofort in die Wege geleitet wurde.

Vgl. Chronik der Polizeidirektion (wie Anm. 2), Einträge zum 31.10. und 20.11.1940. Das „Verzeichnis der in Freiburg sichergestellten Judenhäuser und Wohnungen (Schlüssel)“ – mit Einträgen auch für die Glümerstraße 31 – wurde von dort dem Liegenschaftsamt am 8.11.1940 zugesandt. Stadtarchiv Freiburg, D. Li. 244.

- ⁴¹ GUSTAV SEIBT: Kein schöner Land. In: DIE ZEIT Nr. 45 vom 2. Nov. 2000, S. 57.
- ⁴² SEIBT (wie Anm. 41). 1933 betrug der Anteil der inzwischen weitgehend assimilierten Juden weniger als 1% der Bevölkerung. HEIKO HAUMANN: Erinnern und nicht vergessen. Freiburg und der 9. November 1938. Ansprache zum 50. Jahrestag. In: Das Schicksal der Freiburger Juden am Beispiel des Kaufmanns Max Mayer und die Ereignisse des 9./10. November 1938 (Stadt und Geschichte. Neue Reihe des Stadtarchivs Freiburg i. Br. 13). Freiburg 1989, S. 11.
- ⁴³ GABRIELE BLOD: Die Entstehung der Israelitischen Gemeinde Freiburg 1849–1871 (Stadt und Geschichte. Neue Reihe des Stadtarchivs Freiburg i. Br. 12). Freiburg 1988.
- ⁴⁴ Geschichte der Stadt Freiburg (wie Anm. 13), S. 507 ff. HAUMANN (wie Anm. 15), S. 22 f., 43.
- ⁴⁵ Max Mayer, Stadtverordneter der SPD im Freiburger Bürgerausschuß von 1911 bis 1933, schreibt in seinen Erinnerungen: „Unser Elternhaus [in der Schustergasse] war Nachbar des Münsters, und rund um uns herum wohnten die Katholiken der Oberstadt, auch der Erzbischof in seinem Palais. Unsere Familie war geachtet und in nachbarlicher Gunst, ungeachtet ihres Judentums. Wir mußten nicht als Fremdlinge und Feinde im katholischen Lebenskreis stehen, sondern die Poesie seiner Formen, der Kirchengang durch unsere Gasse, die Glockenansagen des Gottesdienstes, die Messen im Münster, das Pathos der Prozessionen und die uns vertraute Zeitfolge des Glockengeläutes ergaben eine liebevolle, mystische Gesamtstimmung, von welcher wir nicht minder angerührt waren als die Katholiken selbst. Und unsere Herzen standen weit offen zum Empfang der deutschen Kultur.“ Zitiert nach HAUMANN (wie Anm. 42), S. 22 f.
- ⁴⁶ Seine Predigt zum 25jährigen Bestehen der Israelitischen Gemeinde 1890 schloß Stadtrabbiner Adolf Lewin mit den Worten: „So ist die Fremde uns zur Heimat geworden. So fühlen wir uns nicht als Fremde – werden auch nicht als solche angesehen – denn ein Gefühl der Liebe umschlingt uns alle und unsere andersgläubigen Mitbürger, das Band der Liebe zu Fürst und Vaterland, zu unserer schönen Mutterstadt.“ Zitiert nach: Geschichte der Stadt Freiburg (wie Anm. 13), S. 164.
- ⁴⁷ Vgl. Gustav Seibts Plädoyer in der ZEIT (wie Anm. 41) mit Überlegungen, wie jenseits vom „rituellen moralisierenden Selbsthaß eines Großteils der Öffentlichkeit“ und dem „verschmückt autoritären Postulat einer Leitkultur“ zu einem „gesellschaftlichen Klima“ zu gelangen sei, das „Fremdenhass keinen Raum bietet“.

Wie einer in der Nazi-Zeit unter die Räder kam. Der „Fall“ Reinhold Birmele und seine Verarbeitung in der Bundesrepublik Deutschland

Von
HEIKO HAUMANN

Der 15. Juli 1942 war ein Mittwoch. Reinhold Birmele, achtundzwanzigjähriger Gehilfe in der Gärtnerei Rappenecker, bearbeitete ein Grundstück in der Freiburger Beethovenstraße. Wegen epileptischer Anfälle in der Vergangenheit hatte er nicht als Soldat in den Krieg ziehen müssen. Nebenan, Nr. 9, lag der Garten, der zur Villa des ehemaligen Bankdirektors Hein gehörte. Birmele hatte schon oft dort gearbeitet. Nur flüchtig war er hingegen bisher der achtundfünfzigjährigen Hausgehilfin der Familie Hein, Maria Weber [*Name geändert*, H. H.], begegnet, die gerade in den Garten trat; er wußte nicht einmal ihren Namen. Sie kamen ins Gespräch. Dabei stellte sich heraus, daß Frau Weber in St. Peter beheimatet war und Reinhold Birmele ihre dort verheiratete Schwester kannte. Sie habe jetzt Ferien und wolle ihre Schwester wieder einmal besuchen, meinte Birmele die Hausgehilfin zu verstehen. Ihm kam die Idee, sie zu fragen, ob sie nicht gemeinsam dorthin wandern wollten. Er war ein großer Naturfreund und jeden Sonntag draußen in den Bergen. Birmele wollte dann, nach dem Besuch der Bekannten in St. Peter, über den Kandel zurück nach Kollnau laufen, wo er wohnte. Eine richtige Verabredung war es wohl nicht, aber Birmele dachte, Maria Weber habe seinem Plan zugestimmt.¹

So verabschiedete er sich am Sonntagfrüh – es war der 19. Juli – von seiner Frau Luise und fuhr um acht Uhr mit der Elztalbahn nach Freiburg. Gegen 9.30 Uhr läutete er in der Beethovenstraße an der Tür von Nr. 9. Zunächst rührte sich nichts. Nach mehrmaligem Läuten wurde durch das Türmikrofon gefragt, wer dort sei. Birmele läutete wieder. Zu seiner großen Überraschung erschien dann jedoch nicht die Hausgehilfin, sondern er hörte durch die Tür die Stimme von Frau Hein, die ihn nach seinem Begehren fragte. Birmele bekam einen Riesenschreck. Er wollte nicht, daß Frau Hein von seiner beabsichtigten Wanderung mit Maria Weber erfuhr, zumal sie diese, wie sie ihm erzählt hatte, grob behandelte. Um abzulenken, rief er: „Polizei!“ Vielleicht war ihm dieser Einfall gekommen, weil seine Frau am Morgen, als er sich seinen Regenmantel angezogen, gesagt hatte, er sehe aus „wie ein Krimineller“.² Frau Hein wollte wissen, was das bedeute. Er wiederholte: „Polizei!“ Als sie den Hausschlüssel holen wollte, rief Birmele, er werde in einer Stunde mit dem Auto wiederkommen. Er entfernte sich, ging zu einer befreundeten Familie und kehrte später nach Hause zurück, erzählte allerdings nichts von dem Vorfall.³

Fanny Hein sah die Geschichte etwas anders. 1879 in Hamburg geboren, war sie

mit ihren Eltern, Ferdinand und Marie Wibel, 1893 nach Freiburg gekommen. Seit 1941 lebte sie in der Beethovenstraße.⁴ Sie war an dem Sonntagmorgen bereits auf, während der bei ihr einquartierte Sanitätssoldat Dr. Hans Schindler, der damals als Arzt in der Augenklinik Dienst tat, noch im Bett lag; er hörte den Vorfall von dort aus mit. Frau Hein ging wegen des mehrmaligen Läutens hinunter an die Haustür und schaute durch das verschlossene Fenster. Sie erkannte einen Mann, der einen grauen Regenmantel sowie einen grünen Hut mit einer Kordel rundherum und eine dunkle Brille trug. Gleich vermutete sie, dies sei der Gärtner, der schon häufig bei ihnen gearbeitet hatte. Als er „Polizei!“ rief, bekam sie es mit der Angst zu tun: Ob er sich auf diese Weise Zugang zu ihrem Haus verschaffen wollte, um dort – vielleicht sogar unter Gewaltanwendung – Wertgegenstände an sich zu nehmen? Sie empfand jedenfalls sein Rufen als Brüllen und als Drohung. Nachdem er sich entfernt hatte, rief sie den Gärtner Rappenecker an und fragte ihn, ob sein Gehilfe, der schon bei ihnen beschäftigt gewesen sei, einen grünen Hut mit Kordel besitze. Rappenecker wußte dies nicht, meldete sich aber am nächsten Morgen und bestätigte Frau Heins Verdacht. Sie erstattete Anzeige.

Einen Tag später, am 21. Juli 1942, wurde Reinhold Birmele um zehn Uhr an seiner Arbeitsstelle bei der Gärtnerei Rappenecker in der Brombergstr. 23 verhaftet und noch am selben Tag durch Kriminalsekretär Frohn verhört.⁵ Birmele leugnete den Vorfall nicht, bestritt aber jegliche aggressive Absicht und versuchte, das Ganze als einen Scherz hinzustellen, der die Hausgehilfin habe schützen sollen. Dem Verhörprotokoll ist anzumerken, daß der Kriminalbeamte über Birmeles Verhalten empört war. Zu dessen Werdegang erfahren wir, daß er katholischer Konfession war und am 10. Juni 1914 in Luxemburg geboren wurde, wo sein Vater August als Mechaniker wohl in einer Zeche tätig gewesen war. Später sei er nach Essen zu Krupp gewechselt und 1920 nach Waldkirch gezogen. Die Eltern seien – „angeblich“, wie der Beamte vermerkte – „deutschblütig“. Nach acht Jahren Volksschule habe er den Gärtnerberuf erlernt.⁶ Seit dem 6. Lebensjahr habe er durchschnittlich alle vier Wochen epileptische Anfälle. 1934 leistete er seinen Arbeitsdienst ab,⁷ trat aber, wie Frohn ausdrücklich festhielt, nicht in die NSDAP ein. 1938 kam er zu Rappenecker, 1940 heiratete er. Frohn fügte seinem Protokoll noch hinzu: „angebl. einmal mit 7 Monate Gefängnis wegen Diebstahl. Besitzt angebl. kein Vermögen.“

Die Hausgehilfin Maria Weber⁸, am 22. Juli befragt, bestätigte im wesentlichen die Darstellung Birmeles über ihr Gespräch im Garten. Allerdings wies sie es weit von sich, daß sie jemals mit ihm eine Wanderung unternommen hätte, selbst wenn sie von ihm dazu eingeladen worden wäre. Auf ihre Tugend wollte sie nichts kommen lassen. Aber zwischen ihr und Birmele hatte es tatsächlich ein Mißverständnis gegeben: Während er an Ferien und eine – wenn auch lockere – Verabredung glaubte, hatte sie gemeint, daß sie an dem fraglichen Mittwoch ihren letzten Beschäftigungstag bei der Familie Hein verbringe. Am 16. Juli 1942 war sie aus dem Arbeitsverhältnis ausgeschieden. Trotz ihrer Distanzierung von Birmele unterließ sie es nicht, ihre frühere Dienstherrin anzuschwärzen: „Sie ist sehr hungrig [ein sprechender Ausdruck für geizig, gemünzt auf eine Arbeitgeberin!] und gönnt einem andern Menschen nichts. Mir ist es in der Zeit, in der ich bei ihr in Stellung war [ungefähr zwei Jahre], nicht gerade gut gegangen. Das Essen war sehr knapp und ich

Arbeitsdienstpaß		
Klasse	B	Gruppe
B/300/4211		A
Birmele		Reinsfeld
Geburtsdatum:	10.6.1914	Geburtsort:
Reinhold Birmele		
Vorkurs: Reinhold Birmele		
Arbeits-Dt.	9 / BI	
Grosch		
Am Tage der Einstellung in den Arbeitsdienst wohnhaft in:		
Ort: Walden / Baden		
Lehrplan 7/1		
Name:		
bei im Eltern		

Arbeitsdienst-Laufbahn:		
Bergang:	Datum:	Zweck:
Eintritt	14. Juni 1934	Wehrdienst
Entlassung	31. Oktober 1934	Arbeitsdienst
nach Ort: Walden / Baden		
Grund: Prüfung		
Gesamt-Deurteilung: 29. Oktober 1934		
Führung: gut		
Defensibel: guter Arbeiter		

Größe in cm:	178	Haarfarbe:	blaugrün	Augenfarbe:	blau
in Stellung schüchtern:		in Stellung selbstbewußt:		Unterzeichner bei H. Dienstgeber:	
/		/		Reinhold Birmele	

Die Richtigkeit des Lichtbildes, der Personenbeschreibung und der Unterschrift bezeugt:

Ort: **Geisenfeld**

Datum: **31. Okt 34**

Abb. 1 Arbeitsdienstpaß (Arbeitsgau 30, Bayern-Hochland, Abt. 6/300), der Reinhold Birmele bescheinigt, ein „guter Arbeiter“ zu sein. Die Entlassung erfolgte am 31. Oktober 1934 aus Geisenfeld wegen „Stellungssuche“. (Photo Privatbesitz)

kam in meinen Kräften sehr herunter. Wie ich durch ein früheres Mädchen erfahren habe, soll die Frau Hein nicht ganz arisch sein. Man sagte mir, ihre Mutter sei eine Jüdin gewesen. Ihr ganzes Wesen deutet auch darauf hin.“ Die Denunziation ist ein Musterbeispiel, wie ein antijüdisches Klischee – eine „Arierin“ kann nicht geizig sein – mit einem Gericht zusammengebracht wird, um nicht selbst den Wahrheitsbeweis antreten zu müssen. Sie hätte Frau Hein in tödliche Gefahr bringen können, spielte aber in deren Befragungen keine Rolle.⁹

Da der Fall weiterer Aufklärung bedürfe und Verdunkelungsgefahr bestehe, erging nun Haftbefehl wegen „Amtsanmaßung“, und noch am selben Tag, dem 22. Juli, wurde Birmele dem Haftrichter Dr. Kretschmer vorgeführt. Wiederum ist das Verhörprotokoll keineswegs neutral gehalten. Diesmal läßt es die Sympathie des Richters für den Beschuldigten erkennen: Er legt ihm durch seine Fragen die Antworten geradezu in den Mund. Birmele betonte die Harmlosigkeit seiner Absicht – er wollte nur unerkannt entkommen. Eine Amtsanmaßung habe nicht vorgelegen, „weil ich keine Amtshandlung vortäuschen wollte. Ich habe nicht etwa gerufen, daß ich eine Haussuchung oder etwas derartiges vornehmen wolle.“ Auf Nachfragen des Richters berichtete er, er habe zuvor im Bahnhof zwei Glas Bier getrunken. Wegen seiner epileptischen Anfälle sei er schon drei Monate im Emmendinger Krankenhaus zur Beobachtung gewesen. Gärtner sei er geworden, „weil ich immer in freier Luft arbeiten soll“. Dr. Kretschmer versuchte auch, das Gewicht seiner Vorstrafe, die der



Abb. 2 Wehrpaß (Innenseite), ausgestellt am 23. Dezember 1939 in Freiburg, der Birmele als „beschränkt tauglich“ der Ersatzreserve II zuwies. (Photo Privatbesitz)

Kriminalbeamte für eine schwere Belastung angesichts des Verdachts auf Diebstahl bei der Familie Hein gehalten hatte, zu entkräften: „Ich wollte damals mir einen Anzug holen, der einem Freunde meiner Schwester gehörte. Ich war damals arbeitslos und hatte keine Kleider.“¹⁰

Die Strategie des Richters ging zunächst auf. Obwohl Frau Hein ihre Anzeige am 28. Juli aufrecht erhielt, weil Birmeles Verhalten für sie „durchaus keinen harmlosen Charakter“ hatte, erließ das Freiburger Amtsgericht am 5. August 1942 auf Antrag des Oberstaatsanwaltes eine Strafe von einem Monat Gefängnis unter Anrechnung der Untersuchungshaft. Der Strafgrund lautete, Birmele habe sich „unbefugt mit Ausübung eines öffentlichen Amtes befasst oder eine Handlung vorgenommen, die nur kraft eines öffentlichen Amtes vorgenommen werden darf“ (§ 132 Strafgesetzbuch). Einen Tag später wurde Birmele das Urteil eröffnet. Er nahm es widerspruchslos an. Die auferlegten Kosten konnten nicht eingetrieben werden, da er tatsächlich kein Vermögen besaß.

Bereits am 23. August 1942 war die Haftzeit abgelaufen. Morgens um elf Uhr wurde er entlassen – jedoch nicht in die Freiheit. Auf Reinhold Birmele wartete die Gestapo und nahm ihn in „Schutzhaft“.¹¹ Was war geschehen? Hatte die Polizei recherchiert und herausgefunden, daß ein August Birmele Ende Januar 1919 Mitglied des Arbeiterrates für den Bezirk Waldkirch gewesen war?¹² War ihr bekannt geworden, daß Reinhold Birmele zu einem Bekannten, der mit der Kommunistischen Partei sympathisierte, gesagt hatte: „Wenn wir an der Macht sind, wird alles besser“?¹³ Gab es sonst einen Verdacht auf politische Betätigung? Die Akten, soweit sie erhalten geblieben sind, geben darüber keine Auskunft. Nach ihnen bildete die Grundlage für die „Schutzhaft“ ein Runderlaß des Chefs der Sicherheitspolizei und des Sicherheitsdienstes vom 13. Juli 1941. Dieser sah vor die „Inschutzhaftnahme von Personen, die sich fälschlicherweise als Beamte der Geheimen Staatspolizei bzw. Kriminalpolizei oder allgemein als Polizeibeamte ausgeben“. Auch bei einem richterlichen Haftbefehl sei die Gestapo zu verständigen. Der diensttuende Kriminalbeamte hatte sich an diese Vorschrift gehalten und das unbedachte, aber wohl kaum die Autorität des Staates bedrohende Verhalten Birmeles gemeldet. Der Hilfeversuch des Richters konnte daran nichts mehr ändern. Hier zeigt sich, dass derartige Meldungen, die ohne negative Folgen für den Beamten hätten unterbleiben können, neben den zahlreichen Denunziationen die entscheidende Zuarbeit für die Gestapo darstellten. Erst dadurch war es ihr möglich, auch im Alltag in unerwarteter Weise gegenwärtig zu sein sowie Urteile der Justiz zu ergänzen oder zu korrigieren.¹⁴

Nun war Reinhold Birmele in das Räderwerk des nationalsozialistischen Terrorapparates geraten. Er wußte zunächst gar nicht, was mit ihm geschehen war. Am 30. August 1942 schrieb er aus dem Freiburger Gefängnis an seine Frau, er „habe es gut gemeint und ist schlecht raus“ gekommen. Er bat sie, doch einmal nach Karlsruhe zu schreiben und anzufragen, warum er eigentlich eingesperrt sei. Seine Strafe habe er doch schon lange abgesessen und „doch sonst nichts gemacht“.¹⁵ Zwei Wochen später, am 13. September 1942, wunderte er sich in einem neuen Brief an seine Frau, warum man ihn so lange in „Schutzhaft“ behalte. Aber er habe ein „gutes Gewissen“, und so werde alles wieder gut werden. Immerhin wußte er jetzt, warum man

ihn nicht freigelassen hatte. Die Gestapo Berlin¹⁶ habe ihm geschrieben, er gefährde „nach dem Ergebnis der staatspolizeilichen Feststellungen durch sein Verhalten den Bestand und die Sicherheit des Volkes und Staates, indem er dadurch, daß er sich als Beamter der Polizei ausgibt, das Vertrauen der Bevölkerung zu den Organen des Staates erschüttert“. Nun war ihm klar geworden: „Luis, wäre ich an dem Sonntag lieber bei Dir geblieben oder auf den Kandel gegangen und Beeren geholt, als so einen dummen Streich zu machen, was ich ja nicht so gemeint habe (und) jetzt mein Lebtag lang daran büßen muß.“ Geradezu verzweifelt beschwor Birmele seine Frau, ihn möglichst rasch noch einmal zu besuchen und ihm den Ehering sowie ein Bildchen mitzubringen, „daß ich doch ein kleines Andenken habe“. Denn: soeben hatte er erfahren, daß er in das KZ Dachau verlegt werde – „nicht weit von dort, wo ich anno 34 den Arbeitsdienst mitgemacht habe; wer hätte das geglaubt, daß ich einmal dahin komme, bin als öfters daran vorbei gelaufen und habe gesungen und gejohlt“.¹⁷

Nach Zwischenaufenthalten im Gefängnis Karlsruhe vom 18. bis 25. September sowie in der Haftanstalt Augsburg vom 28. September bis 7. Oktober wurde Reinhold Birmele am 8. Oktober 1942 mit der Häftlingsnummer 37198 in Dachau eingeliefert.¹⁸ Er meldete sich am 18. Oktober bei seiner Frau in der Hoffnung, daß alles wieder gut werde. Immerhin gebe es hier eine Kantine, in der er im Monat für 40 Mark einkaufen könne, „wenn ich welches habe und verbrauchen kann“. Luise möge ihm doch bald schreiben, denn er „habe so Heimweh nach Dir“. Ob er einen Antwortbrief erhalten hat, wissen wir nicht. Schon am 2. November 1942 wurde er in das KZ Neuengamme bei Hamburg „überstellt“.¹⁹ Warum bereits nach so kurzer Zeit eine Verlegung erfolgte, kann nicht geklärt werden. Möglicherweise lag eine Anforderung aus Neuengamme vor, da 1942 auf dem dortigen Lagergelände der Bau von Firmen begann, die im wesentlichen Rüstungszwecken dienten. Dafür wurden zusätzliche Arbeitskräfte benötigt. Im selben Jahr sanken allerdings die Verpflegungssätze für die Häftlinge, so daß sich deren Existenzbedingungen zunehmend verschlechterten. Die Sterblichkeit stieg drastisch an.

Birmele erhielt die Häftlingsnummer 11328. Am 15. Dezember 1942 schrieb er seiner Frau eine Postkarte, aus der hervorging, daß er im Block 3 untergebracht war: „Liebe Frau, wie geht es Dir, hoffentlich gut, mir geht es so weit auch recht, was ich von Dir auch hoffe, und zu Hause ist alles auch noch in Ordnung. Luis, sei doch so gut und schreibe mir einmal, wie es allen geht. Auch Lebensmittelpakete kann ich unbeschränkt von Dir Lulu empfangen. Lege mir auch ein paar Briefmarken bei, und von meinem ersparten Geld kann ich auch ein kleinwenig brauchen. Auf Wiedersehen Lulu, bleibe gesund, und auch ein frohes Weihnachtsfest.“

Doch das Weihnachtsfest wurde nicht froh. Der Brief klang schon nicht mehr wie früher, die Schrift war kaum lesbar. Kurz vor dem Heiligen Abend erhielt Luise Birmele auf dem Kollnauer Rathaus die Nachricht vom Tod ihres Mannes. Der Neuenammer Lagerkommandant teilte ihr mit einem Schreiben vom 23. Dezember mit, daß Reinhold Birmele am 21. Dezember 1942 im Krankenbau des Lagers „an Versagen von Herz und Kreislauf bei Magen- und Darmkatarrh verstorben“ sei. Die beiliegende Todesbescheinigung bestätigte diese Angabe und gab die Todesstunde mit 12.30 Uhr an. Vielleicht gab sich Frau Birmele mit dieser Auskunft nicht zufrieden,

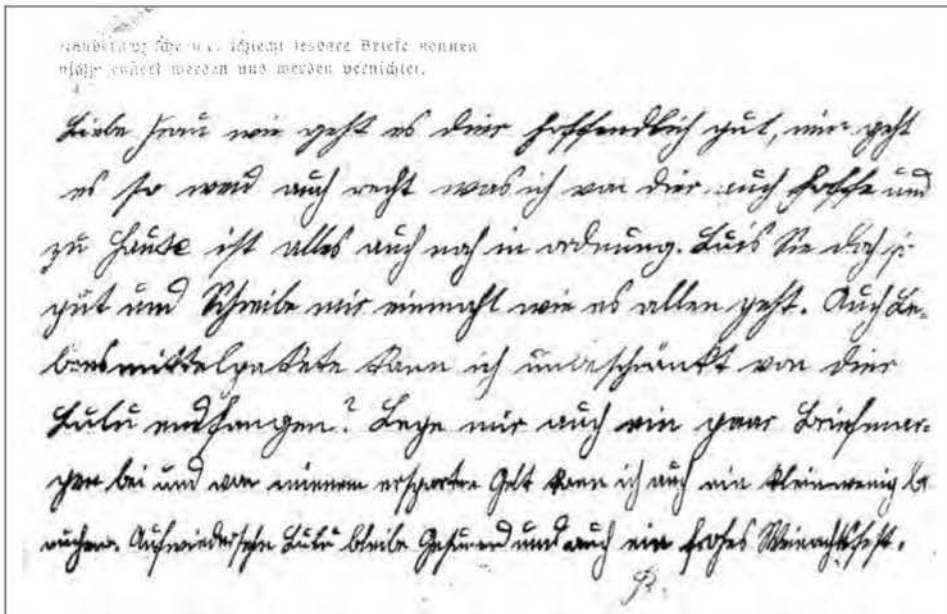


Abb. 3 Das letzte Lebenszeichen: eine Postkarte (Vorder- und Rückseite) aus dem Konzentrationslager Neuengamme. (Original in Privatbesitz)

denn am 14. Januar 1943 ergänzte SS-Sturmbannführer Pauly, der Verstorbene habe sich am 14. Dezember 1942 krank gemeldet. „Trotzdem ihm die bestmögliche medikamentöse und pflegerische Behandlung zuteil wurde, gelang es den Bemühungen des Arztes nicht, der Krankheit Herr zu werden, sodaß es zum Ableben mit ihm kam. Ich spreche Ihnen zu diesem Verlust mein Beileid aus.“²⁰

Das Totenbuch des Krankenreviers vermittelt allerdings einen anderen Eindruck. Am 21. Dezember 1942 beginnen die Eintragungen auf der betreffenden Seite um 7.50 Uhr mit dem Tod eines Holländers (Listenummer 2689), gefolgt von acht Russen, die um 7.55, 8.00, 8.05, 8.10, 8.20, 8.25, 9.00 und 9.10 Uhr starben. Nach einer Pause wurde um 12.00 Uhr der Tod eines weiteren Holländers vermerkt und anschließend, um 12.30 Uhr, jener Reinhold Birmeles mit der Listenummer 2699. Er ist als „Polit.“ bezeichnet. Nach dem Tod eines Russen um 13.00 Uhr endet die Liste für diesen Tag. Birmele ist der einzige auf der Seite, als dessen Todesursache Herz- und Kreislaufversagen bei Magen- und Darmkatarrh angegeben wird. Wir finden sonst für den 21. Dezember vier Fälle von „Cardialer Insuffizienz“ und jeweils zwei von „Herzmuskelschwäche“, „Anaemie“ und „Lungenoedem“.²¹ Daß hier nicht alles mit rechten Dingen zugeht, fällt auf den ersten Blick ins Auge. Eine genauere Aufklärung der Vorgänge ist aber aufgrund der vorhandenen Unterlagen nicht möglich.²²

Nach dem Zusammenbruch des „Dritten Reiches“ war es zunächst selbstverständlich, daß Birmele als ein Opfer des Nationalsozialismus anerkannt wurde und

2689	Holl 10119	Twists,	Konrad	11.5.09	21.12	7:13	Cardiale Insuffizienz
2690	Russ 93671	Pawin,	Blufajst	1.9.26		7:15	Anaemie
1	119789	Ryalkow,	Alchwin	4.9.20		8:05	Lungenoedem
2	83964	Kajman,	Grigorij	5.5.21		8:05	Lungenoedem
3	10067	Kiwolata,	Klyman	13.9.21		8:05	Herzmuskelschwäche
4	10571	Mlow,	Jean	1.2.26		8:10	Cardiale Insuffizienz
5	8319	Petrowskij,	Klym	20.4.18		12:5	
6	102639	Ladymka	Prokij	2.12.21		9:00	
7	11546	Koltshenko,	Gygy	11.7.05		9:05	
8	Holl 91200	Zomardijka,	Karol	11.9.21		12:00	
9	Holl 11328	Birmele,	Kunze	11.6.19		12:30	Nov. 6. Tag
1700	Russ 91120	Bodak,	Krym	11.5.25		13:00	Lungenoedem
1	12789	Homonow,	Wajil	4.3.18	21.12	7:15	Cardiale Insuffizienz
2	10578	Kjuchitschenko,	Wassil	16.2.26		7:25	
3	11522	Serdjuk,	Kubry	1.3.21		7:25	
4	12389	Kusnezow,	Jean	29.8.25		7:25	Lungenoedem
5	8715	Worokij,		12.11.21		7:35	Anaemie
6	9773	Romanenko,	Bluffij	1.12.21		8:05	Lungenoedem
7	10709	Kudjka,	filigg	9.11.29		8:15	Herzmuskelschwäche

Abb. 4 Auszug aus dem Totenbuch des Krankenreviers im KZ Neuengamme. Reinhold Birmele wird als „Polit.“ bezeichnet. (Original in KZ Gedenkstätte Neuengamme)

seine Witwe eine Entschädigung erhielt. Am 15. Oktober 1945 wurden zum erstenmal ihre Personalien erhoben und die Umstände des „Falles“ erfragt.²³ Zahlreiche weitere Formulare, auf denen Frau Birmele detailliert über ihre Arbeits- und Vermögensverhältnisse sowie über die durch den Tod des Mannes entgangenen Einkünfte Auskunft geben mußte, sollten folgen. Luise Birmele, geboren am 2. September 1912, war nach verschiedenen Arbeitsplätzen als Dienstmädchen in der Firma Gütermann als Seidenarbeiterin eingestellt worden.²⁴ Während sie als Grund für dessen KZ-Aufenthalt seine „nichtnationalsozialistische Einstellung“ anführte,²⁵ teilte ein Mitglied der „Betreuungsstelle“ Emmendingen für die Opfer des Nationalsozialismus, der offenbar selbst verfolgt gewesen war, am 29. Januar 1946 mit, Birmele sei zwar „sehr wahrscheinlich (...) auf gewaltsame Art beseitigt“, hingegen „nicht aus polit. Gründen, sondern wg. Amtsanmaßung verhaftet u. verurteilt“ worden. Anscheinend sollte der Kreis der „politisch Verfolgten“ eng begrenzt werden, vermutlich, um daraus auch besondere Ansprüche ableiten zu können.

Jedenfalls war hier schon das Muster der künftigen Argumentation angelegt. Durch einen Beschluß vom 1. Juli 1946 hatte Frau Birmele als „ehemlg. pol. Verfolgte“ eine „laufende Barunterstützung von RM 99,50 monatl.“ zugesprochen erhalten. Obwohl die Kollnauer Ortsverwaltung am 9. Juli die Auszahlung anordnete, protestierte wenige Tage später der juristisch geschulte Kollnauer Bürgermeister Georg Schindler.²⁶ Birmele sei wegen Amtsanmaßung, nicht aus politischen Gründen in das KZ gekommen. Wie sehr er noch vom Denken der gerade zu Ende gegangenen Zeit beeinflusst war, zeigt sein gleichzeitiger Widerspruch gegen eine Entschädigung für einen Soldaten, der wegen Volltrunkenheit in ein KZ eingeliefert worden war: Er habe „in betrunkenem Zustand vielleicht staatsgefährliche Äußerungen gemacht“. Kühl stellte der Sachbearbeiter zu Birmele richtig: „Normalerweise wäre er ja nicht ins K. Z. gekommen, deshalb Anerkennung.“ Diese eigentlich selbstverständliche Sichtweise konnte sich jedoch letztlich nicht allgemein durchsetzen. Der Stein war ins Rollen geraten. Die Badische Landesstelle in Karlsruhe begann eine Überprüfung des Falles und forderte Belege. Was hatte Frau Birmele schon vorzuweisen außer der letzten Karte ihres Mannes, auf der natürlich nichts von einer Haft aus politischen Gründen vermerkt war. Der Emmendinger Sachbearbeiter versuchte zu retten, was zu retten war. Man könne nicht ausschließen, daß Birmele „sich pol. Äußerungen zu schulden kommen liess. Pol. ist der Fall nicht, jedoch kann er als ‚Opfer‘ gerechnet werden und die Frau unterstützt werden, da sie in armen Verhältnissen lebt.“ Ein selbsternannter „Lagerspezialist“ gutachtete dagegen, die von Frau Birmele erwähnte politische Abteilung, in der ihr Mann inhaftiert gewesen sei, sei nichts anderes als „Bürräume der Gestapo“ gewesen, die man so genannt habe und wo natürlich alle Gefangenen einmal hätten vorsprechen müssen. Und als dann noch der Landesstelle die Vorstrafen Birmeles bekannt wurden, war die Angelegenheit erledigt: Am 19. September 1946 mußte die Emmendinger Zweigstelle der Witwe mit dem Ausdruck des Bedauerns mitteilen, daß ihr Mann nicht als Verfolgter anerkannt werden könne. Immerhin durfte sie die bereits erfolgten Unterstützungen „als Beweis der Hilfsbereitschaft“ behalten.

Gewiß kann aus dem Schreiben vom 23. Dezember 1942, das als Absender die „Politische Abteilung“ des Lagers vermerkte, nicht ohne weiteres geschlossen wer-

den, Birmele sei ein politischer Häftling gewesen. In der Tat erfolgte in der „Politischen Abteilung“ die Registrierung der Häftlinge. Andererseits arbeiteten auch Häftlinge in dieser Abteilung oder verschwanden dort.²⁷ Man hätte sich vielleicht die Mühe machen können, die Totenliste einzusehen: Während alle Akten von der Gestapo und der SS bei der Räumung des Lagers Ende April 1945 vernichtet worden waren, hatten Gefangene die Totenbücher versteckt und damit den Nachweis der Verstorbenen ermöglicht.²⁸ Bei Reinhold Birmele war die Bezeichnung „Polit.“ nicht zu übersehen. Daß er ein Opfer des politischen Systems geworden war, konnte nicht bezweifelt werden. Doch: Eine unheilige Allianz aus Menschen, die sich die juristische Sichtweise des NS-Regimes zu eigen gemacht hatten, und solchen, die den Alleinanspruch auf politische Verfolgung erhoben, ließ die Einsicht nicht zu, daß in einem demokratischen Rechtsstaat Birmele niemals in ein Konzentrationslager eingeliefert worden wäre.

Luise Birmele versuchte es in den folgenden Jahren immer wieder, den Beschluß überprüfen zu lassen. Ein Erfolg blieb ihr versagt. 1954 bemühte sie sich um ein Wiedergutmachungsverfahren. Auf der Rückseite eines Schreibens des Landesamtes für die Wiedergutmachung Freiburg vom 12. Oktober 1954 war in einem Aktenvermerk niedergelegt, Ministerialrat Leiser vom Regierungspräsidium Südbaden sei der Ansicht, Birmele sei „aus kriminellen Gründen“ in das KZ gekommen. Der Öffentliche Anwalt für die Wiedergutmachung in Freiburg stellte nach Akteneinsicht fest, er könne den Fall nicht übernehmen, denn Birmele sei verurteilt worden „aus allgemein-polizeilichen Erwägungen, insbesondere im Hinblick auf den damals bestehenden Kriegszustand und um das Vertrauen der Bevölkerung in die Organe des Staates nicht gefährden zu lassen“. Die Gestapo hatte also ganz recht. Insofern wundert es, daß er am 18. April 1955, als er Frau Birmele seine Entscheidung mitteilte, immerhin von „erheblichem Unrecht“ sprach, das ihrem Gatten zugefügt worden sei; ein Entschädigungsantrag sei allerdings aufgrund der gesetzlichen Bestimmungen aussichtslos.²⁹

Das Landesamt für Wiedergutmachung bat am 24. April 1955 dennoch um eine Prüfung, da es für den seinerzeitigen „groben Unfug“ Birmeles doch eine auffallend strenge Maßnahme gegeben habe. Es wurde dann nach Möglichkeiten gesucht, wenigstens aus „übergesetzlichen Mitteln“ der Witwe zu helfen, die unter materiell schwierigen Bedingungen lebte. Selbst der Öffentliche Anwalt setzte sich nun ein.³⁰ Er strebte zunächst einen ablehnenden Bescheid des Landesamtes an, der am 18. April 1956 erfolgte und den aufschlußreichen Satz enthielt: „Nicht jedes nationalsozialistische Unrecht unterliegt aber der Wiedergutmachung; dies würde viel zu weit führen.“ Auf dieser Grundlage versuchte der Anwalt nun, Leistungen aus dem Härtefonds zu erwirken. Frau Birmele zögerte, weil sie sich in diesem Fall mit der rechtlichen Beurteilung des Falles durch das Landesamt einverstanden erklären mußte. Schließlich kam es doch zu einem entsprechenden Antrag, aber offenbar auch zu Unstimmigkeiten zwischen Frau Birmele und dem Öffentlichen Anwalt. Nachdem am 30. Januar 1957 auch ein Härteausgleich abgelehnt worden war, schrieb am 12. April 1957 die frühere Waldkircher KPD-Gemeinderätin Carla Cuntz-Kaiser (1894–1988), die während des „Dritten Reiches“ mehrfach inhaftiert gewesen war, an den Anwalt.³¹ Sie wies darauf hin, daß Reinhold Birmele bei jeder Gelegenheit



Abb. 6
Reinhold Birmele,
undatiertes Photo
(Privatbesitz)

seine Gegnerschaft zum Nationalsozialismus zum Ausdruck gebracht habe – dafür nannte sie Zeugen –, daß sein Vater der SPD nahegestanden und seine Mutter den Bibelforschern angehört habe und daß es insofern naheliege anzunehmen, die Gestapo habe die „Verurteilung“ genutzt, um „den Verurteilten unschädlich zu machen“. Deshalb forderte sie eine Wiederaufnahme des Verfahrens. Der Öffentliche Anwalt lehnte dies ab, weil nicht nachzuweisen sei, daß Birmele „als Gegner des Nationalsozialismus erkannt“ worden sei. Er legte am 2. September 1957 die Vertretung Frau Birmeles nieder.

Am 24. Oktober 1966 unternahm der in Kollnau wohnende CDU-Bundestagsabgeordnete Albert Burger durch ein Schreiben an den Bundesfinanzminister einen neuen Vorstoß. Dieser ließ am 29. November 1966 mitteilen, für den KZ-Aufenthalt und Tod Birmeles gebe es rechtlich keine Wiedergutmachungsmöglichkeit, wohl aber seien die entstandenen materiellen Schäden zu ersetzen. Die Frist für die Anmeldung der Schadenersatzansprüche sei zwar schon 1959 verjährt – merkwürdig,

daß seinerzeit niemand Frau Birmele darauf aufmerksam gemacht hatte –, man könne jedoch ersatzweise ihr Verfahren um Wiedergutmachung anerkennen. Sie möge bei der Oberfinanzdirektion Freiburg vorsprechen. Nach einigem Hin und Her gewährte diese am 30. März 1967 „als Schmerzensgeld für den vier volle Monate dauernden rechtswidrigen Freiheitsentzug“ ein Betrag von insgesamt DM 500,-, der dann mit Entscheidung vom 21. Juli 1967 jeweils zur Hälfte an Luise Birmele und an Reinhold Birmeles Vater ausgezahlt wurde. Am 12. Januar 1968 teilte die Oberfinanzdirektion Frau Birmele ergänzend mit, es stehe ihr eine Hinterbliebenenrente von DM 330,- zu, die jedoch entfalle, weil ihre bisherigen und jetzigen Einkünfte diesen Betrag überstiegen. Frau Birmeles Anfrage bei der Rechtsstelle des Deutschen Gewerkschaftsbundes in Freiburg ergab am 9. April 1968, daß diese Entscheidung nicht beanstandet werden könne. „Vielleicht wird der Gesetzgeber eines Tages in solchen Härtefällen großzügiger bei einer gesetzlichen Regelung verfahren. Sie sollten deshalb die Sache doch nicht endgültig ablegen.“

Diese Hoffnung hat sich nicht erfüllt. Selbst das am 28. Mai 1998 vom Deutschen Bundestag endlich beschlossene „Gesetz über die Aufhebung nationalsozialistischer Unrechtsurteile in der Strafrechtspflege“ erfaßt die KZ-Deportation aufgrund des Schutzhaftbefehls nicht.³² Der Petitionsausschuß des Deutschen Bundestages lehnte mit Schreiben vom 8. April 1999 eine Gleichsetzung ab, weil das Gesetz nicht für „Willkürmaßnahmen“ gelte, „die keinen verurteilenden strafgerichtlichen Charakter haben“. Die „Inschutzhaftnahme“ sei „von vornherein Unrecht“ gewesen, wie „dies für jedermann zu erkennen“ gewesen sei. Allerdings könne trotzdem keine offizielle Rehabilitierung erfolgen, „da die tatsächlichen Folgen derartiger Willkürmaßnahmen rückwirkend nicht beseitigt werden können“. Diese Argumentation kann nicht überzeugen. Wenn sie zuträfe, hätte auch bislang niemand rehabilitiert werden dürfen, der an den Folgen von Unrechtshandlungen zu Tode gekommen war. Auf meinen Einspruch hin wiederholte jedoch der Petitionsausschuß mit Schreiben vom 22. Juni 1999 seine Ablehnung. Das Bundesministerium der Justiz hatte in seiner entsprechenden Stellungnahme vom 9. Juni 1999 erklärt, nur nationalsozialistische Urteile könnten aufgehoben werden, während es bei Maßnahmen der Exekutive, deren Unrechtscharakter offenkundig sei, „einer besonderen Unrechtserklärung oder einer offiziellen Aufhebung derartiger Maßnahmen des Verwaltungshandelns nicht bedarf“. Die Vermischung von regulärer Justiz und irregulärem, korrigierendem staatlichen Handeln, die geradezu ein Kennzeichen des nationalsozialistischen Regimes war, bleibt hier außerhalb des Blickfeldes.

Dennoch: Abgelegt hat Luise Birmele die Sache bis heute nicht. Der „Fall“ Reinhold Birmele ist ein Beispiel für den Mechanismus des nationalsozialistischen Herrschaftssystems und zugleich für die Prägungen durch dieses System wie für die Verdrängungen jener Zeit in der Bundesrepublik Deutschland. Selbst die juristische Aufarbeitung ist noch nicht beendet.

Anmerkungen

¹ Alle Ausführungen, soweit nicht anders vermerkt, nach: Staatsarchiv Freiburg, B 18/21, Nr. 80, C 2 Cs. 74/72 (Amtsgericht Freiburg [Breisgau]. Strafsache „gegen Reinhold Birmele, Gärtnergehilfe in Kollnau wegen Amtsanmassung“).

- ² So Frau Birmele in einem Gespräch am 12. 1. 1998.
- ³ Ebenda.
- ⁴ Der Bankdirektor i. R. Hermann Hein ist im Freiburger Adreßbuch von 1941 bis 1943 eingetragen. Eine Meldekarte hat sich weder von ihm noch von seiner Frau Fanny erhalten. Es liegt im Stadtarchiv Freiburg lediglich eine Karte vor, die folgenden Vermerk trägt: „Lt. Feststellung der Schutzpolizei vom 22. 1. 1947 befindet sich im Haus Beethovenstr. 9 eine franz. Dienststelle. Nach Aussagen der Nachbarschaft ist Bankdirektor Hermann Hein vor längerer Zeit nach Düren i./Westf. verzogen, Nähere Anschrift ist nicht bekannt“ (Schreiben vom 2. 7. 1996). Weder das Stadtarchiv in 52348 Düren noch in 58449 Witten – mit dem Ortsteil Düren – konnten jedoch eine Familie Hein nachweisen (Schreiben vom 15. 7. 1996 bzw. 5. 8. 1996). Die Angaben zu Hamburg sind einem Schreiben des dortigen Staatsarchivs vom 18. 7. 1996 entnommen. Über den Aufenthalt der Familie Wibel in Freiburg liegen Meldekarten vor (Schreiben des Stadtarchivs Freiburg vom 26. 7. 1996). Ich danke Frau Anita Hefe, Frau Dr. Martina Kliner-Fruck, Herrn Dr. Domsta und Herrn Bollmann von den genannten Archiven für ihre Recherchen.
- ⁵ In den Akten wird als Verhaftungstag der 21. und der 22. Juli angegeben, doch da auch ein Einlieferungsschein in das Gerichtsgefängnis vom 21. 7. vorliegt, dürfte dieses Datum richtig sein.
- ⁶ Frau Birmele berichtete am 12. Januar 1998, er habe in der Waldkircher Gärtnerei Maier gelernt. Später habe er über zwei Jahre in der Elzacher Gärtnerei Reichenbach und dann auch in der Gärtnerei der Kollnauer Fabrik gearbeitet.
- ⁷ Nach Erinnerung von Frau Birmele am 12. 1. 1998 wurde er bei Arbeiten im KZ Dachau beschäftigt. Vgl. Birmeles später zitierten Hinweis. Nach den Gerichtsakten leistete er den Arbeitsdienst vom Herbst 1934 bis Frühjahr 1935 in „Gerolving“ (gemeint ist wohl Gerolfing bei Ingolstadt). Aus seinem „Arbeitsdienstpaß“ geht hingegen hervor, daß er vom 22. 6. bis 31. 10. 1934 im Arbeitsdienst war. Entlassen worden sei er wegen „Stellungsuche“, wie die entlassende Dienststelle Geisenfeld bescheinigte. Weitere Einzelheiten konnten noch nicht belegt werden. In der KZ-Gedenkstätte Dachau liegen keine Unterlagen zu einem derartigen Arbeitsdienstesatz vor (schriftliche Mitteilung vom 23. 3. 1998). Auch in den Beständen der Stadt Geisenfeld konnte kein Hinweis auf Birmele gefunden werden. Ich danke dem 1. Bürgermeister, Herrn Max Steinberger, und dem Standesbeamten, Herrn Helmberger, für ihre Recherchen (schriftliche Mitteilung vom 11. 11. 1998). Zum Arbeitsdienstlager Geisenfeld vgl. Helmut Weinmayer: Geisenfeld. Ein Streifzug durch die Vergangenheit. 2. Aufl. Pfaffenhofen 1995, S. 114–115. Ebenfalls erfolglos blieben Nachforschungen des Stadtarchivs Ingolstadt, für die ich Herrn Edmund Hausfelder herzlich danke (schriftliche Mitteilung vom 11. 1. 1999), sowie seitens des Bundesarchivs in den Beständen des Reichsarbeitsministeriums (R 3901), des Reichsarbeitsdienstes (R 77) und des ehemaligen Berlin Document Centers (BDC); hier danke ich Herrn Zarwel sehr für seine Unterstützung (schriftliche Mitteilung vom 27. 4. 1999).
- ⁸ Die Hausgehilfin, deren Name hier verändert wurde, kam am 27. 4. 1884 in St. Peter als Tochter eines Tagelöhners zur Welt und ging bereits als junges Mädchen zur Arbeit nach Freiburg. Dort starb sie auch, ledig und ohne Kinder, am 28. 9. 1967. Beerdigt ist sie in St. Peter. Zur Zeit des geschilderten Ereignisses wohnte sie nicht weit von ihrem Arbeitsplatz, nämlich in der Goethestraße. In St. Peter liessen sich keine weiteren Erinnerungen an den „Fall“ erschliessen. Für ihre Nachforschungen danke ich Herrn Bürgermeister G. Rohrer und Herrn Klaus Weber, beide St. Peter, sowie Herrn Dr. Ulrich P. Ecker vom Stadtarchiv Freiburg.
- ⁹ Vermutlich erkannte der Kriminalbeamte sofort die Absicht. Ob dennoch Erkundigungen eingezo- gen wurden, geht aus den Akten nicht hervor. Nach Mitteilung des Staatsarchivs Hamburg vom 18. 7. 1996 waren Frau Heins Eltern evangelisch-lutherisch getauft; für eine Mitgliedschaft in der jüdi- schen Gemeinde gab es keine Hinweise.
- ¹⁰ Der eingeholte Auszug aus dem Strafregister ergab eine Verurteilung durch das Amtsgericht Wald- kirch am 4. 5. 1934 wegen Diebstahls in zwei Fällen zu zwei Monaten Gefängnis, erlassen durch die Amnestie vom 7. 8. 1934, sowie zwei weiteren Verurteilungen durch das Amtsgericht Emmendingen am 9. 5. 1935 wegen versuchten Einbruchdiebstahls zu vier Monaten Gefängnis und am 13. 6. 1935 wegen versuchten gemeinschaftlichen Diebstahls – unter Einbeziehung des vorherigen Urteils – zu sieben Monaten Gefängnis.
- ¹¹ Der Schutzhaftbefehl oder sonstige Unterlagen zu diesem Vorgang konnten weder im Bestand Reichssicherheitshauptamt (R 58) noch in anderen einschlägigen Beständen des Bundesarchivs er- mittelt werden (schriftliche Mitteilung des Bundesarchivs vom 24. 6. 1998; ich danke Herrn Zarwel

herzlich für seine intensiven Nachforschungen). Eine sicherheitshalber erfolgte Anfrage nach Hinweisen in Akten der Gestapoleitstelle Berlin – die an sich nicht zuständig war – blieb ebenfalls ergebnislos (schriftliche Mitteilung des Landesarchivs Berlin vom 15. 10. 1998; Herrn Martin Luch terhandelt ist für seine Recherchen zu danken).

- ¹² Stadtarchiv Waldkirch, XIII/1, Fasz. 4848; abgedruckt in: Wolfram Wette: Politik im Elztal 1890–1990. Ein historisches Lesebuch. Waldkirch 1990, S. 69.
- ¹³ Frau Birmele am 12. Januar 1998.
- ¹⁴ Diese Hilfsdienste der Polizei, der Verwaltung und anderer Ämter für den Verfolgungs- und Unterdrückungsapparat im „Dritten Reich“ sind ansatzweise untersucht für die Ausplünderung und Deportation der Juden, bedürfen aber insgesamt noch der systematischen Erforschung. Vgl. Eberhard Kolb: Die Maschinerie des Terrors. Zum Funktionieren des Unterdrückungs- und Verfolgungsapparates im NS System. In: Nationalsozialistische Diktatur 1933–1945. Eine Bilanz. Hg. von Karl Dietrich Bracher u. a. Düsseldorf 1983, S. 270–284, hier S. 281–282; Ralph Angermund: „Recht ist, was dem Volke nutzt.“ Zum Niedergang von Recht und Justiz im Dritten Reich. In: Deutschland 1933–1945. Neue Studien zur nationalsozialistischen Herrschaft. Hg. von Karl Dietrich Bracher u. a. Düsseldorf 1992, S. 57–75. Den ideologischen Hintergrund für das systemnützliche Verhalten vieler Menschen, der die Umdeutung der Rechtsordnung und die Proklamation einer neuen Rechtsidee einschloß, hat Bernd Rüthers dargestellt, vgl. z. B.: Die unbegrenzte Auslegung. Zum Wandel der Privatrechtsordnung im Nationalsozialismus. 4. Aufl. Heidelberg 1991; ders.: Carl Schmitt im Dritten Reich. Wissenschaft als Zeitgeist-Verstärkung? 2. Aufl. München 1990. Eine Zusammenfassung des Forschungsstandes zur Gestapo in der damaligen deutschen Gesellschaft: Die Gestapo – Mythos und Realität. Hg. von Gerhard Paul und Klaus Michael Mallmann. Darmstadt 1995. Vor allem Robert Gellately hat aufgrund seiner Forschungen zur Sozialgeschichte der Gestapo darauf hingewiesen, daß Deutschland „zu einer sich selbst überwachenden Gesellschaft wurde“ (ebd., S. 67). Zur polizeilichen Zusammenarbeit in diesem Band: Peter Nitschke: Polizei und Gestapo. Vorauseilender Gehorsam oder polykratischer Konflikt? Ebd., S. 306–322. Knappe Einführung in die Problematik: Klaus-Michael Mallmann: Denunziation, Kollaboration, Terror: Deutsche Gesellschaft und Geheime Staatspolizei im Nationalsozialismus. In: Sowi 27 (1998) S. 132–137. Vgl. auch: Im Namen des Deutschen Volkes. Justiz und Nationalsozialismus. Katalog zur Ausstellung des Bundesministers der Justiz. Köln 1989, hier bes. S. 246–271. – Bereits am 3.9.1939 hatte der Chef der Sicherheitspolizei, Reinhard Heydrich, in seinem Erlaß über „Grundsätze der inneren Staatssicherheit während des Krieges“ alle Gestapo-Stellen angewiesen, jeden „Versuch, die Geschlossenheit und den Kampfswillen des Deutschen Volkes zu zersetzen, von vornherein mit rücksichtsloser Härte und Strenge“ zu unterdrücken. Allerdings, so fügte er am 20. 9. 1939 hinzu, „sind jene Fälle mit psychologischem Verständnis und erzieherisch bestärkendem Bemühen zu behandeln, die auf innere oder äußere Not oder auf Augenblicksschwächen zurückzuführen sind“ (Martin Broszat: Zur Perversion der Strafjustiz im Dritten Reich. In: Vierteljahresshefte für Zeitgeschichte 6, 1958, S. 390–443, hier S. 399, 405–406 [Zitate]). Selbst derartige Differenzierungen waren nun weggefallen.
- ¹⁵ Die Briefe Reinhold Birmeles an seine Frau wie auch später erwähnte Korrespondenz wurden mir von ihr und ihrer Schwiegertochter, Frau Annette Kunz, zur Verfügung gestellt. Orthographie und Satzzeichen habe ich vorsichtig korrigiert.
- ¹⁶ Wohl das Geheime Staatspolizeiamt (Gestapa) Berlin, das als Abteilung IV des Reichssicherheitshauptamtes für die Ausstellung des Schutzhaftbefehls zuständig war.
- ¹⁷ Vgl. Anm. 7.
- ¹⁸ Schriftliche Mitteilung des Internationalen Suchdienstes Bad Arolsen vom 16. 11. 1999; K. Meschkat danke ich für die Nachforschungen (Gefangenen-Buch-Nummer 340/42 in Freiburg; Vermerk in Karlsruhe: V.H. R.S.H.A. Berlin 3.9.42 IV C 2 B 25 449; Gefangenen Buch-Nummer 404 in Augsburg; keine Angabe über die Zeit vom 25. bis 28. 9.); Schreiben des Generallandesarchivs Karlsruhe vom 22. 12. 1999 mit Dank an Herrn Amtsinspektor Hennhöfer (Gefangenen-Buch-Nummer 232, Aufenthalt vom 18. 9. 1942, 9 Uhr, bis 25. 9. 1942, 9 Uhr, „abgel. K.Z Lager Dachau“, ansonsten Bestätigung der Angaben aus Arolsen; Herr Hennhöfer löst die Abkürzung „VH“ als „Vorbeugungshaft“ auf, angeordnet vom Reichssicherheitshauptamt); Schreiben des Staatsarchivs Augsburg vom 10. 12. 1999 (Aufenthalt Birmeles vom 28. 9. bis 7. 10. 1942, zusammen mit Lagerführer Heinrich Sturm), Herrn Archivdirektor PD Dr. Reinhard Heydenreuter ist für seine Unterstützung zu danken; Auszug aus der Häftlingskartei, mitgeteilt am 13. 6. 1996 und – ergänzt – am 20. 1. 2000 von

der KZ-Gedenkstätte Dachau, Barbara Distel und Albert Knoll danke ich für ihre Unterstützung. Der Verbleib Birmeles zwischen dem 25. und 28. 9. konnte bislang nicht geklärt werden. Zu den Lebensbedingungen im KZ Dachau vgl. neben den Hinweisen, die die von Wolfgang Benz und Barbara Distel hg. „Dachauer Hefte“ enthalten, Edgar Kupfer-Koberwitz: Dachauer Tagebücher. Die Aufzeichnungen des Häftlings 24814. München 1997. Kupfer-Koberwitz (1906–1991) war von 1940 bis 1945 in Dachau (1941 auch vorübergehend in Neuengamme); sein Tagebuch beginnt Ende November 1942 und endet am 29. 4. 1945. Birmeles Haft wird insofern nicht erfaßt. Das gilt auch für die übrigen, eher erzählenden Erinnerungen, s. die Erstveröffentlichung, die nicht vollständig übernommen wurde: Die Mächtigen und die Hilflosen. Als Häftling in Dachau. Band 1: Wie es begann. Stuttgart 1957 (behandelt seine Häftlingszeit von November 1940 bis November 1941); Band 2: Wie es endete. 2. Aufl. Stuttgart 1960; auch Nico Rost: Goethe in Dachau. Hamburg 1981 (zuerst 1946, eine weitere Neuauflage erschien Berlin 1999; Rost, 1898–1967, verarbeitete hier seine Notizen von Juni 1944 bis April 1945).

- ¹⁹ Häftlingskartei Dachau und Transportliste des KL Dachau vom 2. 11. 1942. Nach Unterlagen der KZ-Gedenkstätte Neuengamme könnte Birmele schon im Oktober mit einem Transport aus Dachau angekommen sein. Da jedoch am 2. 11. 1942 ein Transport mit 600 Männern aus Dachau eintraf, dürfte die erwähnte Angabe richtig sein (Arbeit und Vernichtung. Das Konzentrationslager Neuengamme 1938–1945. Katalog zur Ausstellung im Dokumentenhaus der KZ-Gedenkstätte Neuengamme, Außenstelle des Museums für Hamburgische Geschichte. Hg. von Ulrich Bauche, Heinz Brüdigam, Ludwig Eiber, Wolfgang Wiedey. 2. Aufl. Hamburg 1991, S. 118). Hans-Joachim Höhler und Leonie Güldenpfennig von der Gedenkstätte sowie Joachim Szodrzynski von der Forschungsstelle für die Geschichte des Nationalsozialismus in Hamburg danke ich für ihre Nachforschungen (Schreiben vom 20. 5. 1996, 10. 6. 1996 und 7. 2. 2000). Daraus auch die im folgenden mitgeteilten Angaben zur Verlegung und die Häftlingsnummer. Zu den Arbeits- und Lebensbedingungen vgl. die hier sowie in Anm. 20 und 21 genannte Literatur.
- ²⁰ Während das Schreiben vom 23. 12. 1942 noch von einem Kriminal-Sekretär (Name unleserlich) in Vertretung unterzeichnet war, unterschrieb Max Pauly (1907–1946) am 14. 1. 1943 persönlich. Er war im September 1942 Lagerkommandant geworden und blieb es bis Kriegsende; zuvor hatte er diese Funktion schon im KZ Stutthof in der Nähe Danzigs wahrgenommen. Seine Grausamkeit ist in vielen Zeugenaussagen überliefert. 1946 wurde er in einem Hamburger Prozeß zum Tode verurteilt und hingerichtet (Arbeit und Vernichtung, S. 201, 247; Hermann Kaienburg: Das Konzentrationslager Neuengamme 1938–1945. Hg. von der KZ-Gedenkstätte Neuengamme. Bonn 1997, S. 88–89, 143, 213, 278, 284, 296 Anm. 71, 313). Zu Block 3 vgl. die Lagepläne in Kaienburg, S. 66, 70–71. – Im Kollnauer Bürgermeisteramt wurde bereits am 22. 12. 1942 eine Aktennotiz über die schriftliche Mitteilung von Birmeles Tod durch die Gestapo und über die Aufforderung, die Witwe sofort mündlich zu verständigen, angefertigt (August Vetter: Kollnau. Die Geschichte einer mittelalterlichen Ausbau- und ländlichen Streusiedlung, einer Industrie- und Wohnsiedlung im Elztal. 700 Jahre Kollnau 1290–1990. Hg. von der Stadt Waldkirch. Waldkirch 1990, S. 418). Der in der Notiz erwähnte Karl Traub (1888–1945) von der Gestapo war der Dienststellenvorgesetzte des Freiburger Amtes; vgl. Geschichte der Stadt Freiburg im Breisgau. Hg. von Heiko Haumann und Hans Schadek. Bd. 3: Von der badischen Herrschaft bis zur Gegenwart. Stuttgart 1992, S. 331, 338.
- ²¹ Auszug aus dem Totenbuch, Kopie übersandt von der KZ-Gedenkstätte Neuengamme am 20. 5. 1996. Zu den entsetzlichen Haftbedingungen, bei denen Erkrankungen an der Tagesordnung waren, zu medizinischen Versuchen, Strafen und Exekutionen vgl. Arbeit und Vernichtung, S. 125–168; Kaienburg: Konzentrationslager Neuengamme, S. 94–155, 248–265. Insgesamt kamen von rund 106.000 registrierten Häftlingen 40.000–55.000 ums Leben (Arbeit und Vernichtung, S. 7, 233; Kaienburg, S. 266–268; kurz auch: Gudrun Schwarz: Die nationalsozialistischen Lager. Frankfurt a. M. 1996, S. 215). Außerdem: Hermann Kaienburg: „Vernichtung durch Arbeit“. Der Fall Neuengamme. Die Wirtschaftsbestrebungen der SS und ihre Auswirkungen auf die Existenzbedingungen der KZ-Gefangenen. Bonn 1990; ders.: Funktionswandel des KZ-Kosmos? Das Konzentrationslager Neuengamme 1938–1945. In: Die nationalsozialistischen Konzentrationslager Entwicklung und Struktur. Hg. von Ulrich Herbert, Karin Orth und Christoph Dieckmann. 2 Bde. Göttingen 1998, hier Bd. 1, S. 259–284; Fritz Bringmann: KZ Neuengamme. Berichte, Erinnerungen, Dokumente. Aukrug 1993 (Erstausgabe 1981); Lebensläufe. Lebensgeschichtliche Interviews mit Überlebenden des KZ Neuengamme. Ein Archiv-Findbuch. Hg. von der KZ-Gedenkstätte Neuengamme. Hamburg 1994.

- ²² Gewiß ist es möglich, daß Birnele an den Folgen einer Erkrankung starb. Angesichts der Zustände in Neuengamme traten Epidemien außerordentlich häufig auf. Auf einem Teil der Todeslisten ist auch vermerkt, wenn die betreffende Person ermordet worden war (Kaienburg: Konzentrationslager Neuengamme, S. 254), so daß die Richtigkeit der angegebenen Todesursache nicht auszuschließen ist. Andererseits wurden zwischen 1940 und 1943 arbeitsunfähige Häftlinge in das KZ Dachau geschickt, wo Birnele gerade hergekommen war. 1942 begann auch die Ermordung arbeitsunfähiger oder mißliebiger Personen in Neuengamme selbst (ebd., S. 121, 253 265). Die Art und Weise der Listeneintragung ist jedenfalls höchst auffällig. Die Anfrage beim Internationalen Suchdienst in Arolsen brachte keine weiteren Informationen, in den dortigen Unterlagen ist aber als Kategorie ebenfalls vermerkt: „Sch., Polit“ (= Schutzhaft, Politisch; schriftliche Mitteilung vom 16.11.1999).
- ²³ Hier und im folgenden, soweit nicht anders vermerkt, nach: Staatsarchiv Freiburg, F 196/1, Nr. 8674 (Landesamt für Wiedergutmachung Karlsruhe).
- ²⁴ Mündliche Mitteilung am 12. 1. 1998; Fragebögen der Badischen Landesstelle für die Betreuung der Opfer des Nationalsozialismus vom 1. 7., 29. 7. und 1. 8. 1946.
- ²⁵ So in den erwähnten Fragebögen.
- ²⁶ Gemeindearchiv Kollnau, A I 106 (hier die Zustimmung der Auszahlung); die beiden weiteren einschlägigen Bestände, A I 678 und 1068, in denen es um die Unterstützung von ehemaligen Opfern des Nationalsozialismus sowie um Wiedergutmachung für Nazi Opfer geht, sind laut Leihschein am 22. 2. 1994 vom Waldkircher Stadtarchiv ausgeliehen worden, aber derzeit nicht auffindbar. Ich danke dem Ortsvorsteher von Kollnau, Herrn Wisser, und dem Stadtarchivar von Waldkirch, Herrn Allgaier, für ihre Unterstützung. Der Protest des Bürgermeisters in: Staatsarchiv Freiburg, F 196/1, Nr. 8674. Zu Schindler vgl. Vetter: Kollnau, S. 585 586, s. auch S. 448 ff. Zu Birnele hier kurz: S. 418 419, 437 (er hat offenbar die fehlenden Akten einsehen können).
- ²⁷ Lebensläufe, S. 187, 196.
- ²⁸ Arbeit und Vernichtung, S. 7.
- ²⁹ Frau Birnele und Frau Kunz haben mir den umfangreichen Briefwechsel zur Verfügung gestellt, aus dem ich im folgenden noch mehrfach zitiere. Die Bemerkungen des Ministerialrates und des Öffentlichen Anwalts finden sich in: Staatsarchiv Freiburg, F 196/1, Nr. 8674. Abgesehen von dem Geist, der aus ihnen spricht, ist die Argumentation für Juristen doch verwunderlich: Für sein Vergehen war Birnele verurteilt worden und hatte seine Strafe abgesessen, die Deportation in das KZ erfolgte nicht auf der Grundlage eines Urteils.
- ³⁰ Das Zitat stammt aus seinem Schreiben vom 14. 7. 1955 an das Landesamt für Wiedergutmachung.
- ³¹ Zu Carla Cuntz Kaiser vgl. Wette: Politik, S. 104, 110, 111, 236; Vetter: Kollnau, S. 418. Zu ihrem früheren Mann, dem zwischen 1910 und 1935 in Waldkirch tätigen Rechtsanwalt Erwin Cuntz (1878 1977), s. Geschichte der Stadt Freiburg, Bd. 3, S. 249 250, 294; Manfred Bosch: Es wird auch ohne mich gehen, aber nicht ohne meine Ideen. Eine Erinnerung an den „Waldkircher“ Erwin Cuntz im Hauptberuf unverbesserlicher Weltverbesserer. In: 's Eige zeige. Jahrbuch des Landkreises Emmendingen für Kultur und Geschichte 8 (1994) S. 109 122; ders.: Cuntz, Erwin Wilhelm Sebald. In: Baden Württembergische Biographien. Bd. 1. Hg. von Bernd Ottnad. Stuttgart 1994, S. 52 54. Eine Nachfrage bei Carla Cuntz Kaisers Sohn Donald Cuntz ergab am 17. 7. 1996, daß in den noch vorhandenen Unterlagen nichts über Birnele vorhanden ist.
- ³² Deutscher Bundestag, 13. Wahlperiode, 238. Sitzung, Bonn, Donnerstag, den 28. Mai 1998, Protokoll S. 21946 21961; vgl. 221. Sitzung, Bonn, Mittwoch, den 4. März 1998, Protokoll S. 20191 bis 20205, sowie die Drucksachen 13/9747, 9774, 10013 und 10484. Ich danke Gernot Erler MdB so wie Dirk Sawitzky und Peter Fäßler, wissenschaftliche Mitarbeiter beim Deutschen Bundestag, für ihre Hilfe bei der Beschaffung der Materialien und für die Unterstützung der im folgenden geschilderten Petition. Diese Geschichte ist sicher kein Einzelfall. Die „Badische Zeitung“ berichtete am 28. 1. 2000 von einer Frau, die wegen „Rassenschande“ mit einem polnischen Zwangsarbeiter in das KZ Ravensbrück kam und dort gesundheitlich ruiniert wurde. Ihr wurde eine Entschädigung ebenfalls mit dem Argument verweigert, sie sei nicht politisch verfolgt gewesen.

Zwischen Vergangenheit und Zukunft
„Geistiger Wiederaufbau“ 1945–1958 am Beispiel der
Halbmonatsschrift *Die Gegenwart*¹

Von
CLEMENS JOOS

„Die Zukunft beginnt jeden Augenblick...“ – Einleitung

„Die Herausgeber der mit diesen Zeilen hier vorgestellten Zeitschrift haben ihr den Titel ‚Die Gegenwart‘ gegeben. Sie gedenken, in ihr das wahrhaftige Bild eines Zeitabschnittes erscheinen zu lassen, der immer zu den schmerzlichsten unseres Landes gezählt werden wird. Als solcher mag er deutsche Gegenwart auf eine noch nicht absehbare Spanne bestimmen. Es geht um eine Bestandsaufnahme. Sie wird schwer zu gewinnen und nicht angenehm zu ertragen sein. Weil ein Zusammenbruch in seinem ganzen Umfang abgeschritten wird, und weil untersucht werden muß, inwieweit die Fundamente gelitten haben. Aber wie sollte neues Bauen am gegebenen Ort – die Substanz eines Volkes bleibt im Kern unverrückbar – mit Nutzen begonnen werden, wenn man nicht vorher den Baugrund auf seine Festigkeit überprüft hat? Der Frage, die den Herausgebern bei ihrem Beginnen entgegenklang, ob es nämlich nicht für eine vorwärtsweisende und das heißt, für eine an das Einfachste sich haltende Untersuchung noch zu früh sei, möchten sie eine alte Weisheit entgegenhalten: die Zukunft beginnt jeden Augenblick – *l’avenir commence à l’instant*. Halten wir uns an diese zuversichtliche Überzeugung, die der Zukunft nur gibt, was der Gegenwart abgerungen worden ist. Halten wir uns an die Morgenröte, die, über welchen Trümmerstätten auch immer, jeden gegenwärtigen Tag als Aufgabe heranzführt. Und damit als Trost.“²

Diese Worte stellte Benno Reifenberg der ersten Ausgabe der neu gegründeten Zeitschrift voran, die an Weihnachten 1945 unter dem Titel *Die Gegenwart* erschien. Sie wurde von einem Kreis von ehemaligen Redakteuren der 1943 zwangsweise eingestellten *Frankfurter Zeitung* herausgegeben, die auf unterschiedlichen Wegen in Südbaden zusammengekommen waren. Die Zeitschrift war einerseits eine Interimslösung, die die Tradition der *Frankfurter Zeitung* wiederaufleben lassen wollte, andererseits ein erster Versuch der Auseinandersetzung mit der politischen und kulturellen Lage im kriegszerstörten Deutschland. In einer Situation der Auflösung wollte man versuchen, durch politische, wirtschaftliche und auch kulturelle Berichterstattung Anhaltspunkte für den Aufbau eines neuen Staatsgefüges zu schaffen. Wie Reifenberg in den vorangestellten Worten schreibt, legten die Herausgeber dabei besonderen Wert darauf, „vorwärtsweisend“ zu berichten und gleichzeitig ein „wahr-

Die Gegenwart

EINE HALBMONATSSCHRIFT

Herausgegeben von Ernst Benkeard, Bernhard Guttman, Robert Haerdter,
Albert Oeser, Benno Reifenberg.

Nr. 1

Freiburg im Breisgau, 24. Dezember 1945

1. Jahrgang

INHALT:

Zeitsregister (Eine neue Zeitschrift / Nürnberg / Wahlen in Österreich / Weltparlament / Regierungsabteilung in Frankreich / Unsere Krise in Italien / Die Moskauer Konferenz)	Seite	Marie Luise Kaschnitz: Sonette	Seite
Aus den Zeitungen der Welt: Ob Nürnberg / Zum Verständnis der israelischen Zone / Von neueren Wandlungen	1	Johannes Schand: Heitschke nach T.	19
Deutschlands künftige Grenzen	2	Wolken- und Kesselschiff	20
Österreichisches Pakt	3	In Erinnerung (Hans Schödel / Bernhard Diebold / Adolf Fautner)	21
Regelung	10	Prof. G. Kötter: Der deutsche Professorentitel "Drittes Reich"	22
Taliansien	12	Worte von Strauß — Auftritte von Strauss	23
Winston Churchill: Werden wir alle Selbstmord begehen?	14	Zusammenblick II oder Volkswirtschaft?	24
Prof. H. Staudinger: Über Atomenergie	16	Amerikanische Anstrengungen für England	25
		"Mittelklasse" (Karlheide)	31

ZEITREGISTER

Eine neue Zeitschrift

Die Herausgeber der mit diesem Zeilne hier vorgestellten Zeitschrift haben ihr den Titel „Die Gegenwart“ gegeben. Sie gedenken in ihr das wahrhaftige Bild eines Zeitabschnittes erschauen zu lassen, der immer zu den schmerzlichsten unseres Landes gezählt werden wird. Als solcher mag er deutsche Gegenwart auf eine noch nicht absehbare Spanne bestimmen. Es geht um eine Bestandaufnahme. Sie wird schwer zu gewinnen und nicht angenehm zu ertragen sein. Weil ein Zusammenbruch in seinem ganzen Umfang abgeschritten wird, und weil untersucht werden muß, inwieweit die Fundamente gelitten haben. Aber wie sollte neues Bauein am gegebenen Ort — die Substanz eines Volkes bleibt in ihrem Kern unverrückbar — mit Notizen begonnen werden, wenn man nicht vorher den Baugrund auf seine Festigkeit überprüft hat? Der Frage, die den Herausgebern bei ihrem Beginnen entgegenklang, ob es nämlich nicht für eine vorwärtsweisende und das heißt, für eine an das Einfachste sich haltende Untersuchung noch zu früh sei, wählten sie eine alte Weisheit entgegenhalten die Zukunft beginnt jeden Augenblick — *l'avenir commença à l'instant*. Halten wir uns an diese zuverlässliche Überzeugung, die der Zukunft nur gibt, was der Gegenwart abgerungen worden ist. Halten wir uns an die Morgenröte, die über welchen Trümmerstätten auch immer, jeden gegenwärtigen Tag als Aufgabe herauftritt. Und damit als Trost.

Nürnberg

Das Tribunal wird von den Siegern, nicht von den Deutschen gestellt. Wäre es doch, so geht der Wunsch, unserem Lande nicht verwehrt geblieben, die für sein Schicksal Verantwortlichen zu befragen, wieso unter ihren Händen solche Unglücksaat hat emporenwachsen, wieso das Unmenschliche solch schändlichen Triumph hat feiern können. Nach 1918 forderte die Nation nur mit halbem Herzen von ihren Führern Rechenschaft für den Zusammenbruch; damals ist das Erbe eines verlorenen Krieges Hader gewesen stattit Spruch eines souveränen Volkes über Schuld und Unschuld. Heute muß Deutschland sich eingestehen, daß es überhaupt die Möglichkeit verwirkt hat, vom eigenen Richterstuhl zu entscheiden, inwieweit sein Vertrauen gerechtfertigt war, inwieweit es betrogen worden ist. Es sind die Sieger, die in Nürnberg urteilen. Sie erheben Anklage gegen Anschläge auf den Frieden, Anschläge auf die Sicherheit der Völker und Anschläge auf das Menschenrecht. Aber der Anschlag auf die deutsche Seele, den Ursprung des Verderbens, vermöchten nur die Deutschen selbst einzuklagen und zu sühnen. Das hätte bedeutet, eine revolutionierende Nation würde aus eigener Machtvollkommenheit richten. Warum statt einer Revolution sich eine Niederlage vollzogen hat, darüber werden einmal die Historiker zu befinden haben; sie werden hierzu genau Kenner der modernen Methoden autoritärer Staatsform sein müssen. So vermag von dem Saal, dessen Fenster verhängt sind, damit

die Trümmerstadt nicht allzu lästig die Szene verstellte, für Deutschland nicht jene Befreiung anzugeben, die sonst wohl das Ende einer Gewaltherrschaft hervorrufen sollte. Statt dessen sieht eine noch lebende Nation der Etablierung eines neuen Kapitels im Völkerrecht zu, das im Namen der Weltöffentlichkeit den Angreifer zum erstenmal als Verbrecher vor die Schranken rufft. Ob einst das neue Weltrecht, das sich hier abzeichnet, das Leben auf dieser Erde menschenwürdiger wird bilden können, das wird in erster Linie davon abhängen, ob eine echte Gemeinschaft der Völker dies neue Recht redlich und das heißt für alle anwendet. Wir stehen erst am Anfang. Noch einem der von den amerikanischen Klägern vorgebrachten Dokumente soll Hitler seinem Generalstab gesagt haben: Nur der Erfolg gibt recht. Das gehört zu den bedenkliehen Wahrheiten, die seit Machiavellis Zeiten auch dann zu gelten schienen, wenn der Erfolgreiche sein Ziel mit blutigen Händen ergriff. Das Weltgericht hat oft vor der Weltgeschichte sein Haupt verhängt. Freilich habe Hitler nach dem selbstem Dokument auch nicht den Vergleich mit Dschingis Khan geschont. Er hätte ihn scheuen sollen. Noch immer hat das Entsetzen vor dem Namen die Bewunderung überwuchert. Dabei wird es bleiben.

Das deutsche Volk könnte leicht dazu verführt werden, während es dem sensationellen Gerichtsverfahren in Nürnberg als Zuschauer beiwohnt, die vierhundertwanzig Journalisten sieht, die in „War Correspondent“-Uniformen ihre Depeschen zeilenweise aus dem Saal befördern, die Berge von Papier, die aus des Generalstaatsanwalt Jackson 2500 Dokumenten aufwachsen, jedes Mißenspiel in den Gesichtern der Angeklagten — es könnte verführt werden, Hitler und den Seinen nichts weiter vorzuwerfen, als daß der Nationalsozialismus nicht gesiegt habe. Es geht aber nicht einmal nur darum, zu lernen, inwieweit ein Volk von seinen Führern mit Vorbedacht betrogen worden ist, sondern darüber der Prozeß nicht viel Zweifel übrig lassen dürfte. Das deutsche Volk könnte in Nürnberg vielmehr lernen, daß es 1935 gegen sein besseres Selbst entschieden hat; es könnte lernen, daß aus dem Januar 1933 der September 1939 und daß aus diesem September der Mai 1945 notwendig hat folgen müssen. Nur wenige haben diese Notwendigkeit von vornherein erkennen können. Um so schrecklicher enthüllt sie sich jetzt.

Die gefallenen Großen, die heute zur Anklagebank von amerikanischen Militärpolizei eskortiert werden, scheinen mit Hilfe des Führerprinzips ein befohlenes Tun rechtfertigen zu wollen. „So einfach wird man der Verantwortung nicht ledig“, wird jedermann rufen. Aber vergessen wir nicht, daß ein nicht geringer Teil des Volkes 1933 und später ein nicht weniger geringer Teil der Weltöffentlichkeit jenem Führerprinzip als dem Inbegriff der Staatskunst zugejubelt hat. Freilich versahen sich damals die Wenigsten, es mit einem Epigonen des Dschingis Khan zu tun zu haben.

Dum sub iudice Iis est, die Sache bleibt strittig, solange sie in Richterhand liegt. Es wäre sinnlos, in ein schwebendes Verfahren eingreifen zu wollen. Noch haben die Angeklagten nicht gespro-

Abb. 1 Titelseite der Nr. 1 von „Die Gegenwart“ 24. Dezember 1945 (Privatbesitz)

haftes“ Bild dieser Epoche zu zeichnen. Nach zwölfjährigem Erscheinen ging die Zeitschrift dann 1958 in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* auf.

Der vorliegende Beitrag versucht, der Geschichte der *Gegenwart* nachzugehen, um damit exemplarisch ein Bild von publizistischen Gegebenheiten und Schwierigkeiten, aber auch den sich ändernden äußeren Bedingungen und dem veränderten Zeitgefühl in den Jahren 1946–1958 zu gewinnen. Nicht zuletzt will er auch ein Stück fast vergessene Freiburger Nachkriegsgeschichte in Erinnerung bringen. Daß dies innerhalb des gegebenen Rahmens nur in einem groben Überblick und anhand einzelner Beispiele geschehen kann, versteht sich von selbst. Ausschlaggebend war dabei die Quellsituation: Da sich die vorhandene Literatur fast ausschließlich mit der *Frankfurter Zeitung*, ihrer Rolle im „Dritten Reich“ und ihrer Wiederbegründung nach dem Krieg befaßt, wobei die *Gegenwart* allenfalls als Randerscheinung behandelt wird,³ mußten verstärkt archivalische Quellen herangezogen werden. Eine Beschränkung erfolgte dabei auf die literarischen Nachlässe von Benno Reifenberg und Ernst Benkard.

Gründungsumstände und Herausgeber der *Gegenwart*

Die pressepolitische Situation im deutschen Südwesten 1945

Am 26. April 1945 hatten alliierte Einheiten ganz Südbaden besetzt. Damit brach auch die deutsche Presse, die zu diesem Zeitpunkt nur noch aus nationalsozialistischen Propagandablättern bestand, zusammen: am 21. April erschien in Stuttgart die letzte Ausgabe des *NS-Kurier*, am 21./22. April in Freiburg das letzte Exemplar des *Alemannen*.⁴ In den 1930er-Jahren hatte *Der Alemanne* hier in einem regelrechten Pressekampf die bestehenden Zeitungen ausgeschaltet.⁵ Als letzte Zeitung hatte am 29. Juni 1943 die *Freiburger Zeitung* schließen müssen, nachdem sie bereits 1935 zwangsweise von der Universitätsdruckerei „Poppen & Ortman“ an die parteiabhängige „Vera Verlagsanstalt GmbH“ in Berlin verkauft worden war. Die Einstellung des *Alemannen* bedeutete also den vollkommenen Zusammenbruch der Tagespresse. Da gleichzeitig die Rundfunkgeräte abgegeben werden mußten und die Post ihre Tätigkeit einstellte, läßt sich von einem „totalen Informationsverlust“ sprechen.⁶

Nach einem Plan der Alliierten, der bereits 1944 von der Abteilung G 5 der „Supreme Headquarters, Allied Expeditionary Force“ (SHAEF) beschlossen worden war, wollte man die deutsche Presse nach einem Dreistufenplan neu organisieren.⁷ Nach der völligen Ausschaltung der bestehenden Presse sollten Mitteilungsblätter der Alliierten mit den nötigen Anweisungen für das tägliche Leben herausgegeben, und erst dann, in einer dritten Phase, deutsche Zeitungen unter alliierter Kontrolle zugelassen werden.

Diesen Planungen folgten die Franzosen, die an den Beschlüssen selbst nicht beteiligt gewesen waren, weitgehend. Für kommunikations- und pressepolitische Maßnahmen richteten sie 1945 eine dem „Commandement en Chef Français en Allemagne“ (CCFA) unterstehende „Section III, Presse“ ein. An ihrer Spitze stand Colonel Camille Loutre, der früher Deutschlandkorrespondent von *Le Matin* gewesen und daher mit journalistischen Problemen vertraut war. Neben seiner Berufserfahrung stand ihm ein „Handbook“ mit den pressepolitischen Beschlüssen der anglo-amerikanischen Alliierten zur Verfügung.⁸

Zwischen der Besetzung Südwestdeutschlands und der Kapitulation am 8. Mai 1945 gaben die Franzosen getreu der Stufe zwei des SHAEF-Plans eine Zahl eigener Mitteilungsblätter heraus. Der nächste Schritt erfolgte am 23. Mai 1945 durch Erlaß des Gesetzes Nr. 191, das die SHAEF am 24. November 1944 beschlossen und am 12. Mai 1945 abgeändert hatte. Durch dieses Gesetz war zunächst das „Drucken, Erzeugen, Veröffentlichen, Vertreiben, Verkaufen und gewerbliche Verleihen von Zeitungen, Magazinen, Zeitschriften, Büchern, Broschüren, Plakaten, Musikalien und sonstigen gedruckten oder mechanisch vervielfältigten Veröffentlichungen“ verboten worden.⁹ Die Nachrichtenkontroll-Vorschrift Nr. 1 vom 12. Mai 1945 schränkte das Gesetz Nr. 191 dann unter Art. 3 b dahingehend ein, daß das „Drucken von Zeitungen, Magazinen, Zeitschriften, Büchern, Plakaten, Broschüren, Musikalien und sonstigen Veröffentlichungen für zugelassene Verleger“ unter bestimmten Bedingungen erlaubt wurde.¹⁰ Neben Einschränkungen für den Verleger, wie die strikte Befolgung von Anordnungen der Besatzungsmacht, bedeutete das vor allem die Erfordernis einer persönlichen Lizenz. Innerhalb der französischen Zone wurde gegenüber den Lizenzträgern außerdem eine strikte Vorzensur verlangt.¹¹

Die Anforderungen an eine neue deutsche Presse, die in dieser Situation erstmals wieder möglich schien, formulierte Theodor Heuss, der in den 1930er-Jahren (unter dem Pseudonym „Thomas Brackheim“) auch Mitarbeiter der *Frankfurter Zeitung* gewesen war, in seinen „Betrachtungen zur innenpolitischen Lage“ am 30. Mai 1945:¹² „[...] Die Ermöglichung einer deutschen Presse erscheint volkpsychologisch überaus wichtig. Auch sie müsste ihre Glaubwürdigkeit vor dem deutschen Volke wieder erkämpfen, nachdem die nationalsozialistische Pressepolitik diese demoliert hat. Aber es würden sich in Deutschland wohl die geeigneten Kräfte wieder finden. Die geistige Auseinandersetzung mit den Folgen der nationalsozialistischen Herrschaft muß von Deutschen selber mitgetragen werden, und zwar nicht von Emigranten, sondern gerade auch von solchen, die unmittelbar die Nöte des Lebens gespürt haben. Auch muß die Gelegenheit geschaffen werden, in freier Darlegung die geistig-kulturellen Kräfte außerhalb des rein politischen Raumes zum Ausdruck und zur Wirkung kommen zu lassen. Nicht bloß ‚Propaganda‘. Davon hat man nach zwölf Goebbelsjahren genug.“

Rückblick: Die *Frankfurter Zeitung* im „Dritten Reich“

Die *Frankfurter Zeitung* war 1856 von dem Bankier und Kaufmann Leopold Sonnemann als *Frankfurter Handelszeitung* ins Leben gerufen worden und hatte die liberale Haltung ihres Gründers in langwierigen Auseinandersetzungen mit Bismarck in den Jahren 1866–1878 verteidigen müssen. Gleichzeitig hatte sie sich ihren Rang als Weltblatt gesichert. Während des ersten Weltkrieges bewies sie ihre Unabhängigkeit unter anderem dadurch, daß sie sich gegen den uneingeschränkten U-Boot-Krieg aussprach. Seit 1930 setzte sich die Zeitung dann intensiv mit dem Nationalsozialismus auseinander. Im Winter 1930/31 widmete sie der NSDAP eine Artikelserie mit dem Ziel, „Hitler von der Macht fernzuhalten“.¹³ Diese Überzeugung änderte sich auch nach 1933 nicht.¹⁴ Die neuen Machthaber ließen die Zeitung zunächst gewähren und auch weiterhin „behutsam kritische Töne anschlagen“¹⁵ – als eine Art „Feigenblatt“ des totalitären Staates gegenüber dem Ausland. Dennoch

verstärkte sich der Druck auf die Redaktion, die im politischen Teil Verlautbarungen der „Reichsschrifttumskammer“ und des „Reichspropagandaministeriums“ kompromißlos abdrucken mußte.

In diesen Jahren entwickelte die Zeitung eine nicht unumstrittene¹⁶ Kunst, „zwischen den Zeilen“, d. h. doppeldeutig zu berichten; „es war eine verbissene, bisweilen auch zweideutige Art des verdeckten Widerstandes, hart an der Grenze der Stummheit“ (Dolf Sternberger).¹⁷ Je stärker jedoch der politische Teil verstummen mußte bzw. regimetreu schrieb, desto mehr entwickelte sich das Feuilleton zum eigentlichen Sprachrohr der Redaktion. Hier versuchte die Zeitung, ihren Maßstäben treu zu bleiben und Unabhängigkeit zu bewahren, indem sie weder die Ansichten des Regimes übernahm noch die eigenen reziprok daran ausrichtete.¹⁸ 1933–1943 soll im Feuilleton nicht ein einziges antisemitisches Wort erschienen sein.¹⁹

Die Gratwanderung, die auch die Feuilleton-Redaktion durchmachen mußte, läßt sich unter anderem an den Kunstberichten ermessen, hatten doch die Nationalsozialisten – allen voran Hitler selbst – die Beurteilung von Kunst zu ihrer Sache erklärt, und Goebbels 1936 Kunstkritik ausdrücklich zugunsten von „Kunstberichterstattung“ verboten.

Zur großen NS-Kunstaussstellung 1937 in München erschien in der *Frankfurter Zeitung* ein Artikel voll „verborgener Ironie, Distanz und Ablehnung“: in 40 Zeilen enthielt er zwei Dutzend kritische Anmerkungen, während Carl Linfert kurze Zeit später sehr differenziert über die offiziell verfemte Ausstellung „Entartete Kunst“ berichtete.²⁰ Später war das in dieser Form nicht mehr möglich.²¹ Dennoch erschienen auch weiterhin Artikel, mit denen nationalsozialistische Vorstellungen in Frage gestellt wurden. Als Beispiel sei der heute auf den ersten Blick harmlos erscheinende Aufsatz „Über Antiqua und Fraktur“ genannt,²² in dem Ernst Benkard in geschickter Formulierung die Meinung vertrat, „in der von den verschiedensten Zeiten umgeschriebenen Fraktur einen Spiegel deutschen Wesens erkennen zu dürfen“. Einige Monate zuvor war eben diese Schrift als „Schwabacher Judenletter“ verboten worden,²³ und auch die *Frankfurter Zeitung* hatte seit Ostern des Jahres in Antiqua erscheinen müssen.

Natürlich blieb auch versteckte Kritik der „Gestapo“ nicht verborgen,²⁴ und diese ergriff auch entsprechende Maßnahmen gegen die Zeitung. 1937 erhielt die Redaktion eine scharfe Verwarnung wegen ihrer lobenden Besprechung der Züricher Uraufführung der Oper „Lulu“.²⁵ 1941 wäre beinahe ein Verfahren gegen Dolf Sternberger wegen seiner Aufsätze „Figuren der Fabel“ eingeleitet worden.²⁶ 1943 wurde der Feuilletonchef Max von Brück vor ein Ehrengericht zitiert und anschließend aus der Schriftleiterliste gestrichen, weil er die Aufführung eines nationalsozialistischen Theaterstückes durch eine Beschreibung „in ermüdender Breite“ verrissen hatte.²⁷ Im selben Jahr folgte das Ende der Zeitung nach einem Artikel von Herbert Küsel zum 75. Geburtstag des „Leibdichters“ Hitlers und Mitbegründers der NSDAP, Dietrich Eckart. Küsel wurde tagelang verhört und sein Name schließlich aus der Berufsliste gelöscht, was einem Berufsverbot gleichkam. Da sich die Vorwürfe auf den stellvertretenden Hauptschriftleiter Erich Welter und den Verlagsleiter Dr. Wendelin Hecht ausdehnten, wurde die Zeitung – offiziell wegen kriegswirtschaftlich bedingten Papiermangels – mit dem 31. August 1943 eingestellt.²⁸

Herausgeber und Verleger der *Gegenwart*

1. Benno Reifenberg



Abb. 2 Benno Reifenberg (aus: Günther Gillesen: *Auf verlorenem Posten – Die Frankfurter Zeitung im Dritten Reich*. Wolf Jobst Siedler Verlag Berlin, 1986).

Benno Reifenberg wurde 1892 in Oberkassel bei Bonn geboren.²⁹ Nach dem Besuch des humanistischen „Kaiser-Friedrich-Gymnasiums“ in Frankfurt³⁰ studierte er u. a. bei Heinrich Wölfflin Kunstgeschichte. Als Soldat erlebte er den Ersten Weltkrieg in der Champagne, an der Ostfront und am Chemin des Dames.³¹ Nach dem Waffenstillstand im November 1918 verfaßte er einen Aufruf an die 7. Armee mit dem Titel „Worauf ihr stolz sein müsst“ und fiel dadurch Heinrich Simon, dem Enkel des Gründers der *Frankfurter Zeitung* Leopold Sonnemann, auf. 1924 stellte ihn Simon an der Zeitung fest an und ernannte ihn zum Leiter des Feuilletons.³² Anfang März 1930 wurde Reifenberg Korrespondent der Zeitung in Paris, wo er Friedrich Sieburg ablöste, und wechselte damit ins politische Ressort. 1932 kehrte er aus Paris als leitender Redakteur in die Zentrale der Zeitung zurück.

Es war vor allem Reifenberg, der den Protest der Zeitung gegen den Nationalsozialismus formulierte. Von seiner Hand stammte der letzte in Deutschland erschienene Leitartikel gegen Hitlers „Machtergreifung“ in der Reichsausgabe der *Frankfurter Zeitung* vom 30. Januar 1933 unter dem Titel „Der Zweifel“. Die neuen Machthaber reagierten unmittelbar darauf mit einer Haussuchung der „Gestapo“.³³ Nach einer Verhaftung durch die „Gestapo“ 1937 (dazu unten) schrieb Reifenberg nicht mehr im politischen Ressort,³⁴ infolge eines Zusammenbruchs im August 1938 blieb er bis Juli 1939 zur Erholung in der Schweiz. In den folgenden Jahren verfaßte er unter dem Titel „In Kriegszeiten“ mehr als hundert kleine Feuilletons, in denen er Beobachtungen, Menschenbeschreibungen und Erinnerungen festhielt und damit bei den Lesern eine große Resonanz erzielte.³⁵

Bei einer Überprüfung aller Redakteure unmittelbar nach Küsels Eckart-Artikel wurde Reifenberg – er war „Halbjude“ – als „Nichtarier“ entlassen.³⁶ Marie-Luise von Kaschnitz empfahl ihn nach Freiburg. Von hier aus fand er Arbeit am Institut des Hirnforschers Prof. Oskar Vogt in Neustadt/Schwarzwald, bei dem er bis zum Ende des Krieges beschäftigt blieb, während seine Familie in Colmar lebte.

Reifenberg besaß eine unverwechselbare Sprache, „die Klarheit und Präzision, der beim Lesen nie ermüdende Satzbau, die ungreifbare Eleganz der Wortstellung, ein

ganz seltenes, gleichsam vernunftgekühltes Pathos³⁷ auszeichnete, sein „Ausdruck war bestimmt vom Maß des Humanen“.³⁸ Reifenbergs Artikel verraten eine ungewöhnlich breite Bildung. Er blieb aber immer mehr Feuilletonist als Wissenschaftler, insbesondere was seine kunsthistorischen Arbeiten angeht. Es ging ihm dabei selten um eine rein kunsthistorische Analyse, sondern um eine exakte Beschreibung von Bildern: Überzeugt vom „Glanz des Schönen“, versuchte er, sie ‚nachzudichten‘ und ‚ins poetische zu heben‘.³⁹

2. Bernhard Guttman



Abb. 3 Bernhard Guttman (Deutsches Literaturarchiv Marbach)

Bernhard Guttman war einer der ältesten Redakteure der *Frankfurter Zeitung* gewesen. Geboren 1869 in Breslau,⁴⁰ war er Korrespondent der Zeitung in Hamburg (1899), Konstantinopel (1903) und London (1908–1914). In England unterstützte er die Bemühungen des deutschen Botschafters Karl Fürst v. Lichnowsky um eine deutsch-englische Verständigung und verließ die Insel 1914 zusammen mit dem Botschafter auf dem letzten Schiff.⁴¹ Während des ersten Weltkrieges wurde er Berater des Auswärtigen Amtes, danach Mitglied der deutschen Delegation bei den Pariser Friedensverhandlungen. 1920 konnte ihn Heinrich Simon als Leiter der Berliner Redaktion zurückgewinnen, wo er große Selbständigkeit erhielt und fast gleichberechtigt mit Simon an der politischen Leitung der Zeitung beteiligt war. 1923 erschien sein Buch über „England in der Zeit der bürgerlichen Revolution“.⁴² Man bewunderte die freiheitlich-liberale Gesinnung Guttmans, seine „Bildung, Kraft des Wortes“ und die „Wucht des Gewissens und der Gewissenhaftigkeit“ (R. Haerdter).⁴³

Das Verhältnis zu Simon trübte sich Ende der zwanziger Jahre: Guttman, der in dieser Zeit schwer erkrankte,⁴⁴ wurde an wichtigen Entscheidungen nicht mehr beteiligt und sträubte sich gegen eine Neubestimmung des Kurses der Zeitung. Als man 1928 mit dem Industriellen und DDP-Mitglied Dr. Hermann Hummel über eine Trägergesellschaft für die Zeitung verhandelte, forderte Hummel unverhohlen „die Neubesetzung der Berliner Redaktion“.⁴⁵ Tatsächlich wurde Guttman 1930 im Rahmen eines größeren Revirements ersetzt⁴⁶ und übernahm seither nur noch die Rezension politisch-historischer Bücher.

Das Verhältnis zu Simon trübte sich Ende der zwanziger Jahre: Guttman, der in dieser Zeit schwer erkrankte,⁴⁴ wurde an wichtigen Entscheidungen nicht mehr beteiligt und sträubte sich gegen eine Neubestimmung des Kurses der Zeitung. Als man 1928 mit dem Industriellen und DDP-Mitglied Dr. Hermann Hummel über eine Trägergesellschaft für die Zeitung verhandelte, forderte Hummel unverhohlen „die Neubesetzung der Berliner Redaktion“.⁴⁵ Tatsächlich wurde Guttman 1930 im Rahmen eines größeren Revirements ersetzt⁴⁶ und übernahm seither nur noch die Rezension politisch-historischer Bücher.

Bernhard Guttman war Jude und gläubiger Christ.⁴⁷ 1935 erhielt er vom nationalsozialistischen Staat Schreibverbot, an eine Mitarbeit in der Zeitung war nun

nicht mehr zu denken. In den folgenden Jahren konnte Guttman in Buchenbach im Schwarzwald untertauchen. „Keiner im Ort hatte ihn verraten.“⁴⁸

3. Ernst Benkard

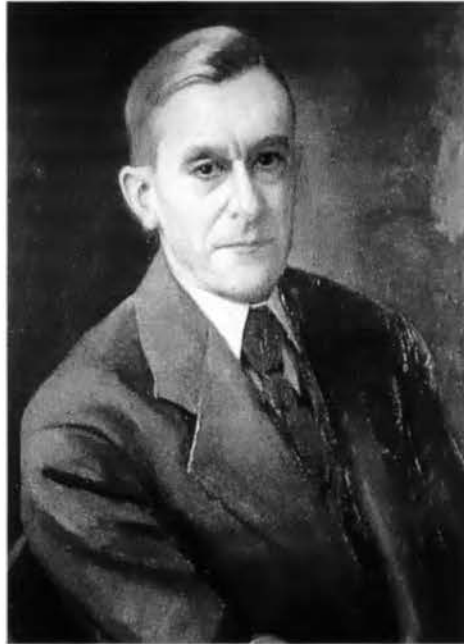


Abb. 4 Der Kunsthistoriker Ernst Benkard (Portrait von O. W. Roederstein 1937)

Ernst Benkard wurde 1883 in Frankfurt am Main geboren.⁴⁹ Nach dem Besuch des humanistischen Gymnasiums studierte er Kunstgeschichte und promovierte 1907 zum Dr. phil. Er wurde Assistent am „Städelschen Kunstinstitut“ und erhielt 1927 einen Lehrauftrag für Kunstgeschichte an der Universität Frankfurt. Im selben Jahr erschienen seine beiden bekanntesten Bücher „Das ewige Antlitz“ über Totenmasken und „Das Selbstbildnis“.

Da das erste auch die Masken von Heinrich Heine, Mendelssohn-Bartholdy, Gustav Mahler und anderer jüdischer Prominenter sowie die Lenins enthielt, wurde es nach 1933 verboten. Doch Benkard weigerte sich, in einer möglichen Neuauflage entsprechende Änderungen vorzunehmen.⁵⁰

„Da er aus seinem gründlichen Widerwillen gegen das nationalsozialistische Regime kein Geheimnis machte,“⁵¹ geriet er auch zunehmend in Konflikt mit

der Universität Frankfurt, die ihm 1937 in seinem Habilitationsverfahren die Ernennung zum a.o. Professor verweigerte. Nur kurze Zeit später wurde ihm die Lehrbefugnis völlig entzogen. Ernst Benkard wurde daraufhin freier Mitarbeiter des Feuilletons der *Frankfurter Zeitung*, für die er seit 1928 zumeist kunsthistorische Beiträge verfaßt hatte.

Durch Benkard erfuhr die Redaktion der Zeitung 1937, daß das Gemälde Van Goghs „Dr. Gachet“, zur „entarteten Kunst“ deklariert, aus dem „Städelschen Kunstinstitut“ in Frankfurt entfernt und zur Devisenbeschaffung – es ging um Edelmetalle für Flugzeugteile der Luftwaffe – in die Schweiz verkauft werden sollte. Benno Reifenberg entschloß sich, an das Bild durch eine Beschreibung öffentlich zu erinnern.⁵² Auf diesen Artikel hin wurde Reifenberg in Berlin und Frankfurt von der „Gestapo“ verhört und, als er sich weigerte, seinen Informanten zu nennen, verhaftet. Durch die Vermittlung von Verlag und Redaktion kam Reifenberg nach 24 Stunden wieder frei⁵³ – Benkard hatte sich den Behörden freiwillig gestellt.⁵⁴

Durch den Luftangriff auf Frankfurt im März 1944 verlor Ernst Benkard Haus und Besitz, seine kostbare Sammlung und Bibliothek. Er fand eine Notunterkunft in Freiburg i. Br., wohin er verwandtschaftliche Beziehungen hatte. Nach der Einstellung

der *Frankfurter Zeitung* schrieb er für verschiedene Zeitungen und Zeitschriften in Deutschland über kulturelle Themen.

Wie schon bei Reifenberg zeichneten sich auch Benkards Artikel durch eine umfassende humanistische Bildung und Belesenheit des Autors aus. Benkard versuchte, Kunstwerke nicht zu beschreiben, sondern sinnlich zu erfassen.⁵⁵ In seinen Augen sollte der Kunstkritiker „Dolmetsch des Sinnhaften“⁵⁶ sein, wie er es einmal einem Frankfurter Kollegen vorhielt. Ebenso hatte er einen eigenen, unverwechselbaren und äußerst komplizierten Stil: „...Benkards Stil war unverkennbar, durch und durch persönlich. Kein Satz, der nicht seine Handschrift zeigte. Es war ein nicht leicht zugänglicher Stil. Der Schreiber bewegte sich etwas gezwungen, akademisch gehoben wie auf einem Kothurn. [...] Der Stil entfloß der Ehrfurcht vor dem Stoffe. Die Kunst war Benkard eine heilige, nicht ernst genug zu nehmende Verpflichtung, und der Zorn gegen alle Tempelschändungen in diesem sakrosankten Bezirke gab seiner Sprache oft eine schneidende Schärfe.“⁵⁷

4. Robert Haerdter



Abb. 5 Robert Haerdter (aus: Günther Gilles sen: *Auf verlorenem Posten Die Frankfurter Zeitung im Dritten Reich*. Wolf Jobst Siedler Verlag Berlin, 1986).

Robert Haerdter wurde 1907 in Heidelberg geboren. Er studierte in Berlin, Wien und Heidelberg Geschichte und Soziologie und promovierte 1932. 1933–1934 arbeitete er bei der *Vossischen Zeitung*, dann als literarischer Assistent bei der Deutschen Buchgemeinschaft. Durch die Empfehlung Erich Welters kam er 1936 ins politische Ressort der *Frankfurter Zeitung*.⁵⁸ Haerdter gehörte zum „hart-oppositionellen Flügel“⁵⁹ innerhalb der Redaktion der Zeitung und hielt mit scharfen Äußerungen gegen das Regime in diesem Kreis nicht hinter dem Berg. 1933 war er nach Basel ausgewichen, hatte sich aber im Sommer des Jahres entschlossen, nach Deutschland zurückzukehren, „um zur Stelle zu sein, wenn die Diktatur zu ende gehen würde“,⁶⁰ wofür er einen Krieg als unvermeidlich und notwendig ansah. Abgesehen von einigen feuilletonistischen und historischen Artikeln war er im politischen Ressort „in vorderster Front“ an der täglichen Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus beteiligt. Nach

der Schließung der Zeitung erhielt er zusammen mit Franz Taucher einen „Dienstverpflichtungsbefehl“ zum *Völkischen Beobachter* nach Wien, wo er Mitte November 1943 zu schreiben anfang. Hier wurde er von seinen Vorgesetzten als „störrisch,

verschlossen und politisch nicht zu gebrauchen“ eingeschätzt.⁶¹ Nach Briefen des Redaktionsleiters Dr. Neuscheler „halte sich [Haerdter] sehr zurück, widme sich allein seiner Artikelserie und vermeide es, sich der außenpolitischen Redaktion anzuschließen. Als Schreiber habe er sich ausschließlich auf feuilletonistische Art betätigt.“⁶² Schließlich hob der Verlagsleiter der Wiener Ausgabe die Unabkömmlichkeit Haerdters auf, und er wurde acht Wochen, nachdem er zum *Völkischen Beobachter* gekommen war, eingezogen. Im Mai 1945 geriet er in amerikanische Kriegsgefangenschaft, aus der er aber bereits im Juli 1945 entlassen wurde.⁶³

5. Albert Oeser



Abb. 6 Albert Oeser, 1947 (aus: Erich Achterberg: *Albert Oeser – Aus seinem Leben und hinterlassenen Schriften*. Waldemar Kramer Verlag Frankfurt, 1978).

Albert Oeser wurde 1878 in Heilbronn geboren.⁶⁴ Er machte eine Banklehre in Sachsen und erhielt Anstellungen zunächst in Hamburg und dann bei der Dresdner Bank. Infolge einer Krise der Bank 1902 wechselte er in den Handelsteil der *Frankfurter Zeitung* und übernahm 1904 die Berliner Redaktion. Hier blieb er mehr als zwanzig Jahre und wurde, besonders wegen seiner Haltung gegenüber der wirtschaftlichen Entwicklung während und nach dem ersten Weltkrieg, zum „überragenden Exponenten der deutschen Wirtschaftspublizistik in jener Zeit“.⁶⁵ 1926 kehrte er als Leiter des Handelsteils ins Frankfurter Stammhaus der Zeitung zurück, berichtete aber bei wichtigen wirtschaftlichen Ereignissen in den Jahren 1926–1933 und besonders beim Bankencrash 1930 weiterhin aus Berlin.⁶⁶ Oeser wurde geschätzt für seine hohe persönliche Integrität und seine scharfe Analyse und Kritik gegenüber der Wirtschaft. Dies galt auch und besonders gegenüber der Trägergesellschaft der *Frankfurter Zeitung*, der

IG Farben,⁶⁷ auch er wurde daher von Dr. Hummel nicht geschätzt.⁶⁸ „Die Forderung nach Bilanzklarheit, die Anprangerung der Publizitätsscheu, die Parteinahme für die Aktionäre, soweit sie den Verwaltungen gegenüber die schwächere Seite waren, dies alles sind typisch Oesersche Zielvorstellungen...“⁶⁹ Dennoch war auch Oeser – wie Reifenberg – mehr Journalist als Wissenschaftler, die Tagesberichterstattung lag ihm mehr als die theoretische Formulierung von wirtschaftlichen Linien.⁷⁰ Als die *Frankfurter Zeitung* 1933 einen Hauptschriftleiter ernennen mußte – die kollegiale Verfassung der Zeitung sah einen Chefredakteur nicht vor – war Oeser als erster hierfür im Gespräch. Er lehnte jedoch ab.⁷¹ 1937 trat er auch als Lei-

ter der Handelsredaktion zurück, blieb aber nach wie vor Redakteur. Während der schweren Luftangriffe auf Frankfurt Ende 1944 siedelte er auf Einladung eines Freundes und Mitarbeiters nach Schramberg im Schwarzwald um⁷² – eine Zuflucht, die ihm zunächst als „Exil“, dann aber als „Verbannung“⁷³ erschien, denn seine Frankfurter Wohnung gehörte nach Kriegsende zum Sperrgebiet des amerikanischen Militärs.

6. Erich Stückrath

Den wirtschaftlichen Part am Verlag der *Gegenwart* übernahm Dr. Erich Stückrath, nach Jan Reifensbergs Schilderung „ein Ur-Berliner“.⁷⁴ Durch die Firma seines Vaters „Stückrath & Co“, Verlag und Buchdruckerei, die die *Spandauer Zeitung*, das *Havelländische Echo* und die Verbandszeitschrift *Automobilia* verlegte, war er von Kindheit an mit verlegerischen Belangen vertraut⁷⁵ und besaß dazu eine akademische Ausbildung. Bereits vor dem Krieg hatte er sich in Saig im Schwarzwald zwischen Hochfirst und Titisee ein Ferienhaus bauen lassen, wo er nach der Zerstörung und Einnahme Berlins Wohnung bezog. Stückrath verfügte über gute Beziehungen zur französischen Militärregierung und ausreichende Mittel für ein Unternehmen wie die *Gegenwart*.

„...ein einziges großes Abenteuer“: Die Gründung der *Gegenwart*

Die gemeinsame Berichterstattung im „Dritten Reich“ hatte die Redakteure der *Frankfurter Zeitung* sehr eng zusammengeschweißt. Bevor sie 1943 auseinander gingen, hatten sie einander gelobt, „nichts von dem zu vergessen, was sie in den vergangenen Jahren gemeinsam erlebt hatten. Es hätte dieses Gelöbnisses nicht bedurft.“⁷⁶

Es war daher klar, daß man, sowie sich die politischen Bedingungen ändern würden, auch wieder publizistisch tätig werden wollte. Hinzu kam, daß die Redakteure der *Frankfurter Zeitung*, im Bewußtsein eines inneren Widerstandes gegen den Nationalsozialismus, gerade diese Zeitung für einen demokratischen Neuaufbau des Pressewesens berufen glaubten: Benno Reifensberg hatte schon 1930 über die künftige Rolle der Zeitung notiert: „Gelingt es uns nämlich, uns zu behaupten, dann kann die FZ die Keimzelle eines neuen Deutschland werden, und wir würden dann wirklich ein Stück Geschichte gemacht haben.“⁷⁷ Ähnlich hatte sich Carl Bosch 1936 gegenüber einem Redakteur der Zeitung geäußert.⁷⁸

Umso enttäuschter war Reifensberg, als Verhandlungen mit der amerikanischen Militärregierung in Frankfurt über eine Wiederbelebung der Zeitung ergebnislos blieben. Zwar hatte ein höherer amerikanischer Offizier Ende Mai 1945 verlauten lassen, „Deutschland brauche wieder eine Zeitung vom Ansehen der *Frankfurter Zeitung*“,⁷⁹ doch eine einflußreiche Gruppe innerhalb der amerikanischen Pressekontrolle wollte die ihr kompromittiert erscheinende „FZ-Gruppe“ bewußt vom Neuaufbau des Zeitungswesens ausschließen.⁸⁰ Schließlich waren Reifensbergs Vorstellungen von einer Zeitung ohne Einfluß der amerikanischen Besatzungsmacht, ohne Zensur und mit deutschlandweiter Verbreitung – also quasi am Stand von 1933 anknüpfend – politisch nicht zu verwirklichen. So entstand als erste lizenzierte deutsche Zeitung am 1. August 1945 die *Frankfurter Rundschau*.⁸¹

Etwa zur selben Zeit, im Juli 1945, suchte Colonel Loutre Reifenberg in Neustadt auf. Er schlug ihm vor, „mit den in der französischen Zone lebenden Kollegen von der *Frankfurter Zeitung* eine Zeitschrift herauszugeben. Sie sollte einen politischen, feuilletonistischen und wirtschaftlichen Teil haben. Natürlich behalte sich Baden-Baden das Einsichtsrecht vor. Doch komme es jetzt darauf an, eine neue, freie Form der deutschen Presse ins Leben zu rufen. Seine Freunde und er hielten nichts von schematischer und pauschaler Zensur. [...] Jetzt komme alles darauf an, die Zweifler, die ihrer Illusion beraubte, um ihre schönsten Jahre gebrachte deutsche Jugend anzusprechen. Mit dieser müsse man gemeinsam eine neue europäische Zukunft bauen.“⁸²

Reifenberg zögerte zunächst. „Ich wußte, daß ich meine persönliche Freiheit fürs erste würde drangeben müssen,“ schrieb er später an Wilhelm Hausenstein.⁸³ Zum zweiten wollte er einer möglichen Neugründung der *Frankfurter Zeitung* nichts in den Weg stellen. Doch „nach zwölf Jahren Knebelung der Presse im Dritten Reich war für ihn Arbeit unter Zensur nicht denkbar.“⁸⁴ Im Gegensatz zur „puritanisch-logischen“ Gründlichkeit⁸⁵ der Amerikaner waren die Franzosen, besonders Colonel Loutre dank seiner eigenen journalistischen Erfahrung, differenzierter in ihrem Urteil über die deutsche Presse.⁸⁶ „Die französischen Partner hatten für meine Grundthese Verständnis: Wir haben nur dann bei den Deutschen auf Autorität zu hoffen, wenn wir auch die deutschen Sorgen aussprechen können.“⁸⁷ Ausschlaggebend wurde schließlich auch die Begeisterung des „Grand Old Man“⁸⁸ der *Frankfurter Zeitung*, Bernhard Guttman, für das Projekt: „Ohne Bernhard Guttmans großartige Leidenschaft, noch einmal sprechen zu wollen (er ist 76), hätte ich das ganze wahrscheinlich nicht gewagt.“⁸⁹

Ein erstes Konzept für die neue Zeitschrift mit dem Titel „Bemerkungen über das Problem einer grossen Tageszeitung für die ganze französische Zone“⁹⁰ reichte Erich Stückrath am 14. August 1945 bei Colonel Loutre in Baden-Baden ein. Stückrath und Reifenberg hatten sich vermutlich in Saig im Schwarzwald kennengelernt, wo auch Reifenberg seinen Wohnsitz genommen hatte. Stückrath schwebte zu diesem Zeitpunkt eine Zeitung von sechs Seiten vor, die zwei- bis dreimal wöchentlich erscheinen und aus einem Standard- sowie einem eingeschobenen lokalen und amtlichen Teil bestehen sollte. Als Titel für die neue Zeitung dachte er an „Der Rhein“, „Tag am Rhein“ oder „Rheinische Zeitung“, da der Rhein „Schwert und Brücke zugleich zwischen Deutschland und Frankreich“ sei, oder aber „Südwestdeutsche Zeitung“, „Der Westen“ etc. Die Stadt Freiburg erschien Stückrath als Verlagsort trotz ihrer geographischen Lage, der mangelnden Industrie und „der überwiegend katholischen Bindungen seiner Bevölkerung, die ein freies Zeitungsschaffen doch weitgehend hemmen“, wegen ihrer Größe, dem „Niveau der Bevölkerung“ und der Universität günstig. Gegenüber der Besatzungsmacht formulierte er folgende Voraussetzungen für die Herausgabe der Zeitung: Sie müsse finanziell und politisch vollkommen unabhängig sein, den „Schmerzen und Kümernissen des deutschen Volkes Ausdruck verleihen können“, die Leser „zu einem neuen, unbefangenen deutschen Patriotismus“ erziehen und gegenüber den Besatzungsmächten „sachliche und noble Kritik üben“ dürfen. Im Mittelpunkt der außenpolitischen Betrachtung sollten die deutsch-französischen Beziehungen stehen, innenpolitisch

wollte Stückrath den Lesern „die Grundgesetze des Rechtes, der Menschlichkeit und der persönlichen Freiheit vorsichtig dosiert beibringen“, während die politischen Kontroversen eher am Rande behandelt werden sollten. „Deutsche Innenpolitik: das heisst zunächst nichts als Wiedererweckung christlich-abendländischer Gesittung, unerbittlicher Zwang zum sachlichen Denken und zu gedämpfter Aussprache.“ Wirtschaftlich wollte Stückrath sich auf das Referieren von Entwicklungen beschränken, aber „immerhin sollte die Diskussion der Sozialisierung der echten Monopole möglich und erlaubt sein“, und kulturpolitisch sollte die „Besinnung auf die wirklichen Werte der deutschen Nationalität“ erfolgen.

Erich Stückrath wollte offensichtlich die Gunst der Stunde ergreifen und eine Zeitungslizenz erlangen, die auf längere Sicht eine Monopolstellung in Südbaden garantiert hätte, wie dies später tatsächlich den Verlegern der *Badischen Zeitung* gelang.⁹¹ Daß er dabei zunächst an eine halboffizielle Stellung mit starker Protektionierung der Besatzungsmacht dachte, zeigen Forderungen nach der Überlassung von Kohle und Armeefahrzeugen, zusätzlicher Lebensmittelversorgung und der Übernahme des Vertriebsapparates des bisherigen Mitteilungsblattes *Informations*.⁹²

In den folgenden Monaten formierte sich in Saig eine Gruppe von Journalisten, auf die u. a. der amerikanische Presseoffizier aus Stuttgart, John Boxer, aufmerksam wurde, als er Redakteure zur Gründung einer Zeitung in Stuttgart suchte.⁹³ Sie bestand aus Reifenberg, Dolf Sternberger und Theodor Heuss. Stückrath hatte außerdem noch an eine Mitarbeit von Marie-Luise von Kaschnitz und Walter Eucken gedacht.⁹⁴

Erst im Laufe des Jahres zeichnete sich der oben beschriebene Kreis der Herausgeber endgültig ab: Theodor Heuss hatte das amerikanische Angebot angenommen, Herausgeber der *Rhein-Neckar-Zeitung* in Heidelberg zu werden. Dolf Sternberger gründete im November 1945 eine eigene Monatsschrift in Heidelberg, *Die Wandlung*,⁹⁵ an der Alfred Weber, Karl Jaspers und Marie-Luise von Kaschnitz mitwirkten.

Im Herbst 1945 vollzogen sich die Vorbereitungen für die Zeitschrift, die Jan Reifenberg „als gutes Beispiel der damals herrschenden Dynamik“ in Erinnerung blieben. „Uns alle erfüllte trotz der materiellen Not, des Hungers und der fürchterlichen Enthüllungen über die Schandtaten des Regimes eine große Aufbruchstimmung. [...] Über allem aber lag eine heute kaum mehr vorstellbare Stille: Nach all den Parolen, Gesängen, Aufmärschen, Fanfaren, dem täglichen Ansturm der Propaganda, den metallisch-unnatürlich bellenden Stimmen der Sprecher des ‚Reichsrundfunks‘ oder der ‚Deutschen Wochenschau‘, der Kaskade gelenkter Lügen, hatte man das Gefühl, durchzuatmen.“⁹⁶

Man traf sich für diese Vorbereitungen und Besprechungen in Saig, zunächst bei Stückrath, dann im Gasthaus „zum Ochsen“. „In dieser Umgebung zerbrachen sich nun die zusammengeworfenen Kollegen über den Entwurf ihrer Halbmonatsschrift den Kopf. Der lateinische Satz, daß ‚ein voller Magen nicht gerne studiert‘, erwies sich als sehr zutreffend. Es gab nichts anderes als viel Zeit, um nachzudenken und Bilanz zu ziehen.“⁹⁷

In diesen ersten Redaktionssitzungen erarbeitete man das inhaltliche Konzept der Zeitschrift. Die Herausgeber hatten den gemeinsamen Willen, sich mit allen Folgen

des „Dritten Reiches“ auseinanderzusetzen, um den „Wiederaufbau in voller Kenntnis des Vergangenen“ beginnen zu können. „Jeder habe sein Teil an Mitverantwortung für den nun bevorstehenden, Jahre dauernden geistigen und materiellen Wiederaufbau zu tragen.“⁹⁸ Ebenso war man sich aber darüber einig, eine „Kollektivschuld“ aller Deutschen entschieden abzulehnen, und ein wahrhaftes Bild der Ostzone zu geben, deren Sonderung man sich bereits abzeichnen sah.

Aus der Tradition der kollegialen Verfassung der *Frankfurter Zeitung* heraus nannte man später alle fünf Herausgeber im Titelkopf der Zeitschrift. Doch verantwortlicher Redakteur und federführend an dem Unternehmen war Benno Reifenberg, und man sprach schon einmal von „Reifenbergs Zeitschrift“,⁹⁹ oder davon, daß „Reifenberg ... von Ernst Benkard und Bernhard Guttman assistiert wird“.¹⁰⁰ Verleger und Inhaber des Verlages „Die Gegenwart“, der seinen Sitz in dem noch intakten Gebäudekomplex der Druckerei „Poppen & Ortman“ in der Grünwälderstraße 4 in Freiburg erhielt, wurde Erich Stückrath.¹⁰¹ Es entsprach dem elitären Selbstverständnis der Herausgeber, daß man eine möglichst weite Verbreitung anstrebte: „Natürlich bin ich nicht auf einen Massenvertrieb aus, aber ich möchte annähernd an die gesamte deutsche Leserschaft der *Frankfurter Zeitung* herankommen,“ so Reifenberg 1946.¹⁰²

Neben den inhaltlichen gab es eine Fülle technischer Probleme zu bewältigen. Etwas später bemerkte Reifenberg: „Ich war noch nach Jahren zu sehr verwöhnt von der alten *Frankfurter Zeitung* und hatte vergessen, wie vieles da zum Greifen fix und fertig dargeboten war. In Freiburg haben wir so ziemlich alles aus dem Boden gestampft.“¹⁰³ Die technische Ausrüstung der Druckerei „Poppen & Ortman“ war zwar ausreichend, doch befanden sich die zweite Hälfte der Rotationsmaschine und die Setzmaschine in Waldkirch.¹⁰⁴ Farbe beschaffte man aus Frankreich, neue Schriftsätze noch 1947 gegen Altmaterial aus Frankfurt.¹⁰⁵ „Das einzige funktionierende Beförderungsmittel für die nötigen Fahrten zu Kollegen in Tübingen, Schramberg oder Donaueschingen war sein [sc. Stückraths] uralter ‚DKW‘. Der Fahrer seines Vaters, ein Berliner Unikum, hatte die von Sowjettruppen umzingelte Hauptstadt im letzten Augenblick verlassen und sich in der damals üblichen Robinsonade in den Schwarzwald durchgeschlagen. Er kümmerte sich nun, ein wahres Genie der Viktualien- und Gebrauchsgegenstandsbörse des Schwarzmarktes, um Reifenbeschaffung, Treibstoff und Lebensmittel.“¹⁰⁶ Satz und Druck der Zeitschrift, Papierbeschaffung und Auslieferung mußten innerhalb der Möglichkeiten einer fast völlig zerstörten Stadt gemeistert werden: „Die Beschaffung der technischen Mittel für Druck und Herausgabe einer Zeitschrift war ein einziges großes Abenteuer.“¹⁰⁷

Das Ergebnis der gemeinsamen Bemühungen war – anders als es Stückrath ursprünglich beabsichtigt hatte – eine Halbmonatsschrift, die inhaltlich in etwa die Grundlinien hatte, die Theodor Heuss im Frühjahr des Jahres aufgezeigt hatte. Die Zeitschrift war zu einem Preis von vierteljährlich sechs Reichsmark erhältlich und zwar als eine der wenigen nicht nur in den drei westlichen Zonen, sondern auch in der sowjetischen Besatzungszone.¹⁰⁸ Man erwartete daher mit Spannung das Erscheinen des ersten Heftes, dessen Hauptaufsätze bereits drei Monate vorher geschrieben worden waren,¹⁰⁹ zu Weihnachten 1945.

„Es geht um eine Bestandsaufnahme“: Das erste Heft 1945/46

Das erste Heft der *Gegenwart* enthielt nach der oben zitierten Vorrede Reifensbergs mit ihrem berühmten Satz „Die Zukunft beginnt jeden Augenblick“ bereits die späteren Rubriken: Das „Zeitregister“ brachte Meldungen aus aller Welt, darunter einen Bericht über die „Nürnberger Prozesse“, unter „Aus den Zeitungen der Welt“ folgte eine Presseschau und als literarischer Aspekt „Zwei Sonnetts“ von Marie-Luise von Kaschnitz, die bereits in der vorletzten Ausgabe der *Frankfurter Zeitung* erschienen waren.¹¹⁰ Als Berichte enthielt sie einen Aufsatz von Bernhard Guttman über „Deutschlands zukünftige Grenzen“, „Requiem“ von Ernst Benkard, den Abdruck eines Aufsatzes von W. Churchill von 1925 über die moderne Kriegsführung „Werden wir alle Selbstmord begehen?“, eine Darlegung von Prof. H. Staudinger „Über die Atomenergie“, die Schilderung des Nachkriegsalltages in einer kleinen hohenzollerischen Stadt „Heimkehr nach T.“ (Trochtelfingen) von Johannes Schmid, eine Schilderung der Entlassung aus amerikanischer Kriegsgefangenschaft von Robert Haerter, die Erinnerungen des wegen seiner Freundschaft zu Goerdeler im November 1944 inhaftierten Freiburger Professors Gerhard Ritter „Der deutsche Professor im Dritten Reich“ und einen Briefwechsel über die Emigration am Beispiel Thomas Manns. Unter den kleineren Mitteilungen befand sich ein Nachruf Benno Reifensbergs auf René Schickele, der bereits 1940 für die *Frankfurter Zeitung* geschrieben worden war, aber damals nicht gedruckt werden durfte.

Insgesamt ähnelte das Konzept in einigen Teilen dem der *Wandlung* in Heidelberg, die als Vorläufer der Zeitschrift bezeichnet werden kann. Unterschiede blieben in der Aufmachung, die an englische Zeitschriften erinnerte, im Inhalt und der unmittelbaren Wirkungsabsicht: Hatte die *Wandlung* eher einen akademischen Anspruch, so wollten die Herausgeber der *Gegenwart* für ein gehobenes Publikum breit angelegten Journalismus bieten, wie man ihn aus den Tagen der *Frankfurter Zeitung* gekannt hatte.¹¹¹

Die Mischung aus Beschreibung des Alltags, Auseinandersetzung mit der Vergangenheit und dem persönlichen Schicksal und der Diskussion von Aspekten für die Zukunft entsprach der Auffassung der Redaktion, „daß alleine derjenige, der den Albtraum der zwölf Jahre miterlebt, erlitten oder als Soldat die Last von Krieg und Gefangenschaft getragen hatte, in der Lage sei, den Wiederaufbau in voller Last des Vergangenen zu beginnen“.¹¹² Diese Haltung gegenüber den Emigranten berührte auch das Selbstverständnis der Herausgeber,¹¹³ eine Erörterung der Problematik wurde durch den Abdruck von Leserstimmen über den Briefwechsel zwischen Thomas Mann und Walther von Molo angestrengt. Es lohnt sich, für eine Beurteilung der Zeitschrift zwei Artikel der Erstausgabe genauer zu betrachten.

Bernhard Guttman: Deutschlands zukünftige Grenzen

Bernhard Guttman versuchte, ausgehend von der Erkenntnis, daß Deutschland seit der Kapitulation nur noch „ein Begriff der Geographie“ sei, die zukünftige Flächenausdehnung und politische Situation abzuschätzen. Neben der ungewissen Zukunft der französischen Zone beklagte er dabei in aus heutiger Sicht erstaunlich heftigen Worten den Verlust der Ostgebiete: „Das ist die fürchterliche Amputation,

die am Körper Deutschlands vorgenommen wird.“ – „Die Stadt Immanuel Kants gehört zu Rußland. Die Heimat von Jakob Böhme, Angelus Silesius, Eichendorff soll nun polnisch reden. Kann die Zusammenpressung in ein soviel kleineres Wohnbecken von einem Volke überhaupt ertragen werden, das lebensfähig bleiben soll?“ Guttman bejahte diese Frage, schließlich sei dies das Ergebnis der „hinter uns liegenden Periode des Größenwahnsinns“. Doch: „Das Schrecklichste ist, was mit den Menschen geschieht. Man entfernt sie aus den Wohnsitzen, in denen sie geboren wurden. Hier im Westen hat man über allerhand Mißstände zu klagen, aber wenige stellen sich vor, was in den weiten Flächen an der Oder und Weichsel und auch in der Tschechoslowakei vorgeht. [...] Freilich wird man von draußen her zurechtgewiesen, wenn man an das Wort Menschlichkeit erinnert in einem Lande, in dem *diese* Menschen zwölf Jahre lang schalten konnten. ‚Ich werde ausrotten‘, sagte Herr Hitler, jetzt wird das Deutschtum ausgerottet, länderweise, zur Vereinfachung der politischen Situation.“ Von dieser Erkenntnis aus resümierte er für die Zukunft: „Ein anderes Denken wird in dem zerstampften Europa endlich Macht gewinnen, oder Europa wird gänzlich zur Wüste... Ein anderer Begriff vom Menschen, die Erneuerung des Menschums selbst, das möchte wohl unter allen Programmen und Konferenzbeschlüssen die wichtigste Forderung sein, und es ist eine, mit der der einzelne bei sich selbst zu beginnen hat.“

An Guttmanns Artikel zeigte sich, was Reifenberg damit gemeint hatte, „deutsche Sorgen“ anzusprechen: Guttman bewies trotz der komplizierten Informationslage einen erstaunlichen Klarblick und berührte gleichzeitig „Tatbestände, ... die später über Jahre hinweg tabuisiert waren“.¹¹⁴ Als die Druckfahnen dieses Artikels dem französischen Presseoffizier in Baden-Baden vorgelegt wurden, soll er ausgerufen haben: „Das hat ein echter deutscher Patriot geschrieben!“¹¹⁵ Er ließ sie dennoch passieren. Das gemeinsame Konzept der Zeitschrift hatte eine erste Nagelprobe bestanden.

Ernst Benkard: Requiem

Unter dem Leitmotiv des Requiems erinnerte Ernst Benkard an Erlebnisse während der Luftangriffe und ging dann auf die Verluste an Kulturgütern in Folge des Luftkrieges ein: „Nicht allein, was persönlicher Erinnerung teuer, auch was geschichtlichem Gefühle erfürchtig gewesen, hatte keine Schonung zu erwarten gehabt. Goteshäuser, in denen man die früheste Andacht kennengelernt hatte, starrten als Skelette in den Himmel hinein. Plätze, die erhabenen Augenblicken unserer Geschichte die Szenerie gestellt haben, waren in Ruinenkulissen verwandelt worden. Ohne Glück werden die Nachfahren nach den Orten forschen, an dem ein guter Genius das Licht der Welt erblickt oder in gesegnetem Wirken seine Tage vollendet hatte.“

Doch ähnlich wie Guttman vergaß auch Benkard nicht, diese Zerstörungen mit dem zuvor Geschehenen in Verbindung zu setzen: „Wir, die wir über solchen Untergang und Verlust zu klagen haben, meinen, die Stimme nicht überhören zu können, die sich gegen Väter und Söhne, gegen das geduldete Wuchern einer Despotie in der Zeit anklagend erhebt.“ Unmißverständlich erinnerte er daran, daß nur eine Minderheit bereit war, „die Folgen für ihre nicht verschwiegenen Überzeugungen, ein Martyrium unter organisierter Tortur, auf sich zu nehmen“, zahlreiche Verbrechen dagegen unter dem Beifall oder auch nur stillen Dulden der Massen und Eliten

geschahen: „Unzählige aber brachten nicht einmal ein Mitgefühl für die Beleidigten und Mißhandelten auf, fanden im Gegenteil ihr Selbstbewußtsein bestätigt bei dem, was sie unter Beifall an Wehrlosen sich ereignen sahen. [...] Aber auch von einsichtsvoller Seite gehorsamte man weiter, die Bequemlichkeiten des Alltages genießend, oder dessen Unbequemlichkeiten mehr oder minder erfüllend. [...] Da Barbarei zum Programm erhoben war, wurde gleiches mit gleichem vergolten, bis ganze Städte sozusagen vom Erdboden verschwanden. Man hatte Leid und Tränen gesät, so mußte man Leid und Tränen ernten. Der Zustand, in dessen Mitte wir am Ende des Krieges erwacht sind, fordert also Erforschung des Gewissens und den geläuterten Willen, niemehr dem Unsittlichen eine ähnliche Chance zuzugestehen.“ Für die Gegenwart bedürfe es daher zunächst einer „Selbstüberprüfung“, die nur von innen heraus zu leisten sei: „Es handelt sich dieses Mal um einen Wandel der Grundlagen, wenn wir überhaupt mit einem Fortbestehen rechnen wollen.“

Für den einzelnen brauchte dieses „Sichbeugen vor dem vergeltenden Schicksal ... nicht auszuschließen, daß die absolute Vernichtung des Ergebnisses von Schweiß, Arbeit und sammelndem Eifer aus vier durchlebten Jahrzehnten auf das tiefste schmerzen mußte“, man habe daher ein „Recht, auch niedergeschlagen zu sein“. Zur Sicherung des verbliebenen Kulturerbes für die Zukunft gehe der Blick aber vor allem auf die heranwachsende Generation: „Ihr eröffnet sich eine Aufgabe, deren Lösung sie vor den spätesten Nachfahren zu verantworten haben wird: den kostbaren Rest des sinnlichen Vermögens zu verwalten und Sorge zu tragen, daß dieser Rest nicht noch kleiner werde. Zu dieser Tat, auf die wir hoffen, bedarf es vorzüglich einer Tugend: Ehrfurcht, die das Vergangene liebend umspannt, um dem Seienden einen Inhalt und ein Wesen über das Augenblickliche hinaus zu sichern.“

Geistige Nothilfe – Reaktionen der Leser

Die erste Ausgabe der *Gegenwart*, wie auch die folgenden, stieß auf große Resonanz der Leserschaft. Das Konzept der Zeitschrift – die Offenheit der Betrachtung, die deutschlandweite Verbreitung, die Mischung von kritischer Bestandsaufnahme des Gewesenen und Ausblicken auf die Zukunft, ergänzt durch literarische und kunsthistorische Betrachtungen – scheint Bedürfnisse und Erwartungen der Leserschaft vollauf getroffen zu haben. „Man spürt hier zum ersten Mal eine wohlthuende Unbefangenheit der Schreibweise und man hat das Gefühl, daß hier endlich von Deutschen für Deutsche geschrieben wird. Der Ernst, um nicht zu sagen die Trostlosigkeit unserer Lage wird dadurch unverhüllter sichtbar als im Medium anderer heutiger Publikationen,“¹¹⁶ urteilte Nikolaus Benckiser, der sich als früherer Londoner Korrespondent der *Frankfurter Zeitung* natürlich mit der Redaktion verbunden wußte. Überhaupt scheinen die alten Leser dieser Zeitung die neue Zeitschrift – erwartungsgemäß – dankbar aufgenommen zu haben: „Die mir freundlicherweise übersandten Hefte habe ich mit größtem Interesse gelesen und freute mich, die *Frankfurter Zeitung* wiederzufinden“ (O. Schniewind).¹¹⁷ „Die Lektüre bereitet mir, wie ich Ihnen versichern kann, große Freude; man erinnert sich dabei doch wieder der alten *Frankfurter Zeitung* mit ihrer Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit, und man freut sich darüber umso mehr, als man nicht allzuviel Gelegenheit hat, ähnliche Zeitschriften zu finden“ (B. Buchwald).¹¹⁸ Walther von Molo pflichtete mit leiser Kritik bei: „... und ich darf

Ihnen persönlich sagen – vielleicht freut sie dies doch ein wenig – daß Ihre Halbmonatsschrift eine der wenigen Spitzen ist, die aus den Wassern der Sündflut der Ungeistigkeit hervorragen; hoffentlich bleibt die Arche hängen. Der literarische Teil ist freilich etwas kärglich; Sie haben aber auch hier recht...“¹¹⁹

Es dürfte die Herausgeber besonders befriedigt haben, daß ihre Zeitschrift Zustimmung aus einem breiten politischen Spektrum erhielt, denn gerade dies ist wohl als Zeugnis für eine Liberalität zu werten, wie man sie aus der Tradition der *Frankfurter Zeitung* heraus anstrebte. Sowohl von konservativer als auch von sozialistischer Seite lobte man Vorzüge der Zeitschrift. So konnte ein Leser behaupten: „Ihre Zeitschrift lese ich mit großem Interesse; sie ist ausgezeichnet redigiert, gibt einen guten und wie mir scheint durchaus objektiven Überblick, etwa dem Standpunkt der christlichen Union entsprechend, aber ohne Polemik, würdig, eine der besten ZS der Gegenwart.“¹²⁰ Aber auch die der KPD nahestehende illustrierte Wochenzeitschrift *DND im Bild* lobte: „Vorwiegend ... auf Tagespolitik gestimmt, vereinigt sie alle moralischen Vorzüge liberaler Journalistik mit einer von jeder reaktionären Bevormundung befreiten Fortschrittsfreundlichkeit. Es ist nicht uninteressant zu beobachten, daß gerade in diesem Lager ein aufrichtiges Verständnis für die Entwicklung der Ostzone zu erwachen beginnt.“¹²¹

Auch innerhalb der Freiburger Stadtverwaltung erkannte man das Kapital, das die neue Zeitschrift für eine fast gänzlich zerstörte Stadt bedeuten konnte: „Seit zwei Monaten erscheint hier in Freiburg die Zeitschrift *Die Gegenwart*, die ... als eine der bedeutendsten Zeitschriften, die derzeit überhaupt erscheinen, gelten muss. Für eine Stadt wie Freiburg, die durch den vernichtenden Fliegerangriff aufs Schwerste getroffen ist, aber dennoch ihre alte Bedeutung als geistige Metropole nicht nur erhalten, sondern sogar ausbauen will, ist die Tatsache, dass eine solche Zeitschrift hier herausgegeben wird, ein Aktivposten von einer Bedeutung, die gar nicht hoch genug eingeschätzt werden kann. [...] Die Zeitschrift trägt den Namen Freiburgs in alle Welt hinaus, weit über die französische Zone, hauptsächlich in die amerikanische und englische Zone, darüber hinaus aber auch bereits in das Ausland, vor allem in die Schweiz und nach England,“ urteilte der Freiburger Oberbaudirektor Joseph Schlippe.¹²²

Ein Schlaglicht auf Kriegs- und Nachkriegsschicksale und damit auf die Zeitumstände, unter denen die *Gegenwart* erschien, und die Wirkung, die sie auf die Leserschaft ausübte, wirft schließlich die Zuschrift eines Ostflüchtlings, der nach einer ausführlichen Beschreibung seiner persönlichen Odyssee über den Empfang der ersten *Gegenwart*-Hefte schreibt: „Es war meiner Frau und mir wie ein erster Gruß der alten Heimat im landschaftlichen wie im geistigen Sinne, der uns nach einer langen Zeit fast stumpfen Vegetierens aufriß und sehr berührte.“ Er endet: „Wir werden zu ihren ständigen Lesern zählen, und diese Lektüre wird sicher dazu beitragen, auch in uns die Kräfte und die Zuversicht zu stärken, die heute bei dem schweren Neubeginn notwendig sind, um die ewig drohende Skepsis und die immer wieder neu aufkommende Hoffnungslosigkeit zu überwinden. In der Erwartung, Sie selbst in erträglichen, wenn auch zeitbedingten Lebensumständen zu finden, grüße ich Sie, ..., in Dankbarkeit für geleistete geistige Nothilfe (im Wortsinne – bitte lachen Sie mich nicht aus) und vorzüglicher Hochachtung...“¹²³

„... mit viel Glück, aber auch mit manchem Ärger“¹²⁴

Nach der Zustimmung, die die Redaktion von ihren Lesern erfuhr, war der Start der *Gegenwart* durchaus erfolgreich. Dies läßt sich auch an der Auflage ablesen: Erschien das erste Heft noch in 100.000 Exemplaren, so lagen für das zweite Heft bereits vorher 135.000 Bestellungen vor,¹²⁵ und in der folgenden Zeit kletterte die Auflage bis auf 220.000 Exemplare.¹²⁶

Dennoch sah sich die Redaktion auch weiterhin vor fast unüberwindbare Hindernisse gestellt, die zusammengenommen ein interessantes Bild der Zustände und Alltagsprobleme im Nachkriegsdeutschland ergeben: Die Redaktionsräume in Freiburg waren sehr beschränkt: neben den Räumlichkeiten in der Grünwälderstraße hatte man für die Redaktion notdürftig ein Zimmer in Ernst Benkards Wohnung angemietet. Doch bis auf Benkard und Reifenberg, der in Freiburg ein Zimmer in der Wohnung des Geheimrates Schulze-Gaevernitz in der Schwaighofstraße hatte,¹²⁷ wohnte keines der Redaktionsmitglieder am Ort, so daß man auf die nur einmal monatlich stattfindenden Treffen der Herausgeber angewiesen war. Dennoch: „Die seltenen Konferenzen wurden um so gewichtiger, die wiedergewonnene Freiheit des Redens und Schreibens hatte bei aller Nüchternheit des Planens wohl lange etwas von einem Rausch.“¹²⁸

Der Briefverkehr dauerte in dieser Zeit selbst auf kurze Distanzen sehr lange.¹²⁹ Zwischen dem Eingang und Abdruck von Manuskripten vergingen noch Ende 1946 „infolge von vielen Abhängigkeiten stets Wochen und Wochen“.¹³⁰ Die Auslieferung der Hefte verlief schleppend, oft gingen ganze Sendungen verloren, wie aus der Klage des in München lebenden Prof. Hans Orłowski zu entnehmen ist: „Von der *Gegenwart* habe ich bis jetzt einzig und allein nur Heft 2/3 erhalten und Sie können sich meinen Verdruss vorstellen darüber, dass Ihre weiteren Sendungen, für die ich Ihnen trotzdem herzlich danke, scheinbar in Verlust geraten sind. Ich bin sehr verärgert darüber, zumal mich die Zeitschrift so außerordentlich interessiert.“¹³¹ Auf Grund von „ausserordentlichen Verkehrsschwierigkeiten“ durch das Winterwetter und einigen „Hemmungen in der Papierversorgung“¹³² mußte man die Zeitschrift ab Nummer 2/3 monatlich als Doppelheft erscheinen lassen, ein Zustand, der, wie Reifenberg Ende Januar 1946 zurecht bezweifelte,¹³³ nicht mit dem Märzheft 1946 behoben werden konnte. Doch die genannten Gründe waren auch nur die halbe Wahrheit: In Wirklichkeit hatten die französischen Behörden auf der Herausgabe von monatlich erscheinenden Doppelheften bestanden, denn „die Halbmonatsschrift gab der Zensur, die in einem kritischen Augenblick auch von Paris ausgeübt wurde, zu wenig Bedenkzeit“.¹³⁴ Ein großes Problem für den Vertrieb blieb lange Zeit, daß die Überweisung von Geld zwischen den vier Besatzungszonen nicht möglich war und man sich deswegen mit Konten in Frankfurt a. M., Stuttgart, München, Düsseldorf und Hamburg behelfen mußte.¹³⁵ Einer Erhöhung der Auflage stand die Papierkontingentierung entgegen, und so mußte manchem Interessierten mitgeteilt werden, „daß ein Abonnement nicht zur Lieferung kommen werde, da Kontingentierung vorliege“.¹³⁶

Besonders schmerzlich war für die Redaktion, die sich von Anfang an zum Ziel gesetzt hatte, unter anderem durch den Bezug ausländischer Zeitungen, den Anschluß an die internationale Presse zu finden,¹³⁷ daß man, besonders von amerikani-

scher Seite, für längere Zeit eine Mitarbeit verweigerte. 1947 klagte Oeser, er habe gehofft, „über die wirtschaftlichen Vorgänge und den Gesamtausblick in den Vereinigten Staaten und in anderen fremden Ländern Aufschlüsse zu bekommen, weil ja auch wir uns, in der *Gegenwart*, nicht dauernd mit der deutschen Selbsterkenntnis befassen wollen, sondern auch einmal einen Blick in die Hexenküche außerhalb tun möchten. [...] Aber keiner wagt es, offen mit uns zusammenzuarbeiten.“¹³⁸ Diese Verweigerung ging noch immer auf den Einfluß einiger Offiziere der „Information Control Division“ in Frankfurt zurück, denen, wohl in Verkennung der tatsächlichen Möglichkeiten der deutschen Presse während des „Dritten Reiches“, der Fortbestand der *Frankfurter Zeitung* 1933–1943 als Anachronismus erschien, und die allen Wiederbelebungsversuchen seitens der früheren Redaktionsmitglieder nach wie vor ablehnend gegenüberstanden.¹³⁹

„... von Zensur beanstandet“: Die französische Pressezensur¹⁴⁰

Guttmanns Artikel über „Deutschlands zukünftige Grenzen“ hatte die Zensur 1945 mit einem zugekniffenen Auge passieren lassen. Diese Form von Toleranz bildete zwar die Grundlage für das Verhältnis zwischen Redaktion und französischer Besatzungsmacht. Dennoch waren die französischen Pressebehörden nicht bereit, jeder Form von Meinungsäußerung zuzustimmen. Von den abgelehnten Artikeln sind größtenteils nur die Titel bekannt, trotzdem ist es aufschlußreich zu betrachten, bei welchen Themen die Zensur Grund zum Einschreiten sah: 1946 waren es z. B. die Aufsätze „Demokratie und Presse“ (zweimal zurückgewiesen) und „Rationen in Rußland“ von Bernhard Guttmann, „IG Papiere eingefroren“ von Albert Oeser und Artikel mit Titeln „Kriegsgut“, „Zwischenfall“ und „Kriegsgefangene“ von Robert Haerdter, letzterer wegen Haerders Bezug auf die Genfer Konvention, die abgelehnt wurden. Guttmanns Aufsatz „Wann es anfing“ im Heft 8/9 passierte die Zensur „mit großen Streichungen“. Abgelehnt wurden auch Ernst Benkards Artikel „Sixtinische Madonna“, der an das zu dieser Zeit aus der Dresdner Galerie nach Moskau verbrachte Bild Raffaels erinnerte,¹⁴¹ sowie „Dichtung“ von „Roosevelt“, da der „Name des Autors nicht erwünscht“ sei. – Es handelte sich bei diesem Pseudonym um den in Lenzkirch lebenden ehemaligen deutschen Botschafter in Washington, Hans-Heinrich Dieckhoff, der 1938 nach der Reichspogromnacht nach Berlin zurückberufen worden war.¹⁴²

Wenn eine Analyse der Pressezensur nur auf Grund der Titel – ohne die Auswertung von Manuskripten mit gestrichenen Passagen oder wenigstens einer genaueren Inhaltsangabe – auch nur beschränkt aussagekräftig ist, so ergibt sich daraus doch, daß sich die Bedenken der Franzosen vor allem gegen eine allzu freimütige Behandlung sensibler Themen richtete, wie sie der Umgang mit Kriegsgefangenen, die Verwaltung des IG Farben-Vermögens, „Beutekunst“ oder die Diskrepanz zwischen erwünschter Demokratie und unerwünscht offener Presse darstellten. Die französischen Pressestellen hatten die freiheitlichen Grundsätze Benno Reifenbergs zwar geachtet, „doch waren sie betroffen von der in der *Gegenwart* geführten freimütigen Sprache“.¹⁴³ Daß diese ihre Grenzen hatte, wollte man die Redaktion offenbar bewußt spüren lassen. Seitens der Herausgeber versuchte man hier mildernd einzugreifen, indem man die Artikel nach Möglichkeit persönlich nach Baden-Baden

brachte. Interessant ist allerdings, daß man gerade 1947 eine Verschärfung der Zensur wahrnahm: „Seit einem halben Jahr wird ‚grundsätzlich‘ gesprochen,“ bemerkte Herbert Küsel bei einer Redaktionssitzung in Saig.¹⁴⁴ Dies mag auf personelle Veränderungen in der „Section III, Presse“ in Baden-Baden zurückzuführen sein. Mit der Zurückweisung der Artikel „China“ und „Deportation“ endete die Zensur im gleichen Jahr.

Die Jahre 1946–1949

Im Februar 1946 verlief ein zweiter Versuch, die *Frankfurter Zeitung* neu zu begründen, ergebnislos. Reifenberg hatte es kompromißlos abgelehnt, einer Übergangslösung zuzustimmen, nach der die Zeitung als Regionalblatt und unter anderem Namen in Heidelberg hätte erscheinen können.¹⁴⁵ Die meisten der ehemaligen FZ-Redakteure waren mittlerweile ohnehin an verschiedenen Zeitungsprojekten in ganz Deutschland beteiligt: Zur selben Zeit erschien beispielsweise in Freiburg die erste Ausgabe der *Badischen Zeitung*, in der die im September 1945 gegründeten *Freiburger Nachrichten* aufgingen.¹⁴⁶ An der *Badischen Zeitung* waren – wohl durch Vermittlung der Redaktion der *Gegenwart* – der ehemalige Leiter der „Frankfurter Societäts-Druckerei“ Dr. Wendelin Hecht und ein Redaktionsteam von ehemaligen Mitarbeitern der *Frankfurter Zeitung* um Oskar Stark beteiligt.¹⁴⁷



Abb. 7 Max von Brück (aus: Günther Gillissen: *Auf verlorenem Posten. Die Frankfurter Zeitung im Dritten Reich*. Wolf Jobst Siedler Verlag Berlin, 1986).

Die Jahre 1946–1949 verliefen im wesentlichen so, wie es der Anfang der Zeitschrift versprochen hatte. In Deutschland war in dieser Zeit allgemein ein Boom an Zeitschriften und Halbmonatsschriften zu verzeichnen. „Gerade der Blick auf die politischen und kulturpolitischen Zeitschriften und Magazine unterstreicht die Vorstellung von einer ‚Literaturschwemme‘ in den Jahren nach 1945/46, die das Gesamtbild jener Zeit bestimmt.“¹⁴⁸

Von dieser Entwicklung profitierte auch die *Gegenwart*, so daß Oeser schon 1946 davon sprechen konnte, die Zeitschrift sei „auch materiell ein Erfolg, so daß wir nun nicht mehr von den Ersparnissen zu leben brauchten“. Als Wirtschaftsfachmann fügte er aber auch kritisch hinzu, „daß auch die Auflage von über 200.000 zum großen Teil nur vom Kaufkraftüberhang getragen ist und mit einer Finanz- und Währungsreform beträchtlich schwinden wird“.¹⁴⁹

Die Konzeption der Hefte blieb im wesentlichen unverändert, lediglich das literarische Feuilleton wurde gegenüber dem ersten Heft erweitert. 1946 löste der unerwartete Tod von Ernst Benkard allgemein große Bestürzung aus.¹⁵⁰ Doch es gelang Benno Reifenberg, in der folgenden Zeit weitere ehemalige FZ-Redakteure für eine Mitarbeit zu gewinnen: Max von Brück, der ehemalige Feuilletonchef, Herbert Küsel und Friedrich Sieburg steuerten Beiträge für die Zeitschrift bei. Neu hinzu kamen auch Michael Freund, der zuvor Politikwissenschaftler in Kiel und Chefredakteur der sozialdemokratischen *Volkswacht* gewesen war,¹⁵¹ und Fritz Hauenstein.

„... ein aktiver Anhänger Hitlers“?: Friedrich Sieburg

Über den Eintritt Sieburgs in die Redaktion kam es zu längeren Kontroversen. Er war eine bekanntermaßen schwierige Persönlichkeit¹⁵² und wegen seines Verhaltens im „Dritten Reich“ sehr umstritten.¹⁵³ Sieburg war für die *Frankfurter Zeitung* 1924 Korrespondent in Dänemark und seit 1925 Frankreich-Korrespondent gewesen, 1939 war er Botschaftsrat im Auswärtigen Amt geworden. In dieser Funktion diente er an den Botschaften in Brüssel und (bis 1943) in Paris und lebte dann bis Kriegsende in Gärtringen bei Tübingen. 1945 wurde er dort auf Grund einer Denunziation von den Franzosen verhaftet und in „résidence surveillée“ in ein Haus im Nahetal verbracht. „Von dort aus äußerte er in Briefen sein Verlangen, wieder zu den alten

Kollegen in der *Gegenwart* zu stoßen und endlich wieder schreiben zu können. Die Franzosen verweigerten ihm dies zunächst...“¹⁵⁴ Benno Reifenberg, der immer entschieden für Sieburg eingetreten war, tat dies auch jetzt. Nachdem von französischer Seite keine Bedenken mehr gegen Sieburgs Mitarbeit bestanden, schrieb er an Bernhard Guttman: „Ich möchte Sie doch um die Zustimmung bitten, Sieburg möglichst bald bei uns im literarischen Teil zu Wort kommen zu lassen. In Baden-Baden hat sich gezeigt, dass die oberste Dienststelle der Sûreté weder polizeilich noch juristisch gegen Sieburg irgend einen Vorbehalt macht. [...] Ich verstehe Ihre Vorbehalte, ich teile sie, aber lassen Sie mich die Last, die da entsteht, auf meine Schulter nehmen, ich glaube, das verantworten zu können.“¹⁵⁵ Sieburg, der erstmals am 30. Juli 1948 an einer Redaktionskonferenz teilgenommen hatte, stieß tatsächlich im September zur Redaktion, wo er die Leitung des „Literarischen Ratgebers“ übernahm.¹⁵⁶ Durch seine Art zu



Abb. 8 Friedrich Sieburg (aus: Günther Gillesen: *Auf verlorenem Posten* – Die Frankfurter Zeitung im Dritten Reich, Wolf Jobst Siedler Verlag Berlin, 1986).

schreiben wurde die Attraktivität der Zeitschrift sehr gesteigert – dies bekam die Redaktion besonders nach seinem Ausscheiden 1956 zu spüren.¹⁵⁷ Dennoch stieß Sieburgs Mitarbeit zunächst auf scharfe Kritik der Leserschaft, unter anderem war immer wieder die Rede davon, daß Sieburg Ehrenbegleiter von Marschall Pétain gewesen sei.¹⁵⁸ Namentlich der nach Brasilien emigrierte Frankfurter Rechtsanwalt Max Herrmann Maier, der noch aus Frankfurter Tagen mit den Herausgebern der *Gegenwart* eng verbunden war, verhehlte seine Befürchtungen nicht, „daß mit Sieburg ein aktiver Anhänger Hitlers, und zwar ein belasteter und gefährlicher in den Mitarbeiterstab der ‚Gegenwart‘ eingezogen sei“.¹⁵⁹

Das Ende der „ersten Etappe“

Entscheidend für die Entwicklung der *Gegenwart* wurden die Ereignisse des Jahres 1948. Da mit der Währungsreform auch in der französischen Zone die Pressezensur endgültig wegfiel, konnte die Redaktion die Zeitschrift mit ihrer Nummer 62 im Juli 1948 erstmals wieder als Halbmonatsschrift erscheinen lassen. Sie hatte zu dieser Zeit ein solches Ansehen gewonnen, daß man während der Isolierung Berlins, wo man mit rund 7000 Exemplaren vertreten war, darüber verhandeln konnte, 2000 Exemplare der Zeitschrift über die amerikanische Luftbrücke in die Stadt einzufliegen: „Wie ich Ihnen schon in unserem Gespräch sagte, liegt uns daran, in Berlin – gerade unter den gegenwärtigen Verhältnissen – präsent zu sein, da die Haltung des Blattes gegenüber den Russen offenbar auch von diesen selbst wahrgenommen wird, wir andererseits der Meinung sind, dass auch den zuständigen amerikanischen Behörden daran gelegen sein müsste, dass eine objektive, von keiner Parteistimme beeinflusste deutsche Presse aus dem Westen in Berlin zu lesen ist,“ schrieb Benno Reifenberg an die deutschen Behörden.¹⁶⁰

Doch gleichzeitig setzte mit der Währungsreform, wie Oeser zuvor richtig vermutet hatte, auch ein starkes Wegbrechen der Leserschaft ein. „Mit der Kaufkraft des neuen Geldes wuchs die Kauflust und verdrängte allzu bald den Hunger nach geistiger Nahrung.“¹⁶¹ Außerdem kam zu dieser Zeit als völlig neuer Zeitungstyp die Regenbogenpresse auf. Beide Entwicklungen zusammen führten zu einem raschen Ende des Zeitschriftenbooms. Zahlreiche literarisch-politische Nachkriegszeit-schriften mußten in den folgenden Jahren ihr Erscheinen einstellen.

Auch bei der *Gegenwart* war die neue Entwicklung deutlich zu spüren: Bereits beim zweiten Septemberheft 1948 betrug die Auflage nur noch 65.000 Exemplare, wobei gegenüber einem rapiden Rückgang in den Westzonen aus der Sowjetzone neue Bestellungen hinzugekommen waren.¹⁶² Im September 1949 war man bereits über jedes neue Abonnement froh. So warb Oeser, als er hörte, daß die Zeitschrift bis nach Holland weitergeschickt würde: „Vielleicht kommt auch da noch einmal ein Abonnement heraus. Das Blatt kann’s brauchen. Wir schränken uns mächtig ein...“¹⁶³

Die Entwicklung machte eine bessere Vermarktung der Zeitung unabdingbar. Über die Art, neue Leser zu gewinnen, kam es aber zu großen Differenzen mit dem Verleger Stückrath, der, wie Oeser in einem Brief andeutet, „uns nicht genug fürs Geschäft tat, so wie ihm die Redaktion nicht genug zur Popularisierung des Inhalts tut“.¹⁶⁴ Ärgerlich schrieb Reifenberg 1949 in einem Brief an Guttman: „Stückrath

ist, wie ich deutlich spüre, sehr ängstlich geworden, seine Kritik an dem bisher Geleisteten geht mir allmählich auf die Nerven. Sie ist ex post gemacht und dazu unrichtig. Seine eigenen Gegenvorschläge sind sinnlos. Richtig ist nur, dass wir nicht so sehr einen Konkurrenzkampf fürchten müssen – wir haben kaum ein zweites Blatt unseres Stils in Deutschland –, dass wir aber um einen Grad lebhafter sein sollten.“¹⁶⁵

Die mangelnde Lebhaftigkeit und Attraktivität des Blattes wurde durch die Konkurrenz der neu entstandenen Illustrierten und Regenbogenblätter nun immer mehr zum Problem. „Im Jahre 1949 ging der ‚Gegenwart‘ der Ruf voraus, dass sie im Sterben sei, und dass sie langweilig sei und in einem abgelegenen Teil des Reichs geschrieben werde.“ bemerkte später Werner Wirthle.¹⁶⁶ Konkret ging es Stückrath darum, die Redaktion zu verkleinern und den Anspruch des Blattes zu vermindern. Er hatte in der Vergangenheit – wie Reifenberg später nicht unbescheiden bemerkte – „zwar durchaus Verständnis dafür, welche journalistische Goldwährung ihm von dieser Gruppe von Redakteuren angeboten worden war. [...] Als jedoch die phantastisch hohe Auflage des Anfangs nach der Währungsreform zusammenbrach, glaubte er zunächst, man könne durch eine andere ‚Formel‘ der Zeitschrift neue Leser gewinnen. Dann, im letzten Augenblick, schlug er der Redaktion die Verminderung ihres Stabes vor.“¹⁶⁷

Abstriche vom Niveau des Blattes und Konzessionen an veränderte Lesegewohnheiten wollte man aber seitens der Redaktion keinesfalls machen. Reifenberg führte daher Verhandlungen über einen Wechsel des Verlages mit der „Frankfurter Societäts-Druckerei“. Deren gesperrtes Vermögen war in diesem Jahr von der amerikanischen Militärregierung freigegeben worden, und der Nachfolger Wendelin Hechts, Werner Wirthle, war sofort darangegangen, das Unternehmen neu aufzubauen. Tatsächlich kam es zu einer Einigung über die Übernahme der *Gegenwart* durch den Frankfurter Verlag.

Die Trennung von Erich Stückrath bedeutete, wie Albert Oeser zutreffend bemerkte, das Ende der „ersten Etappe“ der Zeitschrift.¹⁶⁸ Die Wirren der ersten Zeit waren überwunden und ein gewisses Maß an Routine erreicht. Mit der Rückkehr nach Frankfurt, in den alten Verlag der *Frankfurter Zeitung*, schien man auch einer Neugründung der *Frankfurter Zeitung* näher gekommen zu sein, nachdem mit dem Beginn des Jahres 1949 schon Max von Brück, Herbert Küsel, Friedrich Sieburg, Michael Freund und Fritz Hauenstein – bis auf die zwei letzteren alte FZ-Redakteure – Mitherausgeber der Zeitschrift geworden waren. Mit der Übersiedlung nach Frankfurt schied nun Bernhard Guttman 80jährig aus, lieferte aber nach wie vor Beiträge für die Zeitschrift. 1952 erhielt er die Goethe-Plakette der Stadt Frankfurt. – Im Oktober 1949 erschien das erste Heft der *Gegenwart* am neuen Ort.¹⁶⁹

„... ein sehr undankbares Geschäft“: Die Jahre 1949 1958

Neue Ziele und Probleme

Mit dem Beginn der „zweiten Etappe“ wurde auch die Zielsetzung der Zeitschrift überdacht. Zwar galt das 1946 formulierte Motto „Die Zukunft beginnt jetzt“ und die Absicht, für diese Zukunft eine Grundlage zu bereiten, uneingeschränkt weiter.

Doch die politische und wirtschaftliche Entwicklung seit 1946 machte eine Modifizierung dieser Absicht nötig. „Wo ist heute nach zwei Jahren das Thema?“ hatte Benno Reifenberg schon 1947 in einer Redaktionssitzung gefragt. „Die grundsätzlichen Dinge sind seit 1946 wohl erörtert worden, was sich bei einem Rückblick über die beiden Jahrgänge ohne weiteres erweisen würde.“¹⁷⁰ 1949 war in politischer Hinsicht der Befund, daß Deutschland eine „Art vorkonstitutionellen Daseins“¹⁷¹ führe, beziehungsweise eine „amorphe Masse“ sei – wie es Benno Reifenberg an anderer Stelle formuliert hatte¹⁷² – überholt. Wirtschaftlich hatte der einsetzende Aufschwung eine Stellungnahme zur Diskussion um die Form der staatlichen Wirtschaftspolitik nötig gemacht. In dieser neuen Situation formulierte man zwei Grundgedanken der Zeitschrift:

„1. Es gibt in Deutschland heute keine Alternative zur parlamentarischen Demokratie. Es kommt alles darauf an, diese schwierige, nicht ohne weiteres volkstümliche Staatsform stark zu machen, indem man die politische Urteilskraft ausbildet und schärft. Dazu ist es nötig, dem Parlament durch die Presse die notwendige öffentliche Antwort zu geben.

2. Die Wirtschaftsform erschöpft nicht den Inhalt des politischen Lebens, aber dieses kann in der Behandlung der wirtschaftlichen Thematik seinen Wirklichkeitssinn beweisen. Gerade deshalb dürfen die Fragen der Wirtschaftsform nicht ins Dogmatische überspitzt werden. Man muss hier die Kraft zum Empirismus beweisen und darauf gefasst sein, dass man noch jahrzehntelang darüber streiten wird, wo die Planung aufhört und die freie Marktwirtschaft notwendig beginnt. Die Presse muss dabei so unabhängig sein, dass ihre Beobachtungen und Ansichten von beiden Seiten angehört werden.“¹⁷³

Thematisch veränderte sich die Zeitschrift in den folgenden Jahren dahingehend, daß die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus eher in den Hintergrund trat, während man das Augenmerk nun auf die zahlreichen neuen Krisen richtete, die im Gefolge des Ost-West-Konfliktes entstanden. Damit trug man wohl unbewußt auch dem Zeitgeist Rechnung, der von einer besinnenden Rückschau nichts mehr wissen wollte und statt dessen nach Deutschlands Rolle im Weltgeschehen zu fragen begann. Der Unwille der Öffentlichkeit über eine unausgesetzt schonungslose Auseinandersetzung mit der Vergangenheit hatte 1949 zur Einstellung der Zeitschrift *Die Wandlung* in Heidelberg geführt.¹⁷⁴ 1950 stieß ihr Herausgeber, Dolf Sternberger, als weiterer Mitherausgeber zum Kreis der *Gegenwart*. Zwar versuchte man hier, im Gegensatz zur *Wandlung*, einen gemäßigeren und liberaleren Kurs zu fahren, doch zog auch die *Gegenwart* mit ihrer Haltung in den folgenden Jahren Kritik auf sich.

Die Zustimmung von konservativer und Unternehmerseite, die beispielsweise Wilhelm von Opel 1947 geäußert hatte,¹⁷⁵ wurde leiser. 1953 resümierte Benno Reifenberg über den politischen Standort der Zeitschrift, die *Gegenwart* werde sowohl von der Regierung als auch von der Opposition gelesen. „Dabei wird sie vielfach von der Regierungsseite als kryptosozialistisch angesehen, hingegen niemals von der SPD als ein kryptokapitalistisches Blatt. De facto stellt jedoch die ZS das einzige bürgerliche Organ dar, dessen Kritik an der SPD von der Partei seit Schumacher ernst genommen worden ist.“ Dem stehe gegenüber: „Die Autorität der ZS steht in umgekehrtem Verhältnis zu ihrer Auflage. Sie interessiert nur einen Bruchteil der

Öffentlichkeit, nämlich die politisch Gebildeten.“ Die Redaktion habe von vornherein gewußt, mit ihren Vorstellungen „auf lange Sicht ein sehr undankbares Geschäft betreiben zu müssen“. ¹⁷⁶

Nach einer Auswertung von Leserschriften von 1950 wurde die Zeitschrift vor allem von akademisch gebildeten Freiberuflern, in größeren Firmen und von leitenden Angestellten gelesen, dagegen weniger von Lehrern und Professoren und - natürlich wegen des liberalen Kurses – überhaupt nicht von katholischen Geistlichen. ¹⁷⁷ Doch schon mit dem Einsetzen des „Wirtschaftswunders“ beklagte man allseits das „hohe Arbeitstempo“ und die mangelnde Zeit zum Lesen: „Bedauerlicherweise können sich viele Freunde der *Gegenwart* in Deutschland nicht zu einem Abonnement entschließen, weil sie in dieser gehetzten Zeit, als leitende Persönlichkeiten durch den Aufbau ihrer Tätigkeitsgebiete, ihrer Existenz und ihrer privaten Sphäre bis zur Leistungsgrenze beansprucht sind,“ hieß es beispielsweise im Geschäftsbericht von 1950. ¹⁷⁸

Schon in dieser Zeit hatte die Zeitschrift praktisch keine eigene finanzielle Grundlage mehr, und der Verlag mußte jährlich bis zu 100.000 DM Defizite übernehmen. Anfang 1951 sank der Einzelverkauf von über 4.000 auf 829 Exemplare, ¹⁷⁹ im Juli 1951 betrug die Gesamtauflage nur noch 17.500 Exemplare, von denen nur 11.000 verkauft wurden. ¹⁸⁰ Es wurde daher schon jetzt überlegt, die Zeitschrift „einschlafen zu lassen“. Wenn der Verlag dennoch seine Zustimmung zu einem Weiterbestehen der Zeitschrift gab, so hatte dies einen einzigen Grund: „Dabei ist der Umstand, dass *Die Gegenwart* durch ihre Redaktion eine Art Statthalterschaft für die künftige FZ darstellen muss, entscheidend.“ ¹⁸¹

Aber auch unter den neuen Verlagsbedingungen weigerte sich die Redaktion vehement, den veränderten Lesegewohnheiten durch eine andere inhaltliche Gestaltung des Blattes irgendwie entgegen zu kommen: „Herr Reifenberg betonte mit Nachdruck, dass von redaktioneller Seite aus nicht durch ein Abweichen von der Linie und durch Konzessionen an ein sensationslüsternes oder nationalistisches Publikum zu einer leichteren Verkäuflichkeit der *Gegenwart* beigetragen werden könne,“ hieß es beispielsweise in einer Konferenz 1951. ¹⁸² Zielte der letzte Vorwurf auf die Springer-Presse, so war der erste gegen die Illustrierten gerichtet, gegen die man seitens der *Gegenwart* einen herablassenden, bisweilen auch gehässigen Ton pflegte. ¹⁸³ Eingeschlossen war hier selbst die im eigenen Haus der „Frankfurter Societäts-Druckerei“ erscheinende *Frankfurter Illustrierte*. Indes gehört es zum merkwürdigen Beziehungsgeflecht redaktioneller Freiheiten und Abhängigkeiten, daß die *Gegenwart* wirtschaftlich ausgerechnet von den Überschüssen dieser Illustrierten getragen wurde. ¹⁸⁴

Die finanzielle Situation machte es 1953 erneut nötig, „die Lage der Zeitschrift zu überdenken“. ¹⁸⁵ Als möglicher Ausweg zeichnete sich nun eine völlig neue Perspektive ab: Mit dem Wegfall des Lizenzzwanges war 1949 eine weitere Frankfurter Tageszeitung gegründet worden, die *Frankfurter Allgemeine Zeitung*. Sie verdankte ihre Entstehung der Initiative von Erich Welter, der die französische Lizenz für die *Allgemeine Zeitung* in Mainz besessen und die Zeitung nach der Gründung der Bundesrepublik im Herbst 1949 nach Frankfurt übertragen hatte. Bis 1953 hatte das Blatt zahlreiche Redakteure der alten *Frankfurter Zeitung* an sich gezogen. ¹⁸⁶ In

dieser Zeit bemühte man sich nun auch seitens der *Gegenwart* verstärkt um eine Fusion mit der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*. Dennoch war nicht zu übersehen, daß die FAZ vor allem aus dem Geist der nach dem Krieg ohne jeden ideellen Vorläufer gegründeten *Allgemeinen Zeitung* entstanden war, und man eine Übernahme der Tradition der *Frankfurter Zeitung* hier nicht unbedingt anstrebte.¹⁸⁷ So riet ausgerechnet der Verleger Wirthle letztendlich von einer Fusion ab. Man würde die *Gegenwart* dort, argwöhnte er, „als untragbare Hypothek betrachten“. Die „Frankfurter Societäts-Druckerei“ habe klein angefangen, mit dem Ziel, die *Frankfurter Zeitung* wiederzubeleben. „Heute sind wir mit dem Unternehmen weiter vorangekommen, was aber das Gewissen betrifft, so muss ich sagen, diesen Herrschaften liefere ich die FZ einfach nicht aus.“¹⁸⁸

So entschloß man sich letztlich doch, die Zeitschrift weiterbestehen zu lassen. In den folgenden Jahren gab es verschiedene Anläufe, die *Gegenwart* inhaltlich attraktiver zu gestalten, und man dachte auch mehrfach daran, sie in eine Wochenzeitschrift umzugestalten. 1954 wurde sogar eine englischsprachige „Overseas Edition“ der Zeitschrift angedacht.¹⁸⁹

1955 kritisierte Friedrich Sieburg in einer Redaktionskonferenz, die Zeitschrift sei schwach geworden. „Alle guten Vorsätze von früher seien wieder in den Wind geschlagen. Die Artikel würden immer länger, die Blätter seien einfach zu schwer und unbeweglich. [...] Das ganze Blatt sei in seiner Lebendigkeit zurückgegangen. Wahrscheinlich spiele dabei auch das Gefühl zunehmender Sicherheit eine Rolle, eine gewisse wirtschaftliche Gelassenheit sei zu spüren.“¹⁹⁰ Sichtbares Ergebnis dieser Überlegungen wurde aber lediglich die Neugestaltung des „Zeitregisters“. Ende 1955 schied Sieburg dann überraschend aus der Redaktion aus.¹⁹¹

100 Jahre *Frankfurter Zeitung*

1956 erschien ein auf Glanzpapier gedrucktes Sonderheft der Zeitschrift „Ein Jahrhundert Frankfurter Zeitung“. Das Heft kann als Ergebnis der jahrelangen Bemühungen der Redaktion um „Aufrechterhaltung eines Gedankenaustauschs und Adressenaustauschs zwischen allen in- und ausländischen FZlern, die guten Willens sind und waren“¹⁹² gelten. Gleichzeitig war es eine Selbstdarstellung gegenüber der FAZ. Viele der alten Mitarbeiter, unter ihnen Theodor Heuss, Fritz Sängler, Oskar Stark und Bernhard Guttman, waren hier nochmals mit Artikeln vertreten. Benno Reifenberg fand Gelegenheit, den Bericht „Die zehn Jahre“ über die *Frankfurter Zeitung* in den Jahren 1933 bis 1943, den er 1945 aus dem Gedächtnis für die amerikanische Besatzungsmacht verfaßt hatte, zu veröffentlichen und damit einem breiten Publikum die internen Vorgänge in der Zeitung darzulegen.¹⁹³ Fast zwölf Jahre nach Kriegsende schien die Erinnerung an zwölf Jahre Diktatur schon wieder aus dem allgemeinen Bewußtsein geschwunden zu sein, und so ist dem Sonderheft fast so etwas wie ein antiquarischer Charakter anzumerken. Die Redaktion war von dem Wunsch geleitet, das Heft möchte „der heutigen Generation die Erkenntnis stärken, welch ein Gut es in der Freiheit zu verteidigen gilt“.¹⁹⁴ War die Freiheit der Presse auch unstrittig, so zeigte man sich nun über die Unabhängigkeit der Presse besorgt. Unter diesem Titel steuerte Dolf Sternberger einen nachdenklichen Artikel bei, in dem er auch die Entwicklung der „politischen Kultur“ seit 1945 betrachtete. „Wenn

ich mich nicht täusche, so beginnt sich seit einer Weile der ererbte Krampf zu lösen. Man schaut freier aus, man gewöhnt sich daran, zwischen der zeitweiligen Regierung und dem beständigen Staatswesen die nötige Unterscheidung zu machen. [...] Die Gegenüberstellung von ‚regierungstreuen‘ und ‚oppositionellen‘ Blättern ist gegenstandslos geworden, da die Regierung morgen wechseln kann und die Opposition auch. Die unabhängige Haltung macht einen Prozeß der Reifung durch.“¹⁹⁵ Zugleich deutete Sternberger an, daß der Presse in den USA bereits ein neuer Konkurrent erwachsen sei, dessen Bedeutung für das Zeitungswesen er aber noch zurückweisen kann: das Fernsehen.¹⁹⁶

„Tod durch Qualität“ Die Einstellung der *Gegenwart* 1958

1958 stand die Zeitschrift durch einen weiteren Rückgang der verkauften Auflage erneut vor einer großen Krise. Das Äußere des Blattes erschien in der neuen Medienwelt abstoßend, es fehlten Illustrationen und Schaubilder und auch zu einer inhaltlichen Straffung der Artikel und breiteren Streuung der Themen hatte man sich nicht wirklich durchringen können. „Die *Gegenwart* hat den Ruf und die Propaganda gegen sich, langweilig zu sein,“ so Fritz Hauenstein.¹⁹⁷ Schlimmer war aber für den Verleger noch der Ruf, unternehmensfeindlich zu sein und einen schlechten Handelsteil zu haben. Den Konservativen, bemerkte Wirthle schon 1953, passe „der Liberalismus nicht (unsere Einstellung zu den Offizieren und Juden z. B.) ... Andere Leser aber aus dem echten liberalen Bürgertum werfen der ‚*Gegenwart*‘ eine sozialistische Einengung vor.“¹⁹⁸ Wirthle spielte hiermit vor allem auf Beiträge Robert Haerdters an.¹⁹⁹ Tatsächlich stand die Zeitschrift bei der Wirtschaft bereits in einem solchen Ruf, daß man sich davon negative Auswirkungen für eine neue *Frankfurter Zeitung* erwartete, die natürlich einen starken Wirtschaftsteil bekommen sollte. In einem vertraulichen Papier über die Öffentlichkeitsarbeit hinsichtlich der Fusionsgedanken mit der FAZ notierte Benno Reifenberg handschriftlich: „Vor allem sollte von einer möglichen Verbindung *Gegenwart* – FAZ nicht die Rede sein.“²⁰⁰

Erstmals drohte Wirthle der *Gegenwart*-Redaktion in dieser Situation auch unverhohlen: „Dem Argument, dass diese Redaktion der Schlüssel zur FZ ist, vermag ich nicht zu folgen.“²⁰¹ Man überlegte erneut, die *Gegenwart* in eine Wochenzeitschrift mit stärkerer Bebilderung umzuwandeln, was aber auch seitens der Herausgeber auf erhebliche Skepsis stieß. So nahmen die Fusionsgedanken mit der FAZ konkrete Gestalt an.

Werner Wirthle brachte für die „Frankfurter Societäts-Druckerei“ die Titel *Die Gegenwart* und *Frankfurter Zeitung* in das neue Projekt ein. Benno Reifenberg, Fritz Hauenstein, Herbert Küsel und Dolf Sternberger wurden von der FAZ übernommen, mit Beginn des Jahres 1959 fungierte Benno Reifenberg als ihr Herausgeber. Albert Oeser trat mit 81 Jahren in den Ruhestand. Für Konfliktstoff beim Übergang der *Gegenwart* zur *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* sorgte lediglich die Person Robert Haerdters, „dem die Redaktion der FAZ ausdrücklich zu verstehen gegeben hat, er könne nicht im Rahmen dieser Redaktion auftreten“.²⁰² Dies war die Folge alter Spannungen mit Erich Welter und neuerer mit Werner Wirthle. Haerdter wurde später Chefredakteur der *Stuttgarter Zeitung*.²⁰³

Das Ende der Zeitschrift stieß auf eine – gemessen an den schwindenden Leserzahlen – überraschend große Resonanz. Stellvertretend für viele Leserzuschriften sei eine Stellungnahme des Journalisten Wilhelm Emanuel Süskind zitiert. „Ich habe die Zeitschrift vom ersten bis zum (vor)letzten Heft gehalten, gesammelt, binden lassen und so gut gelesen, wie keine andere. So darf ich sagen: es war eine schöne Zeitschrift, und einige nunmehr *unhappy few* werden sie vermissen.“²⁰⁴ Auch in der Presse sorgte das Ende der *Gegenwart* nochmals für ein großes Echo, international würdigten Zeitungen von *The Guardian* bis zur polnischen *Trybuna Ludu* die Zeitschrift.²⁰⁵ „Die Unabhängigkeit der Herausgeber war so offenkundig, dass auch unter den sachlichen Gegnern keiner sie bezweifelte. Man hatte es mit Meistern zu tun und also unterstand auch der Widerspruch dem Gebote des Respekts,“ urteilte das *Winterthurer Tagblatt* und endete, einen Ausspruch von Theodor Heuss aus dem Jubiläumsheft der *Gegenwart* von 1956 zitierend:²⁰⁶ „Man wird zu wiederholen haben, was Theodor Heuss seinerzeit in Hinsicht auf die alte *Frankfurter Zeitung* feststellte: Tod durch Qualität.“²⁰⁷

Kurze Zeit später erlangte die Zeitschrift dann noch ein gewisses ideelles Nachleben. Nacheinander machten *Spiegel*-Verleger Rudolf Augstein, der 1960 beabsichtigte, „nach dem Muster der früheren Halbmonatsschrift ‚Die Gegenwart‘ eine gepflegte Kommentarseitschrift herauszubringen,“²⁰⁸ und der Verlag von *Quick* der „Frankfurter Societäts-Druckerei“ Angebote für den Titel *Die Gegenwart*. Trotz Geboten in fünfstelliger Höhe lehnte man hier ab,²⁰⁹ entschloß sich jedoch, den Titel in der eigenen Zeitung unterzubringen. Seit 1960 findet er – freilich ohne daß dies die Leser damals mit der Zeitschrift in Verbindung gebracht hätten²¹⁰ – als Seitenrubrik *Die Gegenwart. Berichte und Dokumente* in der FAZ Verwendung.

„Ein Hauch von Freiheit“ – Résumé

„Wenn die Historiker darangehen, die zweite deutsche Nachkriegsgeschichte zu studieren, werden sie manche Fehler jener Zeit, trügende Hoffnungen und bittere Feststellungen in der Zeitschrift entdecken. Möge den Forscher dann ein Hauch von Freiheit anwehen, dem diese dreizehn Bände ihren Ursprung verdanken.“²¹¹ So die Worte der Redaktion im letzten Heft der *Gegenwart*. Selbstbewußt wie Benno Reifenberg 1930, war man sich auch nun sicher, ein Stück Geschichte gemacht zu haben. Diese Geschichte der *Gegenwart* sollte im vorliegenden Beitrag skizziert werden. Es konnte dabei nicht darum gehen, „trügenden Hoffnungen und bitteren Fragestellungen“ aus 13 Jahren deutscher Nachkriegsgeschichte nachzugehen. Vielmehr sollte versucht werden, die *Gegenwart* nicht nur als Zwischenspiel in der Geschichte der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* zu begreifen, sondern ihren eigenen Charakter als Nachkriegszeitung zu würdigen, ihre Entwicklung zu verfolgen und wichtige Etappen herauszustellen.

Als wichtige Voraussetzung erwies sich dabei der Rückblick auf die letzten zehn Jahre der *Frankfurter Zeitung* und die Lebensläufe der Herausgeber. Die Tradition der *Frankfurter Zeitung* und das Vermächtnis Leopold Sonnemanns blieben den Herausgebern der *Gegenwart* immer eine Richtschnur für ihre Tätigkeit. Die starke Bindung an die Zeitung, die sie persönlich empfanden, und das strikte Festhalten an der

Unabhängigkeit lassen sich nur aus der Geschichte der *Frankfurter Zeitung* und besonders der Jahre bis zur Schließung durch die Nationalsozialisten 1943 verstehen.

Die pressepolitische Situation 1945 mit ihrer Forderung nach Zensur und der Vergabe rarer Zeitungslizenzen bilden den politischen Hintergrund für die Gründung der Zeitschrift, vor dem man erst abschätzen kann, was es bedeutete, wenn sowohl Reifenberg als auch Stückrath absolute Unabhängigkeit ihres Blattes von der Besatzungsmacht forderten. Die Zeitschrift wollte, wie im ersten Heft angekündigt, den Zusammenbruch Deutschlands auf der Suche nach der Zukunft abschreiten. Es ging dabei, wie Bernhard Guttmanns und Ernst Benkards Artikel im ersten Heft beispielhaft zeigten, um die Erkenntnis, daß die Folgen des Krieges nicht von denen der Diktatur in Deutschland zu trennen seien. Aber man wollte sich von vornherein nicht damit abfinden, Deutschland zukünftig nur noch als rein geographischen Begriff zu betrachten. Insofern war die Zeitschrift, wie einige Leser meinten, „nationalistisch“, freilich nicht im pejorativen Sinn des Wortes. Ähnlich bestimmt war die Haltung gegenüber den Stimmen, die von Kollektivschuld – auch der Presse – sprachen, gegenüber den Emigranten – beides spiegelt sich in der Kontroverse mit Thomas Mann – und gegenüber der Absonderung des Ostens.

Der Umgang mit der Zensur bildete nach Erhalt der Lizenz einen Gradmesser für das Verhältnis zur französischen Besatzungsmacht. Daß gerade bei der Presse die lang ersehnte Freiheit noch eingeschränkt war (das zweimalige Verbot des Artikels „Demokratie und Presse“ von Bernhard Guttmann macht dies besonders augenfällig), erschien den Herausgebern schmerzlich. Aber der freie Ton der Zeitschrift schon kurz nach Kriegsende mußte bei der französischen Besatzungsmacht Befürchtungen und Vorbehalte auslösen, denn noch war die künftige Entwicklung Deutschlands keineswegs entschieden.

Die Auseinandersetzung mit dem „Dritten Reich“ bedeutete auch eine Auseinandersetzung mit der Rolle, die die *Frankfurter Zeitung* und einige der ehemaligen Kollegen darin gespielt hatten. Dies zeigte sich beispielhaft an der Diskussion um die Person Friedrich Sieburgs. Zwar ist Sieburg sicherlich ein Sonderfall, aber mit seiner lange Zeit unentschiedenen Haltung gegenüber dem Nationalsozialismus trotzdem als Beispiel für viele geeignet. Das Eintreten Benno Reifenbergs und Albert Oesers für Sieburg und andere Kollegen und die Kritik hieran zeigt die Schwierigkeiten, Menschen und ihr Verhalten während der Diktatur „richtig“ zu beurteilen.

Unter den politischen und wirtschaftlichen Spannungen der ersten Jahre hatte die *Gegenwart* ihren größten Erfolg. Als sich mit der Währungsreform der Charakter des Provisoriums verlor, und die *Gegenwart* erstmals wieder als Halbmonatsschrift erscheinen konnte, begann auch ihr Niedergang. Zwar war das nun formulierte rückhaltlose Eintreten für die parlamentarische Demokratie und die Absicht, hierfür auch die Öffentlichkeit zu sensibilisieren, eine respektable neue Aufgabe. Doch die Notwendigkeit, die Sorgen und Nöte vieler anzusprechen, und den ersten „geistigen Hunger“ nach zwölf Jahren Diktatur zu stillen, verlor sich nun zunehmend. Wenn die *Gegenwart* trotz erheblicher finanzieller Verluste so lange gehalten wurde, so nur deshalb, um die Redaktion für eine neue *Frankfurter Zeitung* zusammenzuhalten. Die strikte Traditionspflege dieser Zeitung wurde aber zunehmend zum Problem.

Zwar konnte man vom Verleger unabhängig sein, aber nicht von jeder wirtschaftlichen Entwicklung. Durch das starre Festhalten am eigenen Konzept – genannt seien der anonyme Leitartikel, das Fehlen von Ressorts und der Abgrenzung von Bereichen, was immer stärker als Chaos empfunden wurde – war es nicht möglich, auf die völlig veränderten Bedingungen der Nachkriegszeit einzugehen. Gleichzeitig verlangten die neuen Lesegewohnheiten nach kürzeren Informationen statt seitenlanger Betrachtungen und Analysen zur politischen Lage. Daß die Zeitschrift auch politisch nicht unumstritten blieb, deutet zum einen auf Probleme hin, den politischen Kurs zu bestimmen, zum zweiten auf eine veränderte Wahrnehmung der Öffentlichkeit durch das Auseinanderdriften von West- und Ostzone. So bedeutete die Fusion mit der FAZ, deren Unabhängigkeit man lange Zeit nicht als gegeben gesehen hatte, einerseits ein Aufgeben überkommener Positionen, andererseits die Verwirklichung eines lang gehegten Wunsches. In Bezug auf das Ende der *Gegenwart* läßt sich daher in vielen Beziehungen zurecht sagen: „Tod durch Qualität“.

Über die Hinterlassenschaft der Zeitschrift schrieb Benno Reifenberg 1951: „Mehrfach haben Politiker und Historiker festgestellt, dass fast jedes Thema der Nachkriegszeit im Wirtschaftsteil, oder im Zeitregister der ZS lückenlos zu verfolgen ist.“²¹² Die *Gegenwart* bietet somit noch genügend Stoff für die historische Auseinandersetzung mit der deutschen Nachkriegsentwicklung.

Anmerkungen

Abkürzung: DLA: Schiller Nationalmuseum/Deutsches Literaturarchiv Marbach am Neckar

¹ Dieser Beitrag entstand im Sommer 1999 als Hausarbeit zu dem Seminar „Kriegsende 1945 und Wiederaufbau am Beispiel der Stadt Freiburg“ von Herrn Dr. Rüdiger Overmanns an der Universität Freiburg. Danken möchte ich an dieser Stelle Herrn Dr. Jan Reifenberg, Brüssel, für seine Zustimmung zur Benützung des Nachlasses von Benno Reifenberg und eine Reihe von Ergänzungen vor Drucklegung der Arbeit, Frau Dr. Gretel Vogelgesang, Konstanz, für viele Mitteilungen, dem Stadtarchiv Frankfurt a.M. für weiterführende Hinweise, den Damen und Herren im Deutschen Literaturarchiv Marbach a.N. für ihre freundliche Unterstützung und die Erteilung einer Publikationsgenehmigung sowie Herrn Dr. Hans Schadek für die Aufnahme der Arbeit in diese Zeitschrift. Außerdem für die Benützung des in Privatbesitz befindlichen Nachlasses von Ernst Benkard.

² BENNO REIFENBERG in: *Die Gegenwart*, 1. 1945/46, Heft 1, S. 1.

³ FRIED LÜBBECKE: Fünfhundert Jahre Buch und Druck in Frankfurt am Main. Frankfurt am Main 1948, S. 298/99. MAX BRUECHER: Freiburg im Breisgau 1945. Eine Dokumentation. Freiburg i. Br. 1980, S. 125 nennt die *Gegenwart* „die inhaltlich, stilistisch und gedanklich beste Zeitschrift, die je in Freiburg herausgegeben worden ist.“ Hingewiesen sei außerdem auf zwei unveröffentlichte Magisterarbeiten, die sich mit der Zeitschrift befassen: MARK SIEMONS: „Die Gegenwart“ eine Zeitschrift der Nachkriegszeit. Zur Kontinuität liberalen Denkens nach dem zweiten Weltkrieg. Maschinenschriftlich, Köln [1986]; HANS JENS WOHLRAB: „Die Gegenwart“. Die Anfänge einer kulturpolitischen Nachkriegszeitzeitschrift in der französischen Besatzungszone Deutschlands. Maschinenschriftlich, Münster/Westfalen 1990.

⁴ Vgl. dazu THOMAS SCHNABEL: Freiburger Pressekampf zu Beginn des Dritten Reiches. In: Freiburger Almanach 37, Freiburg i. Br. 1986, S. 61–67 und 38. Freiburg i. Br. 1987, S. 63–67; PETER FASSLER: Der „Alemanne“ – das Hetz- und Kampfblatt der Nazis. In: *Badische Zeitung*, 11. Januar 1993.

⁵ SCHNABEL (wie Anm. 4), S. 62–67.

⁶ Vgl. dazu HANSMARTIN SCHWARZMAIER: Die südwestdeutsche Presse in der Umbruchszeit des Jahres 1945. Ein Beitrag zum Thema „Zeitgeschichte und Landesgeschichte“. In: Landesgeschichte und Zeitgeschichte: Kriegsende 1945 und demokratischer Neubeginn am Oberrhein. Hg. v. HANSMARTIN SCHWARZMAIER. (= Oberrheinische Studien 5) Karlsruhe 1950, S. 129–151, hier S. 141.

⁷ STEPHAN SCHÖLZEL: Die Pressepolitik in der französischen Besatzungszone 1945–1949. In: Jahr-

- buch für westdeutsche Landesgeschichte 8. Hg. v. HANS-WALTER HERRMANN et al. Koblenz 1982, S. 227–249, hier: S. 227–228.
- ⁸ Ebd., S. 232.
- ⁹ HELMUT BRANDT: Ein Beitrag zum heutigen Gewerberecht der Presse. In: Handbuch der Lizenzen deutscher Verlage. Zeitungen, Zeitschriften, Buchverlage. Hg. v. WILHELM SEIDEL. Berlin 1947, S. V–XIV, hier: S. VIII.
- ¹⁰ Ebd., S. VIII–IX.
- ¹¹ Ebd., S. XII.
- ¹² THEODOR HEUSS. Aufzeichnungen 1945–1947. Hg. v. EBERHARD PIKART. Stuttgart 1966, S. 82–83.
- ¹³ GÜNTHER GILLESSEN: Auf verlorenem Posten. Die Frankfurter Zeitung im Dritten Reich. Berlin 1986, S. 78–79.
- ¹⁴ Hingewiesen sei auf kurzfristige Überlegungen im Spätsommer 1932, die NSDAP durch Duldung „zu zähmen“, die auf die Unsicherheit in der Einschätzung der Partei innerhalb der Zeitung und damit symptomatisch innerhalb der deutschen Öffentlichkeit schließen lassen. Vgl. GILLESSEN (wie Anm. 13), S. 83–85.
- ¹⁵ MARTIN WELKE: Der Weg zur freien deutschen Presse. Eine Ausstellung des Bundesverbandes deutscher Zeitungsverleger e.V. Meersburg/Bonn o. J. [1988], S. 45.
- ¹⁶ Aus heutiger Sicht scheint sich die Berichterstattung der *Frankfurter Zeitung* kaum von der anderer Zeitungen im Nationalsozialismus zu unterscheiden. Diesen Eindruck hatten schon Zeitgenossen, die beim erneuten Lesen einiger Artikel nach Kriegsende meinten, „einen etwas peinlichen Zeitkonformismus vor sich zu haben, während sie einem damals das Blut in den Adern erstarren ließen“. Dagegen wird immer wieder betont, daß die Öffentlichkeit in dieser Zeit „überwach“ für versteckte Botschaften war (H. Thielicke), und diese Botschaften ausreichten, um notwendige Kompromisse der Zeitung gegenüber dem Regime vor ihrer Leserschaft zu rechtfertigen. Vgl. zur Diskussion über Widerstand oder Kompromittierung der Zeitung GILLESSEN (wie Anm. 13), S. 527–533.
- ¹⁷ DOLF STERNBERGER: Unabhängigkeit. In: Ein Jahrhundert Frankfurter Zeitung 1856–1956, begründet von Leopold Sonnemann. (= Die Gegenwart, Sonderheft.) Hg. v. BENNO REIFENBERG. Frankfurt a. M. 1956, S. 54–55, hier: S. 54. Auch diese „Zweideutigkeit“ bringt es mit sich, daß die versteckte Kritik aus heutiger Sicht oft nur schwer zu erkennen ist. Besonders das unverhältnismäßige Lob als Stilmittel von Kritik ist heute kaum mehr in dieser Form erkennbar. Erschwerend kommt hinzu, daß sich die Schriftsprache in den letzten 60 Jahren allgemein so stark geändert hat, daß sehr genau zu differenzieren ist, wo sich die Sprache der Zeitung von der des Regimes abhebt. (Als Beispiel hierfür sei nur der unbefangene Gebrauch des Wortes „Propaganda“ im Sinne von „Werbung“ noch in den 1950er Jahren genannt.)
- ¹⁸ GILLESSEN (wie Anm. 13), S. 338.
- ¹⁹ Ebd., S. 312.
- ²⁰ Ebd., S. 335. Vgl. zur Kunstberichterstattung während des „Dritten Reiches“ auch: ERNST BENKARD: Schri, Kunst, schri. In: *Die Gegenwart*, 1. 1945/46, Nr. 6/7, S. 16–18.
- ²¹ Mit einem ironischen Seitenhieb auf das Kunstverständnis von SA Leuten ließ Ernst Benkard aber noch 1939 einen Artikel über eine Kunstaussstellung der Frankfurter SA enden: „Im Geleitwort des Obergruppenführers Beckerle steht zu lesen, daß man sich in den Kreisen der SA durchaus bewußt ist, mit dieser Ausstellung einen ersten Anfang gemacht zu haben; Steigerung der Qualität soll also das ständige Ziel heißen. Bei dem Interesse, das der bildenden Kunst in den Kreisen der SA beschieden ist, wird man verstehen, sich diesem Ziele immer mehr zu nähern.“ ERNST BENKARD: Eine Kunstaussstellung der SA im Frankfurter Kunstverein. In: *Frankfurter Zeitung*, 7. Juli 1939.
- ²² ERNST BENKARD: Über Antiqua und Fraktur. In: *Frankfurter Zeitung*, 6. Juli 1941.
- ²³ Dies geschah am 3. Januar 1941.
- ²⁴ Vgl. die Berichte der Gestapostelle Frankfurt bei GILLESSEN (wie Anm. 13), S. 259, 265, Anm. 27.
- ²⁵ GÜNTHER GILLESSEN: Auf verlorenem Posten. Doppeldeutigkeit in oppositioneller Absicht. Die Frankfurter Zeitung im Dritten Reich. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 27. September 1986.
- ²⁶ GILLESSEN (wie Anm. 13), S. 354.
- ²⁷ GILLESSEN (wie Anm. 25).
- ²⁸ Dieser Artikel war „weder ein Heldenlied noch ein Haßgesang“, spielte aber auf die Trinksucht des Dichters an. Wahrscheinlich war er auch nur der aktuelle Auslöser für eine bereits vorher gefällte Entscheidung, denn eine Woche zuvor war ein Artikel von Küssels Hand über das Propagandamini-

- sterium ohne Reaktion geblieben. Der tieferliegende Grund für die Schließung der Zeitung dürfte in der Kriegsentwicklung von 1943 zu suchen sein, durch die eine Tolerierung der Zeitung im Hinblick auf das Ausland obsolet geworden war. Vgl. HELGA HUMMERICH: Wahrheit zwischen den Zeilen. Erinnerungen an Benno Reifenberg und die Frankfurter Zeitung. (= Herderbücherei 1098.) Freiburg i. Br. 1984, S. 83–85, ein Abdruck des Küsel Artikels befindet sich ebd., S. 113–125; WELKE (wie Anm. 15), S. 45.
- ²⁹ Die wichtigste Biographin Benno Reifenbergs ist Helga Hummerich, die nach seinem Tod 1977 auch seinen Nachlaß verwaltete. Allerdings fehlt ihr, die 1930–1970, also fast vierzig Jahre lang, Sekretärin und Mitarbeiterin Reifenbergs war, manchmal etwas kritische Distanz zu „BR“. Vgl. HUMMERICH (wie Anm. 28); BENNO REIFENBERG: Offenbares Geheimnis. Ausgewählte Schriften. Mit einer Einleitung von HELGA HUMMERICH und einem Nachwort von GÜNTER BUSCH. Frankfurt am Main 1992, S. 9–20; zu Reifenberg außerdem: Wer ist Wer? Das Deutsche Who's Who. Berlin 1955, S. 947.
- ³⁰ Vgl. dazu: BENNO REIFENBERG: Erinnerungen an ein Gymnasium. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 31. 8. 1963, neuabgedruckt in: REIFENBERG (wie Anm. 29), S. 35–47.
- ³¹ Vgl. dazu HUMMERICH (wie Anm. 28), S. 18.
- ³² Frdl. Mitteilung von Herrn Dr. Jan Reifenberg. Vgl. auch HUMMERICH (wie Anm. 29), S. 20.
- ³³ HUMMERICH (wie Anm. 28), 1984, S. 54.
- ³⁴ HUMMERICH (wie Anm. 29), S. 18.
- ³⁵ Die Artikelserie wurde 1977 unter dem Titel „Landschaften und Gesichter“ als Monographie veröffentlicht.
- ³⁶ HUMMERICH (wie Anm. 28), S. 86.
- ³⁷ HUMMERICH (wie Anm. 29), S. 10; HUMMERICH (wie Anm. 28), S. 15.
- ³⁸ REIFENBERG (wie Anm. 29), Vorwort.
- ³⁹ BUSCH (wie Anm. 29), S. 350.
- ⁴⁰ Kürschners deutscher Literatur Kalender 52. Berlin 1952, S. 230; Wer ist Wer? (wie Anm. 29), S. 384; GILLESSEN (wie Anm. 13), S. 68–70.
- ⁴¹ GILLESSEN (wie Anm. 13), S. 69; HUMMERICH (wie Anm. 28), S. 11.
- ⁴² Neuaufgelegt 1949.
- ⁴³ GILLESSEN (wie Anm. 13), S. 69.
- ⁴⁴ Ebd., S. 50.
- ⁴⁵ Ebd., S. 50.
- ⁴⁶ Ob dies wegen der Ablehnung Gutmans durch Hummel und Simon oder wegen Gutmans angeschlagener Gesundheit geschah, läßt sich nicht mehr eindeutig klären. GillesSEN weist aber Vermutungen, Guttman sei Opfer der neuen Besitzverhältnisse der Zeitung geworden, zurück. Vgl. GILLESSEN (wie Anm. 13), S. 70.
- ⁴⁷ Das von ihm verfaßte kontemplative Buch „Das Ende der Zeiten“ ist „das Bekenntnis eines ‚Judenchristen‘ im Sinne der Apostelgeschichte“. Vgl. GILLESSEN (wie Anm. 13), S. 182.
- ⁴⁸ Ebd., S. 69. Vgl. ebd. S. 193: Guttman war trotz der persönlichen Gefahr der Meinung: „Wer Deutschland in diesem für alle Zukunft entscheidenden Moment verließ, gab Deutschland auf.“
- ⁴⁹ Kürschners deutscher Gelehrten Kalender 41931, S. 156. Vgl. LÜBBECKE (wie Anm. 3), S. 298.
- ⁵⁰ ROBERT D'HOOGHE: Ernst Benkard †. Bildnis eines Gentleman. Unveröffentlichtes Typoskript (Nachlaß Benkard).
- ⁵¹ WILHELM HAUSENSTEIN: Ernst Benkard †. In: *Süddeutsche Zeitung*, 24. Mai 1946.
- ⁵² Neuabgedruckt bei HUMMERICH (wie Anm. 28), S. 110–112.
- ⁵³ Vgl. dazu einen Brief Reifenbergs an Max Picard. Zitiert bei HUMMERICH (wie Anm. 28), S. 70–71.
- ⁵⁴ Mitteilung von Dr. Jan Reifenberg.
- ⁵⁵ BENNO REIFENBERG: Ernst Benkard †. Gedenkrede an seinem Grab auf dem Kirchhof zu Ebnet am 10. Mai 1946. Abgedruckt in: *Die Gegenwart*, 1. 1945/46, Nr. 10/11, S. 25–26, hier S. 25.
- ⁵⁶ „Es bleibt immer ein Mißstand jeder kunsthistorischen Deutung, daß sie gezwungen ist, das Wort als unentbehrlichen Mittler einzuschalten. Umso mehr sollte das Wort Dolmetsch des Sinnhaften sein.“ ERNST BENKARD: Zu Gravenkamps Michelangelo Vorträgen. In: *Frankfurter Anzeiger*, 28. Januar 1944.
- ⁵⁷ J[OHANNES] S[CHMID]: Ernst Benkard. In: *Schwäbische Zeitung*, 21. Mai 1946.
- ⁵⁸ GILLESSEN (wie Anm. 13), S. 193.

- ⁵⁹ Ebd., S. 430.
- ⁶⁰ Ebd., S. 193.
- ⁶¹ Ebd., S. 497.
- ⁶² Ebd., S. 497.
- ⁶³ Vgl. dazu den autobiographischen Bericht „Entlassen...“ in: *Die Gegenwart*, 1. 1945/46, Nr. 1, S. 12.
- ⁶⁴ Oesers Leben und Werk wurde gewürdigt von: ERICH ACHTERBERG: Albert Oeser. Aus seinem Leben und hinterlassenen Schriften. (= Studien zur Frankfurter Geschichte. Hg. vom Frankfurter Verein für Geschichte und Landeskunde 13.) Frankfurt a.M. 1978. Achterberg ist Oesers Schwiegersohn (vgl. ebd., S. 77).
- ⁶⁵ Ebd., S. 73.
- ⁶⁶ Ebd., S. 62–63.
- ⁶⁷ Der Kontakt war in den 1920er Jahren über Robert Bosch und führende Mitglieder der DDP hergestellt worden, der die Zeitung traditionell nahe stand, ohne daß Redaktion und Aufsichtsrat die Verbindung genau kannten. Angeblich soll es niemals zu einer politischen Einflußnahme des Unternehmens gekommen sein. Vgl. GILLESSEN (wie Anm. 13), S. 35–60 und die ausdrückliche Verneinung einer Einflußnahme von Albert Oeser, abgedruckt bei ACHTERBERG (wie Anm. 64), S. 8.
- ⁶⁸ GILLESSEN (wie Anm. 13), S. 59.
- ⁶⁹ ACHTERBERG (wie Anm. 64), S. 46.
- ⁷⁰ „Oeser excellierte in der Kurzfassung und im Kurzbericht, fachlich ausgedrückt in der Informationssparte, nicht so sehr in der theoretischen Systematik...“ ACHTERBERG (wie Anm. 64), S. 98, vgl. auch S. 85.
- ⁷¹ GILLESSEN (wie Anm. 13), S. 166–168.
- ⁷² ACHTERBERG (wie Anm. 64), S. 92–93, 144.
- ⁷³ So in einem Brief vom 4. September 1946 an Else Eppstein. Abgedruckt bei: ACHTERBERG (wie Anm. 64), S. 137–139.
- ⁷⁴ JAN REIFENBERG: Die Stille danach. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 30. März 1996.
- ⁷⁵ Stückraths Vater Adam Emil war in den 1930er-Jahren Vorstandsmitglied des „Arbeitgeber Verbandes der Berliner Zeitungsverleger“ und des „Verbandes Berliner Buchdruckereibesitzer“. Vgl. dazu: Reichshandbuch der deutschen Gesellschaft. Das Handbuch der Persönlichkeiten in Wort und Bild. Berlin 1931, S. 1875.
- ⁷⁶ HUMMERICH (wie Anm. 28), S. 98.
- ⁷⁷ Ebd., S. 24.
- ⁷⁸ BENNO REIFENBERG: Die zehn Jahre 1933–1943. In: *Ein Jahrhundert Frankfurter Zeitung* (wie Anm. 17), S. 50.
- ⁷⁹ GILLESSEN (wie Anm. 13), S. 507.
- ⁸⁰ Ebd., S. 513.
- ⁸¹ Ebd., S. 512.
- ⁸² J. REIFENBERG (wie Anm. 74). Ob die Initiative zur Gründung einer Zeitschrift zuerst von der französischen Besatzungsmacht oder von Erich Stückrath ergriffen wurde, läßt sich nicht genau entscheiden. So ist auch zu lesen, Stückrath sei es gelungen, „den Presseoffizier des französischen Oberkommandos in Baden-Baden, Colonel Loutre, für den Plan zu gewinnen...“ Vgl. dazu HANS SCHNEIDER: Freiburger G'schichten. Bericht aus einer kleinen Großstadt 1. Freiburg i. Br. 1985, S. 17. Vgl. auch ACHTERBERG (wie Anm. 64), S. 143 und WOLFGANG HEIDENREICH: Die Zukunft beginnt jeden Augenblick. Ein paar Schritte durch „die Gegenwart“ des Benno Reifenberg. In: *Badische Zeitung*, 10. April 1999.
- ⁸³ Benno Reifenberg an Wilhelm Hausenstein, 27. Januar 1946. Zitiert nach: „Als der Krieg zu Ende war.“ Literarisch-politische Publizistik 1945–1950. Ausstellung des Deutschen Literaturarchivs im Schiller-Nationalmuseum Marbach a. N. 1973. Hg. v. BERNHARD ZELLER. (= Marbacher Kataloge 23.) Stuttgart 1995, S. 80.
- ⁸⁴ J. REIFENBERG (wie Anm. 74).
- ⁸⁵ Ebd.
- ⁸⁶ GILLESSEN (wie Anm. 13), S. 512.
- ⁸⁷ Wie Anm. 83, S. 80.
- ⁸⁸ HUMMERICH (wie Anm. 28), S. 11. Desgl. Benno Reifenberg an Werner Wirthle, 26. Januar 1955. DLA Best. A: Reifenberg, 79.7710.

- ⁸⁹ Wie Anm. 83, S. 80.
- ⁹⁰ ERICH STÜCKRATH: Bemerkungen über das Problem einer grossen Tageszeitung für die ganze französische Zone. Unveröffentlichtes Typoskript [14. August 1945]. DLA Best. A: Reifenberg, 79.10320.
- ⁹¹ Vgl. ANGELA KRONENBERG/GERHARD WALSER: Mit der Lizenz zum Monopol. Zur Geschichte der Badischen Zeitung 1946–1952. Auswirkungen der französischen Pressepolitik auf die Entwicklung der Badischen Zeitung. In: Alltagsnot und politischer Wiederaufbau. Zur Geschichte Freiburgs und Südbadens in den ersten Jahren nach dem zweiten Weltkrieg. Hg. v. Arbeitskreis Regionalgeschichte Freiburg. (= Stadt und Geschichte. Neue Reihe des Stadtarchivs Freiburg i. Br. 9). Freiburg i. Br. 1986, S. 92–96.
- ⁹² STÜCKRATH (wie Anm. 90).
- ⁹³ GILLESSEN (wie Anm. 13), S. 517.
- ⁹⁴ STÜCKRATH (wie Anm. 90).
- ⁹⁵ Vgl. MONIKA WALDMÜLLER: Die Wandlung. Eine Monatsschrift. Herausgegeben von Dolf Sternberger unter Mitwirkung von Karl Jaspers, Werner Krauss und Alfred Weber 1945–1949. Ein Bericht. Mit einem Verzeichnis des Redaktionsarchivs, unveröffentlichten Briefen, einer Bibliographie der Zeitschrift und einer Erinnerung an Geno Hartlaub. Marbach a. N. 1988.
- ⁹⁶ J. REIFENBERG (wie Anm. 74).
- ⁹⁷ Ebd.
- ⁹⁸ Ebd.
- ⁹⁹ Albert Oeser an Frederick H. Nachmann, 25. Mai 1946, zitiert nach ACHTERBERG (wie Anm. 64), S. 124.
- ¹⁰⁰ Fritz Wahl an Albert Oeser, 7. März 1946, zitiert nach ACHTERBERG (wie Anm. 64), S. 115.
- ¹⁰¹ Vgl. SEIDEL (wie Anm. 9), S. 72.
- ¹⁰² Wie Anm. 83, S. 80.
- ¹⁰³ Ebd.
- ¹⁰⁴ STÜCKRATH (wie Anm. 90). Vgl. HANNS LASOTTA: Das Druckhaus am Martinstor. Aus der Geschichte der Universitätsdruckerei und der Familien Poppen und Ortmann. Freiburg i. Br. [1969], S. 48, wo das Erscheinen der *Gegenwart* merkwürdigerweise mit keinem Wort erwähnt wird.
- ¹⁰⁵ Vgl. Adolf Krebs an Helga Hummerich, 30. Mai 1947. DLA Best. A: Reifenberg, 79.7709.
- ¹⁰⁶ J. REIFENBERG (wie Anm. 74).
- ¹⁰⁷ Ebd.
- ¹⁰⁸ Vgl. GILLESSEN (wie Anm. 13), S. 523.
- ¹⁰⁹ BENNO REIFENBERG: Die Gegenwart. Eine Halbmonatsschrift. Unveröffentlichtes Typoskript. DLA Best. A: Reifenberg, 79.7695.
- ¹¹⁰ ZELLER (wie Anm. 83), S. 82.
- ¹¹¹ ZELLER (wie Anm. 83), S. 79.
- ¹¹² J. REIFENBERG (wie Anm. 74).
- ¹¹³ Trotz aller Achtung vor den Emigranten war die Redaktion der *Frankfurter Zeitung*, wie es Benno Reifenberg formulierte, doch immer der Meinung: „Nur in Deutschland selbst ließ sich – wenn überhaupt – das deutsche Geschehen begreifen,“ und man wählte sich dabei „auf verlorenem Posten“. Als daher einige Emigranten nach Kriegsende das Weitermachen der *Frankfurter Zeitung* und ihre Kompromisse gegenüber dem Regime kritisierten und damit eine rasche Neugründung verhinderten, hielt ihr die Redaktion – auch zur eigenen Selbstverteidigung – entgegen: „Man wird heute sagen dürfen, daß die Entwicklung eines Teiles der deutschen Emigration verhängnisvoll gewesen ist, insofern sie viel zur Unterschätzung der nationalsozialistischen Machtposition und zur Überschätzung der innerdeutschen Widerstandsmöglichkeiten beigetragen hat.“ Zitate aus REIFENBERG (wie Anm. 78), S. 41, 48.
- ¹¹⁴ ZELLER (wie Anm. 83), S. 80.
- ¹¹⁵ J. REIFENBERG (wie Anm. 74).
- ¹¹⁶ Nikolaus Benckiser an Albert Oeser, 4. Januar 1946, zitiert nach ACHTERBERG (wie Anm. 64), S. 97.
- ¹¹⁷ Otto Schniewind an Albert Oeser, 30. April 1946, zitiert nach ACHTERBERG (wie Anm. 64), S. 120.
- ¹¹⁸ Bruno Buchwald an Albert Oeser, 11. November 1947, zitiert nach ACHTERBERG (wie Anm. 64), S. 97. Buchwald war vor dem Krieg Herausgeber und Chef von Buchwalds Börsennachrichten gewesen und dann emigriert.

- ¹¹⁹ Walter von Molo an Benno Reifenberg, 21. Juni 1946. (Nachlaß Benkart).
- ¹²⁰ Dr. J. Königsberger an Ernst Benkart, 30. Mai 1946. (Nachlaß Benkart).
- ¹²¹ DND [= Die neue Demokratie] im Bild. Illustrierte Wochenzeitschrift in der französischen Zone 1.1946, Nr. 19/20: „Von neuen Zeitschriften.“ Zitiert nach: ZELLER (wie Anm. 83), S. 84.
- ¹²² Joseph Schlippe an den Oberbürgermeister der Stadt Freiburg, 21. Februar 1946. (Nachlaß Benkart).
- ¹²³ Brief an Ernst Benkart vom 28. April 1946. (Nachlaß Benkart).
- ¹²⁴ Albert Oeser an E. A. Gerlach, 28. Oktober 1946, abgedruckt bei ACHTERBERG (wie Anm. 64), S. 145.
- ¹²⁵ Wie Anm. 83, S. 80. Vgl. zur Auflage: BERNHARD FISCHER/THOMAS DIETZEL: Deutsche literarische Zeitschriften 1945–1970. Ein Repertorium. Hg. v. Deutschen Literaturarchiv Marbach. Bd. 2. München et al. 1992, S. 315.
- ¹²⁶ SEIDEL (wie Anm. 101), S. 72. Laut einer Bilanz, die dem Eintrag ins Handelsregister des Amtsgerichts Freiburg vom 27. Februar 1948 beigelegt ist, betrug der Jahresgewinn 1946 1.900.000, RM. Vgl. BRUECHER (wie Anm. 3), S. 126.
- ¹²⁷ Frdl. Mitteilung von Herrn Dr. Jan Reifenberg. Auch Erich Stückrath wohnte in der Schwaighofstraße.
- ¹²⁸ HUMMERICH (wie Anm. 29), S. 19. Sie selbst befand sich zu dieser Zeit als „Außenposten“ in Frankfurt.
- ¹²⁹ ACHTERBERG (wie Anm. 64), S. 127. Ein Brief von Schramberg nach Freiburg etwa 3–6 Tage. Vgl. ebd. S. 115.
- ¹³⁰ Albert Oeser an Arthur Lauinger, 2. November 1956, zitiert nach ACHTERBERG (wie Anm. 64), S. 147.
- ¹³¹ Hans Orłowski an Ernst Benkart, 5. Mai 1946 (Nachlaß Benkart).
- ¹³² Redaktionsmitteilung in: *Die Gegenwart*, 1. 1945/46, Nr. 2/3, S. 1.
- ¹³³ Wie Anm. 83, S. 80.
- ¹³⁴ Redaktionsmitteilung „Diese Zeitschrift“ in: *Die Gegenwart*, 13. 1958, Nr. 26, S. 815.
- ¹³⁵ ACHTERBERG (wie Anm. 64), S. 96.
- ¹³⁶ Otto Schniewind an Albert Oeser, 30. April 1946, zitiert nach ACHTERBERG (wie Anm. 64), S. 119.
- ¹³⁷ Dies war eine Bedingung Reifenbergs an Loutre gewesen, vgl. Redaktionsmitteilung „Diese Zeitschrift“ (wie Anm. 134).
- ¹³⁸ Albert Oeser an Richard Fuchs, 8. Januar 1947, zitiert nach ACHTERBERG (wie Anm. 64), S. 149–150.
- ¹³⁹ Vgl. zu dieser Problematik die ausführliche Darstellung bei GILLESSEN (wie Anm. 13), S. 503–524.
- ¹⁴⁰ Grundlage dieses Abschnittes ist ein von Benno Reifenberg angelegtes Heft „Buchführung über eingereichte Artikel bei der französischen Militärregierung mit Genehmigungs- bzw. Ablehnungsvermerken.“ DLA Best. A: Reifenberg, 79.7694.
- ¹⁴¹ Der Artikel erschien schließlich unter dem Titel „Sixtina“ in: *Die Gegenwart*, 1. 1945/46, Nr. 10/11, S. 26–27.
- ¹⁴² Frdl. Mitteilung von Herrn Dr. Jan Reifenberg.
- ¹⁴³ REIFENBERG: *Die Gegenwart* (wie Anm. 109), Zweitfassung.
- ¹⁴⁴ Protokoll der Redaktionssitzung am 12–13. November 1947 in Saig. DLA Best. A: Reifenberg, 79.7704.
- ¹⁴⁵ GILLESSEN (wie Anm. 13), S. 518–520.
- ¹⁴⁶ FRIEDRICH WERNER: Vor 25 Jahren. Ein Rückblick auf die Entstehung der „Badischen Zeitung“. In: *Badische Zeitung*, 2. Februar 1971 (Sonderbeilage).
- ¹⁴⁷ Hecht organisierte Vertriebswesen und Verlagsleitung der Zeitung. Gleichzeitig war er an einem Blatt in der Pfalz und an der Gründung der *Schwäbischen Zeitung*, deren Chefredakteur Johannes Schmid wurde, beteiligt. Nach einem „Zusammenstoß mit der französischen Besatzungsmacht“ wurden Hecht aber beide Projekte wieder entzogen. Kurze Zeit später verstarb er. Vgl. GILLESSEN (wie Anm. 13), S. 522–523; ACHTERBERG (wie Anm. 64), S. 157; HEINZ PFEIFER: Die Politik wurde im Badezimmer gemacht. Wie war das mit den Anfängen der Badischen Zeitung? *Badische Zeitung*, 31. Januar/1. Februar 1976, Wochenendbeilage.
- ¹⁴⁸ SCHWARZMAJER (wie Anm. 6), S. 146, Anm. 46. Vgl. ebd.: „Der daraus resultierende Reichtum an geistigen Manifestationen ist charakteristisch für eine Notzeit“ (Carlo Schmidt).
- ¹⁴⁹ Albert Oeser an E. A. Gerlach, 28. Oktober 1946, zitiert nach ACHTERBERG (wie Anm. 64), S. 145.

- ¹⁵⁰ Beispielsweise Albert Oeser an Else Eppstein, 4. September 1946. Siehe ACHTERBERG (wie Anm. 64), S. 138; REIFENBERG (wie Anm. 55), S. 26–27 etc.
- ¹⁵¹ Vgl. THEODOR ESCHENBURG: *Letzten Endes meine ich doch. Erinnerungen 1933–1999*. Berlin 2000, S. 190.
- ¹⁵² Eine Charakterisierung Reifenbergs mag Sieburg am ehesten gerecht werden: „Sein Charme, die Schlagfertigkeit, über die er gebot, und seine Eloquenz, überhaupt das unablässig Sprühende seines Wesens hat ihm zahlreiche Bewunderer verschafft; Freunde dagegen gewann er sichtlich weit eher durch seine unverkennbaren Schwächen, vor allem seine entwaffnende Eitelkeit, seinen naiven Besitz- und Genusswillen und seine hochgradige Verletzlichkeit.“ Aus: BENNO REIFENBERG: *Über Friedrich Sieburg. Ein Portrait ohne Anlaß* (undatiert). DLA Best. A: Reifenberg, 79.2538.
- ¹⁵³ Sieburg hatte mit seinem Buch „Es werde Deutschland“, das trotz heftiger Auseinandersetzungen im Frankfurter Societätsverlag erschienen war, einen „nationalen Schwächeanfall im Jahr 1932“ gezeigt. GILLESSEN (wie Anm. 13), S. 294, vgl. auch S. 72–75. Von französischer Seite legte man ihm aber vor allem sein Buch „Gott in Frankreich?“ zur Last, das übrigens in Frankreich bis heute einen schlechten Ruf hat.
- ¹⁵⁴ J. REIFENBERG (wie Anm. 74).
- ¹⁵⁵ Benno Reifenberg an Bernhard Guttman, 18. September 1948. DLA Best. A: Reifenberg, 79.10465.
- ¹⁵⁶ ZELLER (wie Anm. 83), S. 85.
- ¹⁵⁷ So warnte Wirthle 1955, es sei: „nichts gefährlicher, als auf Sieburg zu verzichten. Diese attraktive Figur ist für die ‚Gegenwart‘ ungeheuer wichtig.“ Werner Wirthle an Benno Reifenberg, 22. Januar 1953. DLA Best. A: Reifenberg, 79.10743.
- ¹⁵⁸ So auch GILLESSEN (wie Anm. 13), S. 496.
- ¹⁵⁹ Sieburg gelte „in den USA in Emigrantenkreisen ... als ein schwer belasteter Anhänger Hitlers. Aber auch in Rio de Janeiro, wohin nach dem Zusammenbruch Frankreichs zahlreiche jüdische und katholische Emigranten geflohen sind, wurde 1945 berichtet, daß S. ein verhängnisvolles Werkzeug der Gestapo, ja ein Antreiber von Albetz gewesen sei. Ich kann die Richtigkeit der Anklagen nicht nachprüfen. Doch wir wissen im Ausland, daß ehemalige Nationalsozialisten wieder in nicht un-wichtigen Stellen wirken...“ Aus einem Brief an Albert Oeser vom 12. Februar 1949, zitiert nach ACHTERBERG (wie Anm. 64), S. 162.
- ¹⁶⁰ Benno Reifenberg an Ministerialdirektor Hans Knappstein, 9. Dezember 1948. DLA Best. A: Reifenberg, 79.7709.
- ¹⁶¹ WALDMÜLLER (wie Anm. 95), S. 93.
- ¹⁶² Protokoll der Redaktionskonferenz vom 24./25. September 1948. DLA Best. A: Reifenberg, 79.7704.
- ¹⁶³ Albert Oeser an Familie Freitag, 27. September 1949, zitiert nach ACHTERBERG (wie Anm. 64), S. 165.
- ¹⁶⁴ Ebd., S. 165–166.
- ¹⁶⁵ Benno Reifenberg an Bernhard Guttman, 18. September 1948. DLA Best. A: Reifenberg, 79.10465.
- ¹⁶⁶ WERNER WIRTHLE: Überlegungen über die „Gegenwart“ anlässlich des Exposés vom 14. Dezember 1953 von Herrn Reifenberg. Unveröffentlichtes Typoskript. DLA Best. A: Reifenberg, 79.10741.
- ¹⁶⁷ BENNO REIFENBERG: Pro Memoria: Die Gegenwart 1953/54. Unveröffentlichtes Typoskript vom 14. Dezember 1953. DLA Best. A: Reifenberg, 79.7697.
- ¹⁶⁸ ACHTERBERG (wie Anm. 64), S. 96.
- ¹⁶⁹ Den Lesern teilte man knapp mit: „Mit dem vorliegenden Heft wird die Zeitschrift durch den Verlag ‚Die Gegenwart‘, Gesellschaft mit beschränkter Haftung übernommen. Der bisherige Verlag der Gegenwart (Dr. Erich Stückrath) wird mit dem 30. September aufgelöst. Der bisherige Verleger Dr. Erich Stückrath scheidet aus. Für die Redaktion zeichnet nach wie vor Benno Reifenberg.“ Redaktionsmitteilung in: *Die Gegenwart*, 4. 1949, Nr. 92, S. 1.
- ¹⁷⁰ Protokoll der Redaktionskonferenz am 12. und 13. November 1947 in Saig. DLA Best. A: Reifenberg, 79.7704.
- ¹⁷¹ BENNO REIFENBERG: „Die Gegenwart“. Zur Entwicklung einer politischen Zeitschrift. Unveröffentlichtes Typoskript vom 5. Dezember 1951. DLA Best. A: Reifenberg, 79.7696.
- ¹⁷² Wie Anm. 170.

- ¹⁷³ REIFENBERG (wie Anm. 171).
- ¹⁷⁴ Zur Einstellung der Zeitschrift führten wirtschaftliche Gründe und die Tatsache, daß das Autorenkollektiv politisch so konträr orientiert war, daß eine Vermittlung vor dem Hintergrund der zunehmenden Entwicklung Deutschlands in zwei Staatssysteme und dem gleichzeitig in Westdeutschland einsetzenden restaurativen Zeitgeist nicht mehr möglich schien. Vgl. WALDMÜLLER (wie Anm. 95), S. 96-97.
- ¹⁷⁵ Wilhelm von Opel an Albert Oeser, 17. Januar 1947, abgedruckt bei: ACHTERBERG (wie Anm. 64), S. 151.
- ¹⁷⁶ REIFENBERG (wie Anm. 171).
- ¹⁷⁷ Brief der Werbeabteilung der FSD an Benno Reifenberg, 19. August 1950. DLA Best. A: Reifenberg, 79.7701.
- ¹⁷⁸ Geschäftsbericht der Frankfurter Societäts Druckerei für das Jahr 1950. DLA Best. A: Reifenberg, 79.10257. Ähnlich im Geschäftsbericht von 1953: „Es muss mit Bedauern festgestellt werden, dass viele Angehörige der gebildeten Schicht in Deutschland sich zu einem Abonnement der Zeitschrift nicht entschliessen können, mit der Begründung, dass ihnen beim heutigen Arbeitstempo die Zeit zum Lesen einer so guten Zeitschrift mangle.“
- ¹⁷⁹ Protokoll der Redaktionskonferenz vom 5. Januar 1951. DLA Best. A: Reifenberg, 79.7705.
- ¹⁸⁰ Protokoll der Redaktionskonferenz vom 18./19. Juli 1951. DLA Best. A: Reifenberg, 79.7705.
- ¹⁸¹ Aus einem Brief Benno Reifenbergs an die Redaktionsmitglieder vom 20. September 1951. DLA Best. A: Reifenberg, 79.10257.
- ¹⁸² Wie Anm. 179.
- ¹⁸³ Beispielsweise sah sich der Herausgeber der *Illustrierten Blätter* W. Jaspert 1955 gezwungen, sein Blatt gegen Äußerungen von Michael Freund zu verteidigen, der das Verhältnis der *Gegenwart* zu dieser Zeitschrift als vergleichbar mit dem der Bundesrepublik zur DDR bezeichnet hatte. Man habe keine „Angst vor der Seriosität“, konterte Jaspert bissig: „Wenn wir Angst haben, dann nur vor Trockenheit.“ Hausmitteilung der Frankfurter Societäts-Druckerei vom 4. Februar 1955. DLA Best. A: Reifenberg, 79.7701.
- ¹⁸⁴ So zeigte sich Wirthle besorgt, als sich die Herstellung der *Illustrierten* 1957 merklich verteuerte: „Sie wissen, was das für uns bedeutet, die wir alle von der *Frankfurter Illustrierten* leben. Für die *Gegenwart* heisst das, dass die im Jahre 1956 angelaufenen Kosten unter keinen Umständen vergrössert werden dürfen.“ Werner Wirthle an Benno Reifenberg, 28. März 1957. DLA Best. A: Reifenberg, 79.10743.
- ¹⁸⁵ REIFENBERG (wie Anm. 171).
- ¹⁸⁶ GILLESSEN (wie Anm. 13), S. 525.
- ¹⁸⁷ Ebd., S. 526.
- ¹⁸⁸ Werner Wirthle an Benno Reifenberg, 22. Januar 1953. DLA Best. A: Reifenberg, 79.10743.
- ¹⁸⁹ Benno Reifenberg an Raykowski, 12. April 1954. DLA Best. A: Reifenberg, 79.7701.
- ¹⁹⁰ Protokoll der Redaktionskonferenz vom 22. September 1954. DLA Best. A: Reifenberg, 79.7706.
- ¹⁹¹ Sieburgs Ausscheiden war die Folge einer Reihe von internen Spannungen und Mißverständnissen. Da es die Redaktion versäumte, diesen Schritt rechtzeitig in der *Gegenwart* bekanntzugeben, veröffentlichte er selbst eine Mitteilung in der FAZ (11. Januar 1956), wo er seinen Fortgang mit großen literarischen Vorhaben begründete.
- ¹⁹² Albert Oeser an Frederick H. Nachmann, 25. Mai 1946, zitiert nach ACHTERBERG (wie Anm. 64), S. 124.
- ¹⁹³ GILLESSEN (wie Anm. 13), S. 512. Reifenberg hatte sich schon 1947 gefragt, „ob ich nicht ... mich entschließen sollte, diesen Bericht als Broschüre zu veröffentlichen, ob ich nicht dazu verpflichtet bin, da ich zu den wenigen gehöre, die einen Überblick über die ‚Kontinuität‘ der ‚Frankfurter Zeitung‘ ihr Eigen nennen“. Brief an W. Bretscher vom 26. Januar 1947, zitiert nach ACHTERBERG (wie Anm. 64), S. 153.
- ¹⁹⁴ Vorwort zu: Ein Jahrhundert Frankfurter Zeitung (wie Anm. 17), S. 1.
- ¹⁹⁵ STERNBERGER (wie Anm. 17), S. 55.
- ¹⁹⁶ Ebd., S. 54.
- ¹⁹⁷ FRITZ HAUENSTEIN: Überlegungen zum Exposé über die Wochenausgabe der „Gegenwart“ vom 23. Juli 1958. DLA Best. A: Reifenberg, 79.10740.

- ¹⁹⁸ WERNER WIRTHLE: Überlegungen über die „Gegenwart“ anlässlich des Exposés vom 14. Dezember 1953 von Herrn Reifenberg. Unveröffentlichtes Typoskript. DLA Best. A: Reifenberg, 79.10741.
- ¹⁹⁹ Vor allem ging es um Haerdters Verteidigung der sozialistisch gefärbten „Synchronoptischen Weltgeschichte“ (in: *Die Gegenwart*, 8. 1953, Nr. 174, S. 75–78).
- ²⁰⁰ Werner Wirthle an Benno Reifenberg, 25. Oktober 1958. DLA Best. A: Reifenberg, 79.10743.
- ²⁰¹ WIRTHLE (wie Anm. 198).
- ²⁰² Benno Reifenberg an Werner Wirthle, 19. April 1960. DLA Best. A: Reifenberg, 79.363.
- ²⁰³ GILLESSEN (wie Anm. 13), S. 525.
- ²⁰⁴ Wilhelm Emanuel Süskind an Benno Reifenberg, 24. Dezember 1958. DLA Best. A: Reifenberg, 79.10955.
- ²⁰⁵ DLA Best. A: Reifenberg, 79.10973.
- ²⁰⁶ „Aber das Paradoxe: in einer Zeit wachsender Breiten- und Tiefenwirkung ist das Blatt an seiner Qualität gestorben.“ THEODOR HEUSS: Erinnerungen. In: Ein Jahrhundert Frankfurter Zeitung (wie Anm. 17), S. 19–20, hier: S. 20.
- ²⁰⁷ *Winterthurer Tagblatt*, 22. Dezember 1958. DLA Best. A: Reifenberg, 79.10973.
- ²⁰⁸ *Frankfurter Rundschau*, 5. August 1960. Vgl. Brief Erich Welters an Benno Reifenberg vom 10. August 1960. DLA Best. A: Reifenberg, 79.363.
- ²⁰⁹ Werner Wirthle an Benno Reifenberg, 4. April 1960, desgl. Wirthle an Erich Welter, 8. Dezember 1959. DLA, Best. A: Reifenberg, 79.10743, 79.7712.
- ²¹⁰ Vgl. Benno Reifenberg an Robert Haerdter, 13. Oktober 1960. DLA Best. A: Reifenberg, 79.10561.
- ²¹¹ Vgl. Redaktionsmitteilung „Diese Zeitschrift“ (wie Anm. 134).
- ²¹² REIFENBERG (wie Anm. 171).

Buchbesprechungen

Landesgeschichte

DIETER GEUENICH: Geschichte der Alemannen (Urban-Taschenbuch 575). Urban Verlag, Stuttgart 1997. 168 S.

Es ist eine kurz und prägnant gehaltene Geschichte der Alemannen, die der Historiker Dieter Geuenich nach langer Ankündigung im Frühjahr 1997 vorlegte. Erfreulicherweise werden Aspekte der Archäologie integriert, auch wenn im Vorwort – mit Hinblick auf die große Landesausstellung „Die Alamannen“ im Sommer 1997 – etwas anderes steht. Professor Geuenich beschränkt sich auf die Jahre von der Ersterwähnung im 3. Jahrhundert bis zum sog. „Blutgericht zu Cannstatt“ im Jahre 746.

Eine Geschichte über die Alemannen zu schreiben ist ein schwieriges Unterfangen, denn Anfang und Ende sind unsicher. Wir wissen nicht einmal, wie sich die Alemannen selbst nannten. Volksnamen wie „Brisigavi“, „Bucinobantes“ oder „Lentiensis“ beziehen sich auf ältere Landschaftsbezeichnungen (S. 29). Vielleicht hätte man hier die Herkunft dieser Namen noch erläutern können, z. B. die keltische Wurzel von „Brisigavi“. Die Ethnogenese der Alemannen ist unsicher, die „Volkswerdung“ ist wohl erst im neuen Siedlungsgebiet entstanden. Damit verbunden ist die Landnahme, deren Dynamik sich nicht mehr rekonstruieren läßt. Die archäologische Fundarmut in der Frühzeit läßt sich am ehesten noch mit dem Zustand des semipermanenten Wohnens, also des häufigen Wechsels des Siedlungsplatzes, erklären. Im Nebeneinander der Alemannen und Römer sind intensive Kontakte erkennbar, die nicht nur kriegerischer Natur waren. Mehrere namentlich bekannte Alemannen standen im 4. Jahrhundert in römischen Diensten. Erst nach 364 unter Kaiser Valentinian I. tritt eine Wende ein. Denn nun werden die Alemannen von Ammianus Marcellinus als „Feinde des ganzen römischen Erdkreises“ (S. 56) bezeichnet. Nach 378, soweit reichen die Aufzeichnungen von Ammianus Marcellinus, fehlen schriftliche Erwähnungen. Dies könnte zum einen damit zusammenhängen, daß die Alemannen in Ungnade gefallen waren, zum anderen aber sind keine entsprechenden Schriftzeugnisse überliefert.

Die Frage, ob die Alemannen unter einem „Großkönig“ geeint waren, darf wohl verneint werden. Dieter Geuenich sieht auch keinen „Trend“ in diese Richtung (S. 72). Mit dieser Frage verbunden ist die Schlacht mit den Franken, angeblich 496, die aber nach Geuenich gegen mehrere „Kleinkönige“ (Reguli) geführt worden sein muß.

Es sind zwei Namen von Alemannenkönigen überliefert: In der Vita des heiligen Abtes Severin († 482) wird von König Gibuldus berichtet, der auf Betreiben von Severin Gefangene freiließ. In der Vita des Bischofs Lupus von Troyes (ca. 426–478) wird zur gleichen Zeit ähnliches von einem König Gebavultus berichtet. Eine Identität beider ist trotz Ähnlichkeiten nicht anzunehmen (S. 74). Ein alemannisches Reich läßt sich somit nicht nachweisen. Über die Westexpansion im 5. Jahrhundert sind wir nur schlecht unterrichtet. Im folgenden wird die Unterwerfung durch die Franken (496–537) entscheidend für das weitere Schicksal. Mehrere militärische Konfrontationen wurden gegen verschiedene „Reguli“ geführt. Im Ergebnis stand die Unterwerfung der Alemannen 537 und die Einrichtung der fränkischen Provinz. Professor Geuenich läßt die Geschichte der Alemannen nicht hier enden. Man muß „mit Blick auf das in diesem Buch bereits öfter angesprochene Problem der Ethnogenese, der ‚Volkswerdung‘

oder ‚Stammesbildung‘ der Alemannen auch ernsthaft fragen, ob nicht erst mit der Einbeziehung der Alemannen in das Merowingerreich und der Fixierung ihres ‚Platzes‘ in einer räumlich übergreifenden Ordnung die Voraussetzungen für die Ausbildung einer territorial zu umschreibenden, aber ethnisch verstandenen Gemeinschaft gegeben waren“ (S. 92). Die von den Franken gezogenen Grenzen führen zur Entwicklung von Kultur- und Sprachgrenzen der Alemannen. „Unklar bleibt jedoch weitgehend, wie die Herrschaft über diese *Alamannia* organisiert war: Wie regierten und kontrollierten die Merowinger dieses Gebiet, wie und durch wen übten sie ihre Herrschaft über die Alemannen aus?“ (S. 92). Erst zu Beginn des 8. Jahrhunderts vermitteln die Quellen ein deutlicheres Bild von den Herzögen der Alemannen (S. 103). Dies hängt damit zusammen, daß sie in Gegensatz zu den karolingischen Hausmeiern gerieten. Nach mehreren Aufständen von alemannischen Herzögen berief 746 Karlmann eine Versammlung nach Cannstatt ein. Laut den Metzger Annalen (S. 107) wurde dort das Heer der Alemannen und Franken vereint. Die alemannischen Fürsten wurden „gnädig“ zurechtgewiesen. Dieter Geuenich nennt weitere Quellen und zieht das Fazit: „Erst die methodisch unzulässige Kombination aller drei Textstellen hat das Bild von einem Gerichtstag entstehen lassen, auf dem tausende Adlige wegen Hochverrats hingerichtet wurden“ (S. 107 f.). Dieses „Blutgericht“ hat also mit großer Wahrscheinlichkeit nicht stattgefunden.

Der Autor geht auch auf die Rechtsvorstellungen der Alemannen ein, den *Pactus Legis Alamannorum* und die *Lex Alamannorum*. Altes Stammesrecht aus der Zeit vor der Unterwerfung durch die Franken läßt sich jedoch nicht mehr finden. Geuenich läßt die Geschichte der Alemannen mit den Karolingern enden, denn „mit der Entstehung des deutschen Reiches gingen die ‚Stämme‘ in diesem auf, so daß es berechtigt erscheint, die Geschichte der Alemannen mit diesem Zeitpunkt als beendet anzusehen“ (S. 118).

Das Buch ist weit mehr als nur eine Vorbereitung aus historischer Sicht für die damals anstehende Landesausstellung. Es ist nach der „Geschichte der Alamannen als Gaugeschichte“ von Julius Cramer aus dem Jahre 1899 die notwendige und aktualisierte Darstellung der Geschichte der Alemannen. Mit den zahlreichen Literatur- und Quellenangaben, darunter 113 Monographien und 209 Aufsatztitel, einer Zeittafel und einem nützlichen Personen- und Ortsregister, kann von einem Handbuch gesprochen werden.

Mechthild Michels

ULRICH PARLOW: Die Zähringer. Kommentierte Quellendokumentation zu einem südwestdeutschen Herzogsgeschlecht des hohen Mittelalters (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg Reihe A. Quellen 50). Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart 1999. 573 S., 7 Abb., Stammtafel.

Wer sich mit den Zähringern beschäftigt, wird an dem vorzustellenden Werk nicht vorbeikommen. Es handelt sich um die überarbeitete Fassung einer von Karl Schmid († 1993) angeregten Freiburger Dissertation, deren Manuskript im Wintersemester 1994/95 unter dem Titel „Zähringerregesten. Kommentierte Quellendokumentation zur Geschichte der Herzöge von Zähringen“ eingereicht wurde.

In der Einleitung skizziert Parlow zunächst kurz die Entwicklung der Zähringerforschung, deren Beginn Johann Daniel Schöpflins „*Historia Zaringo Badensis*“ (Karlsruhe 1763–66) markiert und die mit Eduard Heycks „*Geschichte der Herzöge von Zähringen*“ (Freiburg i. Br. 1891), die bis heute als Standardwerk gilt, „gewissermaßen ihren Gipfelpunkt im späten 19. Jahrhundert“ (S. XI) erreichte. Dank der Initiative Karl Schmidts wurde die Zähringerforschung in den letzten beiden Jahrzehnten entscheidend vorangetrieben. So sind im Zusammenhang mit der Zähringerausstellung des Jahres 1986 zahlreiche Arbeiten angestoßen und gefördert worden, zu denen auch das jetzt vorliegende Regestenwerk Parlows zählt.

Im Unterschied zu Heyck, dessen Geschichtsdarstellung bislang auch die umfassendste Ma-

terialsammlung zu den Zähringern bot, schreibt Parlow keine neue Geschichte des Herzogsgeschlechts. Vielmehr zielt Parlows Arbeit darauf ab, durch „eine möglichst vollständige Dokumentation (Paraphrase, Nachweis, Kommentierung) der Quellenbelege zur Geschichte der Herzöge von Zähringen“ eine „Basis für weitere Untersuchungen“ zu schaffen (S. XV). Die insgesamt 651 Regesten bezeugen eindrucksvoll die Leistung Parlows, der es auf sich genommen hat, das verstreute Quellenmaterial systematisch zu erfassen und mittels ausführlicher, fundierter Kommentierung zuverlässig zu erschließen. Jedes Regest entspricht einem Zähringer-Sachverhalt oder -Betreff, den Parlow bei seiner umfassenden Auswertung der zähringerrelevanten Schriftquellen ermitteln konnte, wobei er die spätere Überlieferung „im allgemeinen nur exemplarisch bzw. wenn ihre Bedeutung es gerechtfertigt erscheinen läßt“ (S. XIX) heranzieht. Berücksichtigt werden die später regierenden Herzöge Bertold I., II., III., Konrad und Bertold IV. und V. einschließlich ihrer Gemahlinnen. Von der Herrschaftsübernahme Bertolds (I.) des Bärtigen im Jahre 1024 bis zum Tod Bertolds V. im Jahre 1218 umspannt das Regestenwerk somit den Zeitraum von nicht ganz zweihundert Jahren zähringischer Geschichte. Gemäß den Herrschaftszeiten der genannten zähringischen Herzöge untergliedert Parlow die chronologische Nummernfolge der Regesten in sechs Abschnitte. Am Anfang jedes Abschnitts ist jeweils ein „Einleitungsregest“ eingefügt, „eine knappe, formalisierte Übersicht mit Daten und Verweisen“ (S. XIX) zur Person des Herzogs (Ämter, Geburts- und Sterbedatum, Begräbnisort) sowie zu Eltern, Gemahlin(nen) und Kindern. Dadurch vermittelt das Werk auch Informationen zu den übrigen, nichtregierenden Familienmitgliedern. Die Regesten bestehen jeweils aus einer knappen Zusammenfassung der zugrundeliegenden Quelle(n), an die sich der Kommentar anschließt. Dieser enthält häufig wichtige Quellenstellen im Zitat. Außer den Angaben zu Überlieferung, Edition(en), Übersetzung(en), Regest(en) und weiterführender Literatur finden sich hier auch wichtige Hinweise zu Hintergrund und Einordnung des jeweiligen Sachverhalts. Zudem werden Stand und Probleme der Forschung diskutiert. Die Kommentare, die den aktuellen Forschungsstand zusammenfassen und teilweise auch neue Erkenntnisse bieten, tragen nicht unwesentlich zum Wert von Parlows Quellendokumentation bei. Es liegt in der Natur der Sache, daß bei der Regestenerstellung stets ein gewisser Ermessensspielraum bleibt, worauf Parlow auch selbst hinweist (S. XIX). Da Parlow in seinen Regesten nicht nur jeweils den wesentlichen Inhalt einer Quelle zusammenfaßt, sondern von Zähringer-Sachverhalten oder -Betreffen ausgeht, mischen sich im Einzelfall mitunter einem bestimmten Quellentext entlehnte und eigene Formulierungen des Bearbeiters, die bereits einen gewissen interpretatorischen Charakter haben. (Im Reg. 129 zur Herzogserhebung Bertolds II. im Jahre 1092, das die entsprechende Nachricht aus der Bernold-Chronik paraphrasiert, heißt es zum Beispiel, Bertold sei „zum Gegenherzog von ganz Schwaben erhoben“ worden, wobei Parlow dem zugrundeliegenden Quellentext die Bezeichnung Gegenherzog hinzufügt.) Diese Beobachtung macht im übrigen nur einmal mehr deutlich, daß es nicht die Aufgabe eines Regestenwerkes ist, die Quellenlektüre zu ersetzen; vielmehr eröffnet es dem Interessierten erst eigentlich den Zugang zu den Quellen. Das aber ist ohne Zweifel Parlows großes Verdienst. Das umfängliche Material ist nun bequem zugänglich und dank der umfassenden Kommentierung kann sich der Benutzer leicht orientieren, sich ein eigenes Urteil bilden und – ausgehend von der soliden Grundlage des vorliegenden Werkes – zu neuen Erkenntnissen gelangen.

Die neuen Ergebnisse, Akzentsetzungen und Konturenschärfungen, die sich bereits bei der Erarbeitung der Quellendokumentation ergeben haben, werden von Parlow in einem knapp gehaltenen Abschnitt der Einleitung („Neue Aspekte der Zähringergeschichte“, S. XV–XVIII) angedeutet. In bewußter Selbstbeschränkung gibt Parlow hierbei zum Teil nur stichwortartig formulierte Hinweise und verzichtet auf eine etwas ausführlichere Darstellung, die jedoch durchaus wünschenswert gewesen wäre. Doch spiegelt Parlows Zurückhaltung offenbar die

konsequent verfolgte Absicht wider, sich mit größter Gewissenhaftigkeit allein in den Dienst der Sache zu stellen, nämlich der künftigen Forschung ein zuverlässiges Instrument an die Hand zu geben. Nur beispielhaft sind einige dieser Ergebnisse und neuen Akzente zumindest kurz anzusprechen. So kann Parlow schlüssig zeigen, daß Herzog Bertolds I. Gemahlin Richwara eine Tochter Herzog Hermanns IV. von Schwaben war (Reg. 13). Parlows akribischer Literaturrecherche ist es zu verdanken, daß eine bisher noch nicht gebührend gewürdigte Entdeckung Falko Neiningers endlich Allgemeingut der Forschung werden dürfte. Denn es steht nun fest, daß Ida von Boulogne nicht die erste Gattin Bertolds V., sondern die zweite Gemahlin seines Vorgängers war (Regg. 506, 506a). Entgegen der noch vom zähringerfeindlichen Urteil Ottos von Freising beeinflussten Vorstellung vom leeren Herzogstitel Bertolds I. sichert ein ebenfalls weitgehend unbeachtet gebliebenes urkundliches Zeugnis die tatsächliche Herrschaftsausübung Bertolds I. in der Mark Verona als Bestandteil seines Kärntner Herzogtums (Regg. 40, 41). Daneben gewinnen die zähringisch-nellenburgischen Verbindungen auch aufgrund bislang kaum wahrgenommener gemeinsamer Bezüge zum elsässischen Kloster Weißenburg deutlichere Konturen (Regg. 30, 30a). Auf der Basis der von ihm zusammengestellten Quellenzeugnisse zu Bertold III. hebt Parlow dessen Bedeutung auf regionalem Gebiet wie auch auf Reichsebene hervor und warnt vor einer Fehleinschätzung dieses Zähringers, der in der Forschung stets im Schatten seines Bruders Konrad stand (S. XVII). Zugleich kann Parlow das eigenständige Handeln Konrads während der herzoglichen Herrschaft Bertolds III. durch zusätzliche Belege deutlicher profilieren. In dieser Hinsicht ist vor allem ein von Parlow neu präsentiertes Zeugnis von Interesse, wonach Konrad in seiner vorherzoglichen Zeit zähringischen Allodialbesitz bei dem oberfränkischen Mainroth an Bischof Otto von Bamberg verkaufte, und zwar für die nicht unerhebliche Summe von 300 Pfund Silber und einem Pfund Gold (Reg. 227). Über diese wenigen Beispiele hinaus werden die Benutzer in Parlows überreichem Fundus zweifellos immer wieder fruchtbare Entdeckungen machen können.

Das Quellen- und das Literaturverzeichnis beeindruckt nicht nur aufgrund seines Umfangs (S. 421–519), vielmehr wurde bei der Überarbeitung für den Druck verdienstvollerweise die neueste Literatur noch bis kurz vor der Drucklegung eingearbeitet. Im übrigen wäre es für den Benutzer hilfreich gewesen, wenn man das Literaturverzeichnis durch eine stärkere Hervorhebung der Autorennamen im Druckbild noch etwas übersichtlicher gestaltet hätte. Ein Orts- und Personenregister schließt den Band ab (S. 521–573). Sehr nützlich ist auch Parlows detaillierte Zähringer-Stammtafel (S. XXVIII–XXXI), die den aktuellen Forschungsstand repräsentiert. Schließlich sind dem Band noch sieben Schwarzweißaufnahmen beigegeben. Eine großzügigere Bildausstattung erschien wohl als entbehrlich. Wer einschlägiges Bildmaterial zu den Zähringern sucht, wird im Katalog der Zähringerausstellung ohnehin leicht fündig.

Fraglos ist hier ein neues Standardwerk entstanden, das für die Zähringerforschung von unschätzbarem Wert ist. Parlow hat Grundlagenforschung im besten Sinne geleistet, die nicht nur angesichts der verarbeiteten Materialfülle, sondern vor allem auch im Blick auf die außerordentlich gewissenhafte Aufarbeitung großen Respekt abnötigt. Der landesgeschichtlichen Forschung und allen Interessierten steht jetzt ein Instrument zur Verfügung, das heute schon als unverzichtbar gelten kann und dem als neuer Grundlage künftiger Forschung eine bleibende Bedeutung gesichert ist.

Heinz Krieg

KARL-HEINZ LUTZ: Das badische Offizierskorps 1840–1870/71 (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg Reihe B. Forschungen 135). Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart 1997. 350 S.

Es ist leider bei ihnen überall wenig Aufopferungsfähigkeit und ein allzugroßer Hang zum Familien-Leben. Die Familie geht über Alles, dann kommen die Genüsse und endlich erst der

Dienst. Diesen Eindruck von der Mentalität des badischen Offizierkorps vermittelte Kriegsministerialpräsident August Frhr. v. Roggenbach dem badischen Großherzog Leopold im Juli 1849, zu einem Zeitpunkt, da die alte badische Armee in den Wirren der Reichsverfassungskampagne endgültig untergegangen war. Die Jahre 1848/49 bilden so auch eine entscheidende Zäsur in der Geschichte des badischen Offizierkorps – der Verfasser verwendet durchgehend das für die süddeutschen Länder vermeintlich quellennähere Fugen-s –, das schon in seiner ersten Phase seit der Errichtung des Großherzogtums bis zur Revolution des Jahres 1848 keine identitätsstiftende Wirkung zu bilden vermocht hatte. Zu heterogen zusammengesetzt war das Korps, als daß es zu einer ähnlich starken Machtstellung wie der des preußischen hätte gelangen können. Schon bei Gründung der eigentlichen badischen Armee machte sich dieser Übelstand bemerkbar, als der nun erforderlichen Offizierstellenbesetzung wegen Offiziere aus anderen deutschen Staaten, vornehmlich aus dem gerade von Napoleon gedemütigten Preußen, in dessen Reihen strömten und so die Struktur sowohl landsmannschaftlich als auch konfessionell stark veränderten. Der in badischem Solde stehende Louis Graf Mondion äußerte sich um 1820, daß *das badische Armée Corps aus lauter Fremdlingen von verschiedenen deutsche[n] Staaten zusammengesetzt* sei. Ohnehin spiegelte die Zusammensetzung des Korps (und der Armee) nicht die vielfältig gegliederte badische Landschaft wider. Überrepräsentiert war der bevölkerungsreichste Mittelrheinkreis mit der Hauptstadt Karlsruhe, während die neu hinzugekommenen südlichen Landesteile des Oberrhein- und Seekreises mit ihrer weitgehend katholischen Bevölkerung, aber auch aus ihrer politischen Herkunft heraus durchgängig nur schwach vertreten waren. Der konfessionell starke Anteil der Protestanten war, besonders im Subalternbereiche, unübersehbar. Nur kurzzeitig geriet dieses Gefüge ins Wanken, als im Gefolge der revolutionären Unruhen über 50 Unteroffiziere zu Offizieren ernannt wurden und dadurch Herkunftsstruktur und konfessionelle Zusammensetzung einer starken Veränderung unterworfen waren. Die Reorganisation nach 1849 beendete dann rasch dieses Gastspiel und kehrte zur alten Struktur zurück.

Die Übernahme preußischer Stabsoffiziere nach dem deutschen Bruderkriege von 1866, der Aufbau der Landwehr nach preußischem Vorbilde mit aus dem Unteroffizierstande aufgestiegenen Offizieren des Jahres 1848 und das durch die Versailler Vereinbarungen vom November 1870 beschlossene Aufgehen der badischen Armee in den preußischen Heeresverband als XIV. Armeekorps – die Soldaten blieben badisch, die Offiziere wurden oder waren kgl. preußisch, was auch an der Kokarde zum Ausdruck kam – setzt auch den Rahmen für die in Freiburg 1990/91 verteidigte Dissertation von Karl-Heinz Lutz. Sie war für den Bereich der regionalen deutschen Militärgeschichte ein Desiderat, begründet in einer weitgehend borusisch fixierten Geschichtsbetrachtung. Lediglich die badische Generalität hatte bisher als oberste militärische Führungsebene der deutschen Mittelstaaten Beachtung gefunden. Ausgehend vom Jahre 1840, einer Zeit internationaler Krisen, die den Bau der Bundesfestung Rastatt zur Folge hatte, untersucht Lutz in der Form einer *kollektiven Biographie* neben der Binnenstruktur – geographische und soziale Herkunft, Adelsbestand und -qualität, Konfession – auch das Selbstverständnis, das dieser Schicht eignete. Während er in ersterem Falle mit Hilfe quantifizierender Methoden, dargestellt in einer Vielzahl von Tabellen und biographischen Fallbeispielen, zu beachtlichen Einzelergebnissen kommt, bleibt die Mentalitätsgeschichte des Offizierkorps eher blaß, was auch mit einer relativ dürftigen Quellenlage erklärt werden kann, bieten doch die erhaltenen Offizier-Personalbogen wenig mehr denn eine laufbahnbezogene und beurteilungsreiche Sammlung; literarische Selbstzeugnisse der Offiziere jedoch sind kaum bekannt. Ausführlich untersucht Lutz den Adelsanteil und seine Verteilung in den jeweiligen Dienstgradgruppen und Waffengattungen. Hier, besonders bei den berittenen Truppen, herrschten ähnliche Verhältnisse wie in der bayerischen Armee; die geringen Aufstiegschancen mögen mit dazu beigetragen haben, daß sich mehr als die Hälfte der Geschlechter dem

Dienst in der badischen Armee versagte und statt dessen die Armeen der Großmächte, insbesondere Österreichs, bevorzugte. Eine stärkere Feudalisierung setzte erst mit der preußischen Übernahme nach 1871 ein. Den größten Prozentsatz der Herkunftsfamilien stellten Offiziere und Beamte aus protestantischem Milieu, die so das konfessionelle Ungleichgewicht im badischen Offizierkorps stabilisierten. Gerade die Zeit der liberalen Regierung nach 1860 veranlaßte einen hohen Prozentsatz katholischer Subalternen zum Quittieren des Dienstes. Dennoch attestiert Lutz trotz mangelnder Homogenität – auch begründet in fehlender Traditionsbildung durch das Avancement im Waffenverbände statt, wie in Preußen, im Regimentsverbände – dem badischen Offizierkorps eine größere Affinität zu den anderen sozialen Schichten des Landes, denen es in höherem Maße als in Preußen offenstand.

Ein wichtiger Aspekt, die Bildungsvoraussetzungen und -anforderungen und ihre zeitlichen Veränderungen, kurz die Bildungsdiskussion, wird bei Lutz nur angedeutet. Dafür behandelt er ausführlich Struktur und Organisation des Kadettenhauses, der ehemaligen Kriegsschule, aus dem die meisten Offiziersaspiranten der badischen Armee hervorgingen. Auch hier hätte ein Blick in die Lehrpläne in wechselnden Epochen sowie ein Vergleich mit anderen süddeutschen Staaten möglicherweise zu vertieftem Verständnis des Werdeganges des badischen Offiziers beigetragen. Die fehlende Bildungsschranke des Abiturs, wie sie in Bayern nach 1872 zur Homogenisierung des Korps führte, hat sicher nicht unwesentlich zur geringeren Akzeptanz der Offiziere im bürgerlichen Milieu des liberalen Baden beigetragen. Die für das Land so einschneidenden Jahre der Unruhen von 1848 und 1849 werden nur cursorisch behandelt, doch erweisen sie sich letztlich als der zentrale Einbruch in das Gefüge einer Armee, deren fast geschlossene Meuterei als Kainsmal seither an ihr haften blieb. Dies zu tilgen vermochten auch die ehrengerichtlichen Untersuchungen nicht, in deren Gefolge jeder siebente Offizier verurteilt wurde. Neben dynastischen Erwägungen und Avancementshoffnungen mögen daher die Bestrebungen zur Einreihung in die preußische Armee nach der unglücklichen Beteiligung am Kriege von 1866 auch in diesem als Schmach empfundenen Versagen begründet liegen. Mit dem deutschen Einigungskriege endete zugleich die Geschichte der badischen Armee und ihrer Offiziere.

Kleinere Irrtümer in Unkenntnis heereskundlicher Belange wie e.g. die Zuordnung der Spielleute (*Musiker!*) zur Reiterei (statt Feld-/Regimentstrompeter und Heerpauker) schmälern selbstverständlich in keiner Weise den Wert dieser Untersuchung und seien nur deshalb hier erwähnt, weil die Kenntnis scheinbar nebensächlicher Erscheinungsformen des Militärs in früheren Zeiten zum Grundwissen eines Militärhistorikers gehörte. Anzumerken sei schließlich, daß der in Konstanz gebürtige Badener Gustav Adolf Martin Poinson (1836 1900) nach seinem Abschiede als Hauptmann von 1880 bis 1891 der Leiter des Freiburger Stadtarchives war. Zugleich redigierte er von 1884 bis 1890 die Zeitschrift „Schau-ins-Land“ des Freiburger Geschichtsvereins. Ein weiterer Offizier, Oberstleutnant a.D. Constantin Geres (1824 1891), war nach seiner Militärdienstzeit Vorsitzender des „Breisgau-Geschichtsvereins“.

Karlheinz Deisenroth

Widerstand gegen die Judenverfolgung. Hg. v. MICHAEL KISSENER (Portraits des Widerstands 5). Universitätsverlag Konstanz, Konstanz 1996. 342 S.

In diesem Band werden zwei grundsätzlich verschiedene Personengruppen des Widerstandes gegen die Judenverfolgung im Dritten Reich dargestellt. Einmal handelt es sich um Mitbürger jüdischer Abstammung, die versuchten, dem nationalsozialistischen Terror zu entgehen, und zum anderen werden die Aktionen „arischer“ Menschen geschildert, die den Juden halfen zu überleben oder den deutschen Machtbereich zu verlassen.

Was die letztgenannte Gruppe betrifft, so machen Wolfgang Altgeld und Michael Kisseener

in einer sehr ausführlichen Einleitung deutlich, daß es sich hierbei um eine Minderheit handelte. Nur ganz wenige brachten den Mut auf, gegen Diskriminierungen und Verfolgungen des Naziregimes aktiv vorzugehen. Wie viele es letzten Endes gewesen sind, kann schon deshalb nicht ermittelt werden, weil nur wenige nach 1945 darüber Auskunft gaben. Möglicherweise, so vermuten die Autoren, verstanden sie ihr Handeln als nicht besonders herausragend. Wenn man indes berücksichtigt, daß die überwiegende Mehrheit der Deutschen dem antisemitischen Treiben entweder gleichgültig zusah oder in den verschiedensten Formen auch unterstützte, kann ermessens werden, welcher Mut dazu gehörte, gegen den Strom zu schwimmen. Mußten die heimlichen Helfer doch jederzeit damit rechnen, von „guten Deutschen“ denunziert zu werden.

Wie schwierig es ist, die Verhaltensweisen von Helfern zu analysieren, wird am Beispiel der Firma Bosch deutlich, wie es Joachim Scholtyseck beschreibt. Er kommt zu dem Ergebnis, daß sich der Firmenleiter bereits 1933 gegen den grassierenden Antisemitismus wandte und Bürger jüdischer Abstammung in den Jahren danach unterstützte, wo er konnte. Der Autor dieses Beitrages folgert daraus, es habe auch einen Widerstand liberal gesinnter Menschen in Deutschland gegen den Terror der Nazis gegeben. Gerade dies aber bestritt Thomas Karlauf unlängst in einem Beitrag in der Zeit (Nr. 10 vom 2. März 2000, S. 52). Seiner Ansicht nach hätten die Verantwortlichen bei Bosch eher an den Bestand und die Weiterexistenz des Unternehmens gedacht. Mag sein, daß sie durch ihr Handeln – mit Blick auf die Nachkriegszeit – auch versuchten, möglichst wenig Schuld auf sich zu laden.

Ebenfalls nicht restlos geklärt ist die Verhaltensweise des KZ-Kommandanten von Dautmergen, Erwin Dold. Thomas Seiterich-Kreuzkamp beschreibt hauptsächlich anhand von Zeugenaussagen und einem Inhaltsverzeichnis der Prozeßakten aus Colmar, wie Dold bemüht war, in diesem Lager dafür zu sorgen, daß möglichst viele Häftlinge überleben konnten. Genaues wird aber erst ans Licht kommen, wenn die französischen Akten vollständig interessierten Forschern zur Verfügung stehen.

Demhingegen besteht kein Zweifel daran, daß sich die Bewohner der Gemeinde Oberdorf am Ipf dem Antisemitismus der Nazis mit Wort und Tat entgegenstellten, wie dies Felix Sutsek überzeugend darlegt. Es ist kaum zu glauben, aber es gab tatsächlich eine, wenn auch kleine Gemeinde, die sich dem allgemeinen Trend der damaligen Zeit entzog. Um so wichtiger ist es sie gebührend darzustellen. Ähnliches gilt für den Beitrag von Angela Borgstedt über Hermann Maas und Gertrud Luckner, die Juden unter Inkaufnahme großer persönlicher Opfer Hilfe leisteten.

Um auf die eingangs genannte erste Gruppe von Verfolgten zurückzukommen: Peter Noah, Hansgeorg Schmidt-Bergmann und Gisela Brodesser beschreiben Schicksale von Bürgern jüdischer Abstammung, die sich durch Camouflage, Flucht oder, wie die Ordensschwester Maria Hilberling, durch Fügung glücklicher Umstände der drohenden Hinrichtung oder Deportation in Vernichtungslager entziehen konnten. In diesen Beispielen wird klar, wie vielfach das bürokratische und in seinen Kompetenzen und Hierarchien zersplitterte NS-System selbst dazu beitrug, Verfolgten Nischen zu eröffnen, in denen sie diese mörderische Zeit überleben konnten. Ebenfalls von Angela Borgstedt stammt ein ausführlicher Literaturbericht über Jüdischen Widerstand – „Judenhelfer“, der Interessierten die Möglichkeit gibt, sich über dieses Thema weiter zu informieren.

Detlef Vogel

Quellen zur Entstehung der Verfassung des Landes Baden von 1947. Erster Teil. Bearbeitet von PAUL FEUCHTE (Veröffentlichungen zur Verfassungsgeschichte von Baden-Württemberg seit 1945, 15. Bd.). Hg. v. der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart 1999. X, 518 S.

„Geht, ihr Verfluchten‘. Es ist ein Gedanke, der uns nicht mehr losläßt. ‚Geht, ihr Verfluchten‘, meinen wir, ruft man uns zu, wenn wir uns nach achtzehn Monaten vor den Türen der Sieger blicken lassen, welche mit Friedensverträgen befaßt sind. ‚Geht, ihr Verfluchten‘, herrscht man die seit Jahrhunderten eingessenen Landsleute im Osten an und verjagt sie von Haus und Hof. ‚Geht, ihr Verfluchten‘, tönt es über den Atlantik, wo Streiks die Verschiffung des Weizens verzögern. ‚Geht, ihr Verfluchten‘, erwidert man, wenn wir wegen der Heimkehr unserer Kriegsgefangenen vorstellig werden. ‚Geht, ihr Verfluchten‘, heißt die Antwort auf unsere Bitte um Wiederherstellung der wirtschaftlichen Einheit des deutschen Landes und Belassung der für uns lebensnotwendigen Industrie. ‚Geht, ihr Verfluchten‘, meinen wir zu hören, wenn wir an die Zusammengehörigkeit von Süd- und Nordbaden denken“ (S. 102 f.).

Mit apokalyptischer Wucht war der Krieg 1944/45 auch über Baden hereingebrochen; daß Menschen ihn so erfahren hatten, zeigen die Worte, die Präsident Wohleb in der ersten Sitzung der Beratenden Versammlung am 22. November 1946 an die Abgeordneten richtete. Wohleb hatte sich inspirieren lassen vom „Schongauerschen Weltgericht in dem aus tausend Wunden blutenden Breisacher Münster“ (S. 102). In der Vielzahl von Aktenstücken – angefangen mit „Direktiven der Besatzungsmacht“ bis zu einem Gutachten der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät der Universität Freiburg zum Verfassungsentwurf – finden sich immer wieder Äußerungen, die das Denken, Hoffen und Erleben der Menschen in den ersten Monaten der Nachkriegszeit spiegeln. Deutlich wird das Mit-, Neben- und Gegeneinander von deutschen Stellen und Besatzungsmacht, die spät zum Club der Siegermächte zugelassen worden war und deren Politik keine überzeugende Linie fand. Ansätze zu Entgegenkommen, wenn nicht diskretes Werben (Interesse an „rapports courtois“ zu unbelasteten Deutschen; S. 25) standen neben Verboten (die öffentliche Erwähnung von Anordnungen der Besatzungsmacht; S. 3, 52) und herrischen Bekundungen: „que vous auez à me transmettre“ (S. 172; Schreiben von Gouverneur Pène an Wohleb mit Wünschen zur Änderung einzelner Artikel des Verfassungsentwurfs). Suspekt war dem französischen Oberkommando alles, was auf ein wie auch immer geartetes gesamtdeutsches Gebilde hinauslaufen könnte: So heißt es in einem Schreiben vom 22. 3. 1947 zu Artikel 39: „Cet article, qui reconnaît la supériorité du Reich au droit du Pays est à supprimer.“ (S. 301). Solche Äußerungen zeigen indessen auch, wie aufmerksam die Besatzungsmacht die Arbeit der verfassungsgebenden Versammlung begleitete.

Als Antwort auf die nationalsozialistische Barbarei wurden in monatelangen intensiven Beratungen Grundfragen der politischen Gesittung und des Rechtes durchdacht; deutlich wird das etwa bei Erörterungen zur Todesstrafe (S. 469). Ohne daß das den Handelnden bewußt gewesen wäre, gingen solche Überlegungen auch in das Wirken des Parlamentarischen Rates ein, der bald darauf das Grundgesetz für die Bundesrepublik Deutschland auszuarbeiten hatte.

Einleitung (S. 1–12), Zeittafel (S. 13–15), tabellarischer Überblick zur Entstehung der Verfassungsartikel (S. 16–21), Kurzbiographien zu den Mitgliedern der Beratenden Landesversammlung (S. 53–69), Übersetzungen französischer Aktenstücke sowie Erläuterungen, Ergänzungen und Richtigstellungen in den Fußnoten machen diesen Band zu einem unentbehrlichen Instrument für die Erforschung der Nachkriegszeit in Baden. Ein Wunsch für den angekündigten zweiten Band: Personen- und Sachregister mögen den reichen Inhalt des Werkes erschließen.

Norbert Ohler

(Süd-)Baden nach 1945. Eine neue Kulturpolitik. Vorträge und Quelleneditionen zum 50jährigen Bestehen des Staatsarchivs Freiburg (Werkhefte der Staatlichen Archivverwaltung in Baden-Württemberg. Serie A, Landesarchivdirektion 14). Hg. v. JOACHIM FISCHER. Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart 1999. 143 S.

„Ich wünsche dem Staatsarchiv Freiburg von Herzen und ad multos annos: vivat, crescat,

floreat – es möge leben, wachen und gedeihen.“ So Klaus von Trotha MdL, Minister für Forschung, Wissenschaft und Kunst, in einem Grußwort zur Eröffnung der Ausstellung, mit der das Staatsarchiv Freiburg sich und seine Arbeit der Öffentlichkeit vorstellte (S. 15). Man stutzt angesichts der Übersetzung von ‚crescat‘; nur ein Versehen, wie es auch bei aufmerksamem Korrekturlesen vorkommt? Könnte zu den Aufgaben der Archive nicht auch gehören, als Gedächtnis von Staat, Stadt, Körperschaft usf. ein Wächteramt auszuüben?

Der schmale Band bringt Vorträge, die die Ausstellung ergänzten. Wolfgang Faßnacht geht auf Aspekte der Universitätsgeschichte ein. Die Zuständigen der Besatzungsmacht hatten bald nach ihrem Einmarsch den Eindruck gewonnen, daß die Universitäten Freiburg und Tübingen eher traditionsverhaftet und für einen echten Neubeginn ungeeignet seien. Da der nördliche Teil der Französischen Zone keine Universität hatte, war eine Neugründung naheliegend. In die engere Wahl kamen Neustadt, Speyer, Trier und Mainz; man entschied sich auch deshalb für Mainz, weil hier passende Räumlichkeiten gegeben waren. Faßnacht untersucht dann die Zusammensetzung der Studierenden: Im Vergleich zu Freiburg und Tübingen waren sie in Mainz im allgemeinen jünger und besser ausgebildet; der Anteil von Frauen sowie von Arbeiter- und Bauernkindern war hier größer, der von ehemaligen Offizieren der Wehrmacht und von Angehörigen nationalsozialistischer Organisationen geringer.

Thomas Nicklas erörtert Ungereimtheiten und Widersprüche in der Baden- und Deutschlandpolitik Frankreichs. Nach 1945 fehlte ein klares, praktikables Konzept für die „verkorkste Zone“ (Dietmar Hüser). Zur Lösung der gewaltigen Probleme taugten weder in sich nicht schlüssige Wünsche de Gaulles, noch Bilder aus der Vergangenheit. Immerhin könnte manches im föderalistischen Aufbau der späteren Bundesrepublik auf die beharrliche Überzeugungsarbeit französischer Dienststellen zurückgehen.

Gerold Blümle untersucht Wirtschaft und Wirtschaftspolitik im Land Baden 1945–1952. Rückblenden bis ins 19. Jahrhundert erlauben Neubewertungen (Bedeutung des annektierten Elsaß-Lothringens für den raschen wirtschaftlichen Aufschwung des neugegründeten Reiches; S. 51) und Erinnerungen (Baden war seit 1919 Grenzland mit negativen Folgen). Seit 1945 stand die Französische Zone im Dienst des Wiederaufbaus Frankreichs: Um verschleierte und offene Reparationen handelte es sich bei der Zwangsbewirtschaftung von „Leitprodukten“, bei unterschiedlichen Dollarkursen für Ein- bzw. Ausfuhr, bei Demontagen (bis 1948) und bei der Entnahme von Lebensmitteln. Insgesamt seien die Eingriffe der Besatzungsmacht stärker gewesen als in der amerikanischen und britischen Zone, in Baden nachdrücklicher als im Rest der Französischen Zone.

Martin Stingl fragt nach „Heimatbegriff, Heimatvereine und Landespolitik in (Süd-)Baden 1947–1952“. Im Rückblick werden (nicht nur hier) personelle und konzeptionelle Kontinuitäten in den Jahrzehnten vor und nach 1933/45 deutlich. Feste, Tage der Heimat sowie Vereinigungen sollten den als schädlich eingeschätzten Einflüssen von Stadt und Moderne entgegenwirken. Auch angesichts der Animositäten um die Bildung eines Südweststaates fand die Regierung nicht zu einem überzeugenden Konzept, so daß die Heimatpflege in erster Linie Schulen und Vereinen überlassen blieb.

Von Martin Stingl bearbeitete Dokumente zu ausgewählten Aspekten der Kulturpolitik in (Süd-)Baden 1945–1952 runden den Band ab. Ediert ist u. a. ein Brief, in dem Albert Schweizer sich liebenswürdig dafür bedankt, daß ihm 1951 der Heibelpreis verliehen worden ist. Abgeschlossen wird der Anhang mit Stellungnahmen zum Archivwesen, womit auf die Arbeit von Veranstalter und Herausgeber zurückgeleitet ist.

Norbert Ohler

Landesgeschichtliche Vereinigungen in Baden-Württemberg. Bearb. v. EBERHARD GÖNNER im Auftrag der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. 2., vermehrte und aktualisierte Auflage. Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart 1999. VIII, 262 S.

348 vor allem nichtstaatliche Vereinigungen werden vorgestellt. Die erste Auflage, 1987, nannte „nur“ 157; die Zunahme erklärt sich mit Neugründungen und der Aufnahme von Ortsgruppen. Nach einheitlichem Schema werden ausgewiesen (von 1 bis 13): Aufgabe, Anschrift der Geschäftsstelle, Name und Anschrift (oft auch Telefonnummer) des 1. und 2. Vorsitzenden, Datum der Gründung und der gültigen Satzung, Zahl der Mitglieder, Aktivitäten, Veröffentlichungen, eigene Sammlungen und besondere Einrichtungen, Jahresbeitrag (Heimatverein Hettingen 5 DM, oft zwischen 30 und 40 DM), Literatur zur Geschichte der Vereinigung. Besonders reich an solchen Vereinigungen sind Stuttgart (18) und Freiburg (elf, von „Alemannisches Institut Freiburg i. Br. e.V.“ über den „Breisgau-Geschichtsverein Schau-ins-Land e.V.“ bis zum „Verein zur Förderung der Landeskunde in den Schulen e.V.“). Das nützliche Nachschlagewerk fördert den Informationsaustausch unter historisch ganz unterschiedlich Interessierten; so erfährt man beiläufig, daß es in Bönningheim ein „Schwäbisches Schnapsmuseum“ gibt. Das Verzeichnis spiegelt die ungebrochene Zuneigung weiter Bevölkerungskreise zur Geschichte. Nach Ausweis des Registers bekennen sich immerhin 76 Vereinigungen schon im ersten Teil ihres Namens zur „Heimat“; landesgeschichtliche Vereinigungen dürften deshalb auch als ein Gegengewicht zur viel diskutierten „Globalisierung“ zu verstehen sein.

Norbert Ohler

Widerstand und Verfolgung in Südbaden. Der organisierte Widerstand aus der Arbeiterbewegung gegen den Nationalsozialismus. Hg. vom Arbeitskreis Widerstand und Arbeitergeschichte (Schriften zur neueren Waldkircher Stadtgeschichte Bd. 5). Selbstverlag, Waldkirch 1996. 332 S.

In mehrjähriger Forschung haben Armin Bannwarth, Dirk Metzeler, Martina Reich und Walter Schlecht diesen Band erarbeitet, der zunächst die KPD und SPD in der Region vor 1933 vorstellt, um dann ihre Reaktionen auf die Herrschaft der Nationalsozialisten zu behandeln. Gezeigt werden die Untergrundaktivitäten der illegalen Gruppen, ihre weitgehende Zerschlagung durch die Gestapo, das Verbindungsnetz des Widerstandes in das benachbarte Ausland – namentlich in die Schweiz und nach Frankreich –, der Kampf vieler Emigranten im Spanischen Bürgerkrieg, aber auch das Schicksal der verhafteten Antifaschisten. Der besondere Wert des Buches besteht in der Rekonstruktion der Lebensläufe von Widerstandskämpfern aus dem südbadischen Raum, vor allem aus Waldkirch im Elztal und aus Emmendingen: Hier waren mühsame Recherchen in mehreren Archiven notwendig. Auf diese Weise werden aber Herkunft, politische Orientierung, Motivation zum Widerstand und Verhaltensweisen in den unterschiedlichsten Formen deutlich. Beeindruckend etwa ist der Mut des Waldkirchers Fritz Pfeifer, der sich selbst nach der Freilassung nach einer ersten Verurteilung (1933–1935) wieder im Untergrund betätigte und sich nach erneuter Verhaftung in den verschiedenen Haftanstalten nicht unterordnete. Zuletzt war er im KZ Buchenwald, über die genauen Umstände seines Todes Ende 1944 oder Anfang 1945 konnte nichts mehr in Erfahrung gebracht werden (S. 237–257). Sehr viel Neues wurde über August Stöhr aus Siegelau ausfindig gemacht. Er hatte sich am Ende des Ersten Weltkrieges als Kriegsgefangener in Rußland auf die Seite der Bolschewiki gestellt und im Bürgerkrieg mitgekämpft. 1933 kam er als Kommunist in „Schutzhaft“, anschließend gelang es ihm, nach Basel zu fliehen, wo er bis 1936 als Abwehrleiter in der KPD-Grenzstelle tätig war. Er kämpfte dann im Spanischen Bürgerkrieg, wurde in Frankreich interniert und schließlich an die Nazis ausgeliefert. Vor der Verurteilung in einem Hochverrats-Prozeß bewahrte ihn nur das Kriegsende (S. 268–287). Ebenso vermitteln uns die übrigen Biographien wichtige Einblicke in das Denken und Handeln entschiedener Gegner des Nationalsozialismus.

Heiko Haumann

Orts und Personengeschichte

HILLARD VON THIESSEN: Das Verschwinden der Hexen aus Freiburg. Die Endphase ihrer Verfolgung in Freiburg i. Br. 1632–1677 (Alltag & Provinz 8). Hg. v. Arbeitskreis Regionalgeschichte e. V. Haug Verlag, Freiburg 1997. 164 S.

Das Thema „Hexen“ findet immer noch großes gesellschaftliches Interesse. Im Musée d’Histoire de la Ville de Luxembourg war vom 5. Mai bis 29. Oktober 2000 die Sonderausstellung „INCUBI / SUCCUBI – Hexen und ihre Henker bis heute“ zu sehen. Sie wurde in Zusammenarbeit mit dem Sonderforschungsbereich Zauberei- und Hexenprozesse der Universität Trier organisiert. In Endingen am Kaiserstuhl war für den Herbst 2000 eine Ausstellung zum Thema „Hexen“ in Vorbereitung. Deshalb beginnt Hillard von Thiesen seine Fallstudie mit der berechtigten Frage: „Schon wieder Hexen?“ Zur Begründung führt er an: „In der Tat ist diese Untersuchung eine lokale Fallstudie, doch sie konzentriert sich auf eine bislang weitgehend im Schatten der Hexenforschung stehende Phase der Verfolgungen: die Endphase, das ‚Auslaufen‘ der Hexenverfolgung“ (S. 9). Doch bevor der Autor sich mit seinem Thema beschäftigen kann, stellt er in der ersten Hälfte des Buches den Stand der bisherigen Hexenforschung dar. Ausführlich wird die Hauptphase der Hexenverfolgung zwischen 1579 und 1631 erläutert. Damals stellte das Oberrheingebiet einen Verfolgungsschwerpunkt dar. Immerhin sind für das Gebiet des heutigen Baden-Württemberg 2861 Hinrichtungen belegt, gegenüber 93 Fällen in der Frühphase sowie 252 Toten zwischen 1632 und 1701. Der Anteil von Frauen betrug mindestens 50 % und maximal 75 %. Die Verurteilten gehörten sozial überwiegend den unteren Schichten an. In der Forschung wird die Gesamtzahl der Opfer zwischen 60.000 und 100.000 beziffert, die Hälfte davon im Reich (S. 21). M. E. sind 30.000 Tote die obere Grenze, wie der Vergleich mit Kurtrier, Luxemburg und Lothringen zeigt.

Da die Freiburger Rechtsprofessoren häufig um Gutachten zu Hexenprozessen gebeten wurden, übten sie damit einen entscheidenden Einfluß auf den Ausgang von Hexenprozessen aus. Die Juristen Wittum (1595–1623), Metzger (1595–1632) und Martini (1589–1630) vertraten das gelehrte Hexenbild. „Ganz im Sinne des Hexenhammers und der dämonologischen Literatur des 16. Jahrhunderts stellte für sie in erster Linie der Teufelspakt, der nach allgemeiner Auffassung die Zugehörigkeit der Hexe zu der großen diabolischen Verschwörung besiegelte, und erst an zweiter Stelle der Schadenzauber das entscheidende Kriterium bei der strafrechtlichen Beurteilung der Hexerei dar. Sie ordneten daher die Hexerei als *crimen exceptum* ein, zu dessen Verfolgung und Aufdeckung beispielsweise die Tortur auch dann, wenn nur verhältnismäßig schwache Indizien gegen die Verdächtige sprachen, ein geeignetes und erlaubtes Mittel darstellte“ (S. 49 f.). Von der Vorstellung getragen, daß die Hexe eine Verräterin Gottes sei, gab es kein Entkommen.

Nach dem Scheitern der Hexenprozeßwelle der Jahre 1630/31 mit mehreren Toten fanden zukünftig nur Einzelprozesse statt. Der Freiburger Rechtsgelehrte Häring beurteilte zwar die Hexerei als ein schweres und hart zu strafendes Vergehen, jedoch vertrat er die Auffassung, daß nicht vom normalen Strafverfahren abgewichen werden solle. Dies bedeutete also, ohne neue Indizien gab es keine Folterungen mehr. Der Freiburger Rat verlor zunehmend die Motivation an der Durchführung von Hexenprozessen. So wurde dem Prozeßdruck der Freiburger Untertanen aus dem Dreisamtal nicht mehr entsprochen. Eine einschneidende Veränderung bewirkte die politische Situation ab 1632 durch die Ereignisse des Dreißigjährigen Krieges.

Aus der Endphase der Hexenverfolgung in Freiburg zwischen den Jahren 1632 bis 1677 werden verschiedene Fälle ausführlich beschrieben. In der Nachkriegszeit hatte sich die soziale und politische Situation stark verändert. Nach dem Wegfall der Hungerkrisen verlor die Vorstellung vom kollektiven Wetterzauber der Hexen vollends ihre Bedeutung. Zudem ver-

suchte die vorderösterreichische Regierung, ihre Machtposition zu stärken und mischte sich in die städtischen Kriminalgerichtsgeschäfte ein. Hinzu kommt, daß die Oberösterreichische Regierung seit 1637 in Hexendingen einen geordneten Prozeß forderte. „Das Hauptaugenmerk der neuen Richtlinien lag auf der Frage des Anwendens der Tortur“ (S. 84). Die Aufzählung der Indizien, die Grundlage der Tortur, veränderte sich nicht, jedoch mußten zwei „taugliche“ Zeugen auftreten, um den Schadenzauber zu bestätigen. Die Tortur solle nicht über eine Stunde dauern und nur das nach der Tortur erbrachte Geständnis hatte Gültigkeit. Aufgrund des neuen Prozeßrechtes traten bis zum Ende des Jahrhunderts nur noch Einzelfälle auf. Als Freiburg 1677 unter französische Hoheit kam, ließ der absolutistische Staat keine Hexenprozesse mehr zu. „Die Endphase der Hexenverfolgung in Freiburg zeichnet sich durch ein Verschwinden der Vorstellung von der Allgegenwart des Teufels und seiner Hexen aus“ (S. 120). Das gelehrte Hexenbild, die ideologische Grundlage der Verfolgungswellen, verschwand aus den Köpfen. Jedoch sollte die prinzipielle Überwindung des Glaubens an Hexerei und Magie andauern, denn die magische Volkskultur hat auch heute noch ihre Anhänger.

Wegen der konzentrierten Kürze und guten Lesbarkeit der Studie, ohne daß die Foltermethoden detailliert beschrieben werden, und dem gleichzeitigen Aufräumen mit Klischeevorstellungen – nicht 3 bis 9 Millionen, sondern „nur“ 3206 Todesfälle in gesamt Baden-Württemberg –, stellt die Studie eine Bereicherung zur Freiburger Stadtgeschichte dar. Eine ähnliche Entwicklung der Verfolgungswellen läßt sich in Lothringen, Kurtrier und Luxemburg feststellen.

Mechthild Michels

ULRIKE RÖDLING: „Hallo, hier Freiburg, Welle 577“. Freiburger Rundfunkgeschichte 1926–1946 (Stadt und Geschichte. Neue Reihe des Stadtarchivs Freiburg i. Br. Heft 17). Schillinger Verlag, Freiburg 1997. 60 S., 40 Abb.

Es ist noch nicht einmal 75 Jahre her, daß die Einwohner Freiburgs und Umgebung das erste Mal, mehr oder weniger einwandfrei, Radio hören konnten. Ulrike Rödling beschreibt sehr anschaulich, wie die ersten Programme des Hörfunks zustande kamen. Es fehlten damals weder Sport- noch Wettermeldungen; auch Musikübertragungen und Vorträge von Wissenschaftlern wurden gesendet. Die Hörer waren noch gehalten, vorgefertigte Teile des „Detektorempfängers“ selbst zusammenzubasteln. Es läßt sich denken, daß der Empfang solcher Geräte oft zu wünschen übrig ließ. Trotzdem, bis 1933 gab es in Freiburg und dem Umland bereits 13 705 angemeldete Rundfunkgeräte und einmal sogar, im Jahr 1927, hatte ein Hörer aus Kalifornien Radio Freiburg empfangen können.

Auch damals schon kam es zu Auseinandersetzungen über Reichweiten und Frequenzen. Im Jahr 1929 wurde entschieden, einen Großsender – als Pendant zu einer Straßburger Rundfunkstation – in Mühlacker zu errichten. Freiburgs Sendestation hatte das Nachsehen und mußte sich von nun an mit einer Nebenrolle in der Rundfunklandschaft begnügen.

Schon 1932, so Ulrike Rödling, fand unter der autoritären Präsidialregierung von Papens die Umstrukturierung des Rundfunkwesens statt. Jetzt verstand sich der Rundfunk als Sprachrohr der Regierung, ihres politischen Programms und seiner Verbreitung.

Die Nationalsozialisten konnten dieses System 1933 nahtlos übernehmen. Eilfertige Parteigänger beeinflussten von nun an die Programmgestaltung und die Personalauswahl. Gleichzeitig nahm aus propagandistischen Gründen die Produktion und Verbreitung von Radiogeräten rapide zu. „Millionen deutscher Volksgenossen“ lauschten jetzt den Reden Hitlers, hörten Sendungen über Bücherverbrennung, HJ-Lager und später Wehrmachtberichte sowie allzeit die Propagandareden von Goebbels. Nur ein knappes Jahr nach der Machtübergabe an die Nazis wurde dann die Freiburger Rundfunkanstalt dem „Reichssender Frankfurt“ zugeordnet, von dem jetzt ein Teil des Programms stammte. Für die Eigenständigkeit des Freiburger Sen-

ders gab es jetzt nur noch eine kleine Nische: Beiträge einer „echten Volkskunst“ aus dem „Land Alemannien“, was sich meist in der Übertragung folkloristischer Heimatabende erschöpfte. Es versteht sich von selbst, daß „undeutsche“ Autoren, Musikbeiträge und Mitarbeiter verschwanden.

In einem abschließenden Teil stellt Ulrike Rödling die Zeit des Übergangs bei Kriegsende dar. Gleich nach der Kapitulation kam es der französischen Besatzungsmacht darauf an, eine „Radio diffusion Fribourg“ unter ihrer Kontrolle aufzubauen. Die Franzosen verpflichteten dazu deutsche Radiofachleute, die sich in der Zeit bis 1945 nicht allzu sehr kompromittiert hatten. Nach gewissen Anfangsschwierigkeiten nahm im März 1946 der Mittelwellensender Freiburg, Südwestfunk, seine Arbeit wieder auf.

Wenn die Autorin auch eine lokale Geschichte des Rundfunks im Südwesten Deutschlands beschreibt, so kann dieser Beitrag doch als Paradigma für andere Sendeanstalten in Deutschland gelten. Ein anschaulicher Stil und zeitgenössische Fotos machen das Heft zu einem leenswerten Werk.

Detlef Vogel

HUBERT KEWITZ / DIETER WEIS: Katholische Pfarrkirche St. Bartholomäus Ettenheim. Kunstverlag Josef Fink, Lindenberg 1997. 40 S., 27 Farb- und 7 sw-Fotos.

Hoch über der Stadt Ettenheim thront die frisch renovierte Pfarrkirche St. Bartholomäus, die in der neuen Reihe der kleinen Kirchenführer vorgestellt wird. Ein modernes, ansprechendes Layout mit hervorragenden Farbaufnahmen und eine übersichtliche, informative Anordnung lassen jeden Kirchenbesucher zum Kauf animieren. Es lohnt sich, denn die Autoren sind mit der Ettenheimer Stadt- und Kirchengeschichte bestens vertraut. Der kürzlich verstorbene Hubert Kewitz (* 11. 1. 1930, † 31. 12. 1999) aus Ringsheim beschäftigte sich seit Jahren mit der Ettenheimer Stadtgeschichte. Dieter Weis ist ein profunder Kenner der Geschichte der Pfarrkirche.

Die Stadt Ettenheim gehörte zum Straßburger Bistum und war von 1790 bis 1803 die Residenz von Kardinal Louis de Rohan, dem letzten Fürstbischof von Straßburg. Nach einer kurzen Einführung in die Stadtgeschichte wird die alte Pfarrkirche, die im Areal des heutigen Friedhofs stand, vorgestellt. Nach der Visitation im Jahre 1762 wurde der Neubau angeregt. Zahlreiche Diskussionen zur Lage und mehrere Planentwürfe folgten, „angenommen wurde zuletzt der Plan des Straßburger Steinhauer- und Maurermeisters Budtinger (1715–1772)“, während Franz Josef Salzmann die unternehmerische Bauausführung übernehmen mußte. Im August 1768 wurde das alte Kirchenschiff abgebrochen, drei Jahre später fand der erste Gottesdienst statt. Erst am 27. August 1782 wurde das Gotteshaus von Weihbischof Duverin konsekriert. Für die Form der Turmkuppel war Salzmanns Plan maßgebend.

Eine mächtige hohe Treppe führt zum Hauptportal. Die Figuren der hl. Petrus und hl. Paulus sind nach Entwürfen des bekannten Freiburger Künstlers Johann Christian Wentzinger von Bildhauer Franz Anton Fuchs gearbeitet. Zahlreiche bekannte Künstler arbeiteten im Innern, so u. a. Franz Anton Fuchs (Bildhauer), Joseph Meisburger (Stukkateur), Johann Michael Schmadel (Faßmaler) und Anton Morath (Deckenfresko). Das Hochaltarbild mit dem Martyrium des hl. Bartholomäus fertigte Johann Pfunner 1772. Der Hochaltar mit vier hohen Säulen wird von einer großen Krone als Thronbaldachin über dem Tabernakel gebildet. Sechs Jahre später gestaltete Johann Pfunner das „Hl. Grab“ als „Theatrum sacrum“ (Abb. S. 29). Für die Autoren war es sehr beeindruckend, als aus Anlaß des Hl. Jahres der gesamte Grabaufbau vom 11. bis 22. März 2000 in der Ettenheimer Pfarrkirche gezeigt wurde und sie Gelegenheit hatten, der Erläuterung von Bernhard Uttenweiler zu lauschen. Von der 1775 fertiggestellten Orgel des bekannten Ferdinand Stieffel aus Rastatt ist nur der schöne Prospekt original erhalten.

Stilistisch stellt das Gotteshaus den Übergang von Barock und Rokoko (Deckenstukkaturen im Langhaus) zum Klassizismus dar. Die Autoren schließen mit der Bemerkung: „Beim Ettenheimer Kirchenbau wurden – wie damals üblich – alle Künste aufgeboten, um Gott den Herrn zu ehren und zu preisen. Die kirchliche Barockkunst bemühte sich, die Pracht des Himmels schon auf Erden sichtbar zu machen, daher die Größe und Pracht der Architektur und Ausstattung, die bunte Farbenwelt der Fresken und Figuren!“. Abschließend wird der Einfluß von Kardinal Louis de Rohan auf den Bau der Kirche vorgestellt, z. B. Aufstockung der Sakristei. Über dem Bischofsthron befindet sich eine Kopie des Rohan-Wappengobelin, denn das Original hängt im Sitzungssaal des Ettenheimer Gemeinderats im Palais Rohan. Der Kardinal fand seine Grabstätte links im Chor. Bei der Innenrenovation 1995/96 wurde ihm und Weihbischof Lantz († 1799) zu Ehren eine Grabplatte eingelassen.

Der Kirchenführer enthält des weiteren die kurze Beschreibung der Spitalkirche in Ettenheim, der Kahlenbergkapelle (ca. 1670), der Michaelskapelle am Ortsausgang nach Münchweiler (1698), der Josefskapelle (1877/78) an der Straße nach Altdorf sowie der Filiationkirche Ettenheimweiler (1824).

Mechthild Michels

LORENZ HONOLD/GERMAN HASENFRATZ: Schwarzwald-Baar. Mosaik eines Landkreises. Theiss Verlag, Stuttgart 1990. 139 S., 108 Abb., 2 Übersichtskarten.

Wie es der Titel sagt, will das Buch ein aus vielen Steinchen zusammengefügtes Mosaikbild des Landkreises zwischen Triberg, Villingen, Blumberg und Gütenbach zeigen. Diese Aufgabe ist den beiden Autoren gelungen. Dr. Lorenz Honold, bekannt durch zahlreiche Veröffentlichungen über Geschichte und Kultur seiner engeren Heimat, führt in Landschaft, Lebensformen und Wirtschaft des Gebietes ein, das von den Höhenlagen des Schwarzwaldes bis in die um 800 Meter hoch gelegene Kalksteinlandschaft der Baar um das Quellgebiet von Neckar und Donau reicht. Flüssig, zum Teil amüsant erzählend, stellt Honold, der landschaftlichen Lage folgend, von Villingen bis Donaueschingen die Städte und bedeutenderen Dörfer des Kreises vor. Den Texten ist die Sachkenntnis des Schreibers anzumerken. Ob er über politische Persönlichkeiten, Künstler oder über Entwicklungen berichtet, die Lektüre bleibt interessant. Kurzzusammenfassungen des Textes in Englisch und Französisch, genauso wie die dreisprachigen Bildunterschriften, ermöglichen es, daß das Buch auch von ausländischen Besuchern benützt werden kann,

Den Hauptteil des Buches (S. 25–137) nehmen die ganzseitigen Farbabbildungen des Hüfänger Berufsfotografen German Hasenfratz ein. Mit geschultem Blick für das Wesentliche läßt er in seinen Fotos die Schönheiten der Landschaft, Leben und Brauchtum der Bewohner, Wirtschaft und Arbeitswelt sowie Kunst, Museen und bauliche Eigenheiten des Schwarzwald-Baar-Kreises bildkräftig aufleuchten.

Hermann Brommer

Bestandskataloge der weltlichen Ortsstiftungen der Stadt Freiburg i.Br. Hg. v. SEBASTIAN BOCK und LOTHAR A. BÖHLER.

Bd. 1: Die Kunsthandwerklichen Arbeiten aus Metall. Bearb. v. SEBASTIAN BOCK unter Mitarbeit v. MARIA EFFINGER. Hinstorff Verlag, Rostock 1997. 317 S., 278 Abb.

Bd. 2: Die Bildwerke: Mittelalter – 19. Jahrhundert. Bearb. v. SEBASTIAN BOCK. Verlag der Kunst, Amsterdam/Dresden 1999. 200 S., 98 Abb.

Bd. 3: Die Klosterarbeiten. Bearb. v. SEBASTIAN BOCK mit Beiträgen v. MARIA EFFINGER. Hinstorff Verlag, Rostock 1999. 168 S., 82 Abb.

In bisher drei erschienenen Bänden werden die Kunstschatze der Adelhausenstiftung Freiburg, die vor allem Objekte der säkularisierten Klöster Freiburgs umfassen, der Öffentlichkeit vorgestellt. Es handelt sich dabei vor allem um bewegliche Habe der in Freiburg ansässigen und

1803 säkularisierten Klöster. Die Kataloge waren schon lange ein Desiderat, da nur einzelne Gegenstände als Ausstellungsobjekte im Augustinermuseum zu besichtigen waren. Die große Masse der sakralen Gegenstände schlummerte in den Depots und war nicht zugänglich, so daß die Katalogisierung und Vorstellung der Objekte daher ein sehr löbliches Unterfangen ist. Im ersten Band werden die Arbeiten aus Metall, wie z. B. Monstranzen, Kreuze, Alltagsgegenstände usw. vorgestellt und aufgenommen. Der zweite Band beschäftigt sich mit Skulpturen und Bildwerken, während im dritten Band mit dem indifferenten Untertitel „Klosterarbeiten“ vor allem Textilien vorgestellt werden.

Der Aufbau aller drei Katalogbände stimmt im Wesentlichen überein, nicht jedoch im Detail. In einem ersten Teil geben sie eine Einleitung und nennen die verwendete Literatur. Im ersten Band wird insbesondere die verwirrende Geschichte der Sammlungen erläutert und es werden die unterschiedlichen Provenienzen vorgestellt. Danach folgt der Katalogteil, die Konkordanz, die Inventarnummern und ein Bestandsregister. Im ersten Band über die Metallarbeiten ist noch ein Markenverzeichnis angehängt, das bei der Identifikation anderer Objekte gewiß eine wertvolle Hilfe sein wird.

Das Register verweist auf die Inventarnummern der in numerischer Folge genannten Objekte, nicht jedoch auf die Seitenzahlen des Katalogs. Dies macht die Benutzung des Katalogs wenig komfortabel. Die Möglichkeiten der EDV hätte ohne Schwierigkeiten eine Konkordanz von Seitenzahlen auf Objekt Nummer, im Register eine Verweisung auf die Seitenzahlen u. v. a. m. durchaus möglich gemacht. Auch das Druckbild des Registers ist nicht sehr übersichtlich und hätte durch Hervorhebungen o. ä. vielleicht übersichtlicher gestaltet werden können. Eine deutliche Verbesserung wäre sicherlich ein separater Personen-, Orts- und Institutionenindex über alle Katalogwerke in einem separaten Indexband. Dies könnte aber ohne Schwierigkeiten noch nachgeschoben werden. Bei einem solchen Gesamtaufwand wäre dies nur vernünftig.

Alle drei Bände sind sehr reichhaltig mit farbigem und schwarz-weißem Bildmaterial ausgestattet, was die Bände verständlicherweise teuer macht. Dennoch wurden nicht alle Objekte im Bild vorgestellt, was dem Werk wiederum einen Teil seines Wertes nimmt, auch wenn die finanziellen Aspekte für diesen Weg nachvollziehbar sind. Die Objekte müssen eben nicht alle künstlerisch besonders wertvoll sein, um auch bildlich dargestellt zu werden. Die Objekte der Adelhausenstiftung sind vielmehr aus sich selbst heraus dreidimensionale Quellen und historische Zeugnisse, die es verdient gehabt hätten, bildlich erschlossen zu werden. Hier sollten auch Kunsthistoriker(innen) bei der Anlage von Katalogen umdenken und über den „ästhetischen Tellerrand“ hinausschauen. Dennoch ist das Unternehmen der Kataloge wertvoll. Man darf sich auch über die schönen und hilfreichen Arbeitsmittel freuen, die einen anschaulichen Teil zur Freiburger Stadtgeschichte leisten.

Dieter Speck

Menschen, Mächte, Märkte. Schwaben vor 1000 Jahren und das Villingener Marktrecht. Begleitband zur Ausstellung im Franziskaner Museum Villingen vom 14. März bis 1. August 1999 (Veröffentlichungen des Stadtarchivs und der Städtischen Museen Villingen-Schwenningen 20). Hg. v. CASIMIR BUMILLER im Auftrag der Stadt. Verlag der Stadt Villingen-Schwenningen 1999. 336 S., Abb., Karten, Pläne.

Vom Selbstbewußtsein und Wohlstand einer Mittelstadt zeugen die vielbeachtete Ausstellung und der sorgfältig redigierte, phantasievoll gestaltete Begleitband. In beiden wurde des tausendjährigen Jubiläums der Verleihung eines Marktprivilegs durch Kaiser Otto III. im Jahre 999 gedacht.

Nach Geleitwort und Vorwort gibt Casimir Bumiller eine weitgespannte Einführung zu „Schwaben vor 1000 Jahren und das Villingener Marktrecht“. Drei Beiträge problematisieren

„Erinnern und Vergessen“: Die 900-Jahr-Feier der Stadt Villingen 1899 (Anita Auer), ein Jubelfest 1719 (Michael Hütt), der Prozeß der Stadtwerdung von 999 bis 1119 (Monika Spicker-Beck). Weitere sieben Beiträge deuten die Urkunde von 999 und ordnen sie in die Geschichte von Herzogtum und Reich um die Jahrtausendwende ein: Kaiser Otto III. und das Herzogtum Schwaben (Thomas Zotz), Graf Berthold, sein kaiserliches Marktprivileg für Villingen und der Aufstieg der Zähringer in Schwaben (Alfons Zettler), das südwestdeutsche Münzwesen (Ulrich Klein), die kirchlichen Verhältnisse im Bistum Konstanz (Hansmartin Schwarzmaier), die Kunst (Birgitta Nagel-Schlicksbier, Stefan Bartilla), Landwirtschaft und ländliche Gesellschaft (Thomas Kreuzer), Beiträge der Archäologie des Mittelalters zur Siedlungsgeschichte (Bertram Jenisch). Der zweite Teil (S. 272–305) bringt den Katalog zur Ausstellung; das Literaturverzeichnis lädt zum Weiterarbeiten ein (S. 306–335).

Der Band gefällt, zeigt er doch, daß hohe wissenschaftliche Ansprüche und gute Lesbarkeit miteinander vereinbar sind. Gekonnt reproduzierte Abbildungen (auch zum Jubiläum 1899), genealogische Überblicke, Karten und Pläne illustrieren, ergänzen und vertiefen den Text. Faksimilia einer Genealogie sowie des Marktprivilegs (S. 118 f., 128 f.) dürften nicht zuletzt Lehrern und Schülern willkommen sein; dank Transkription und Übersetzung können sie sich in eine fremde Schrift einlesen.

Norbert Ohler

BABETTE STADIE: Bibliographie zu Villingen-Schwenningen und seinen Stadtbezirken (Veröffentlichungen des Stadtarchivs und der städtischen Museen Villingen-Schwenningen 16). Verlag der Stadt Villingen-Schwenningen 1998. 144 S.

Die Bearbeiterin bietet weit mehr, als der Titel erwarten läßt. Übersichtlich geordnet wird die Literatur zur Doppelstadt ausgewiesen und der Blick auf die Region, das Land, den deutschsprachigen Raum geweitet, also einschließlich der Schweiz und Österreichs. Unter „Allgemeine Nachschlagewerke“ werden auch Archive und Bibliotheken vorgestellt. Nützlich sind hier Anschriften, wiederholt mit Telefon, Fax und Internet. Wissenschaftlern und Publizisten sind Ergänzungen folgender Art willkommen, hier zum Erzbischöflichen Archiv Freiburg: „Findmittel: Bandrepertorien. Archiv ca. 5 lfm Akten. Mikrofilmarchiv der katholischen Kirchenbücher der Erzdiözese Freiburg i. Br. Ordinariatsbibliothek ca. 100.000 Bände kann mitbenutzt werden.“ Register der Autoren sowie der Schlagwörter erschließen den Inhalt. Insgesamt eine praktische Arbeitshilfe für Kenner und Liebhaber.

Norbert Ohler

GEORG SCHMIDT-ABELS: Geheimnisvolle Plätze in der Ortenau. Waldkircher Verlag, Waldkirch 1997. 192 S., 77 Abb.

Unterirdische Reizzonen mit kraftspendender Erdstrahlung stellte der Elsässer Wünschelrutengänger Adolphe Landspurg am Standort vieler Burgen fest, so auch bei der Ruine Geroldseck bei Lahr. Georg Schmidt-Abels zitiert diesen Hinweis in seinem Bändchen „Geheimnisvolle Plätze in der Ortenau“. Er führt darin durch die heimische Landschaft, weist auf „merkwürdige, magische und heilige Plätze“ hin und spricht Gefühl und Phantasie an.

Eine zentrale Rolle spielen Namen, die mit „Heiden“ zusammengesetzt sind. Sie weisen auf Unbekanntes, Unerklärliches und auf Überlieferungen „aus grauer Vorzeit“ hin. Heidensteine kommen in seinem Untersuchungsgebiet zwischen Ettenheim und Achern, Rhein und Schwarzwald mehrfach vor, aber auch Heidenburg, -bach, -graben, -keller, -kopf und -kirche. Teilweise handelt es sich dabei um auffällige Gebilde wie bei den Felsen der Heidenkirche bei Oberharmersbach, in anderen Fällen zeigt die archaische Bezeichnung vor- oder frühgeschichtliche Befestigungsanlagen an wie beim Heidenkeller bei Ettenheim oder der Heidenburg bei Lahr.

Mit Vorliebe führt der Autor seine Leser auch zu Quellen und Pilgerorten. Er regt zum Wandern an. Statt umständlicher Wegbeschreibungen verweist er auf gängige Wanderkarten. In seinem Buch kommen jedoch auch Kulturdenkmäler vor: das ehemalige Frauenkloster Wittichen bei Schiltach, die Klosterruine Allerheiligen bei Ottenhöfen, der jüdische Friedhof von Nonnenweier, die Kirche von Schuttern und etliche einsam gelegene Kapellen.

Neben dem Versuch, zauberhafte Stimmungen zu vermitteln, kommt die Information nicht zu kurz. Als ergiebiger Fundort für Daten und Fakten diente die Zeitschrift des Historischen Vereins für Mittelbaden „Die Ortenau“ und die Reihe „Geroldsecker Land“, die in Lahr erarbeitet und vom Ortenaukreis herausgegeben wird. Renate Liessem-Breinlinger

DOROTHEA WENNINGER: Flurnamen im Kaiserstuhl. Eine namenkundliche und sprachwissenschaftliche Untersuchung der Vogtsburger Ortsteile Achkarren, Bickensohl, Bischoffingen, Burkheim, Oberbergen, Oberrotweil und Schelingen (Europäische Hochschulschriften. Reihe I Bd. 1607). Peter Lang Verlag, Frankfurt 1997. 434 S., 4 Abb., 3 Faltkarten.

Feldforschung und Gespräche mit Einheimischen – das ist nur eine Seite der Materialsammlung, die am Anfang von Dorothea Wenningers Dissertation stand, einer namenkundlichen und sprachwissenschaftlichen Untersuchung der Vogtsburger Ortsteile Achkarren, Bickensohl, Bischoffingen, Burkheim, Oberbergen, Oberrotweil und Schelingen. Die Hauptarbeit fand in Archiven statt in Karlsruhe, Freiburg und Breisach, wo sie mittelalterliche und frühneuzeitliche Belege aus Urkunden und Güterverzeichnissen (Urbare) erhob. Hilfreich waren auch die Gemarkungspläne, die im späten 19. Jahrhundert von badischen Landvermessern erstellt wurden. Sie verzeichneten alle damals geläufigen Flurnamen, wenn auch da und dort in einer Verballhornung, an der das Bestreben nach Annäherung an die Schriftsprache Schuld hatte.

Die vorliegende Arbeit ist in einer wissenschaftlichen Publikationsreihe erschienen und kann formal und inhaltlich keine Zugeständnisse an eine breitere Leserschaft aus Laien machen. Dennoch ist sie für die Bewohner der betreffenden Gemeinden oder andere an der Gegend Interessierte leicht und mit Gewinn zu benutzen. Dieser Personenkreis wird sich vor allem den Hauptteil vornehmen, der auf rund 300 Seiten sämtliche Flurnamen verzeichnet, die sich im Untersuchungsgebiet fassen lassen: gegenwärtige und längst vergessene, die nur noch schriftlich nachweisbar sind. Kriterium dafür, daß diese verschwundenen Belege dereinst tatsächlich den Charakter eines Flurnamens hatten, ist die Tatsache, daß sie über einen längeren Zeitraum von mehreren Generationen bezeugt sind.

Unter den insgesamt 1953 Namen sind leicht verständliche wie Stein- oder Mühlacker oder Brünnlinsmatte. Hier genügen Angaben zur Lage im Gelände und zur Fundstelle in den Quellen. Andere erfordern etymologische, manchmal auch historische Erklärungen: „Vorkinzig“ von Kinzig, was Hohlweg bedeutet, „Totenkopf“, was sich eventuell auf den Friedhof eines abgegangenen Klosters bezieht, „tunsel rein“ mit einer keltischen und althochdeutschen Sprachwurzel im Sinne von Erhebung im Sumpf, „March“ oder Mark als Bezeichnung für Grenzland oder die Gesamtheit des Gemeindegebiets, „Lützelburg“ als kleine Burg, „Rittibuck“, was an Rodung erinnert, „Käsleberg“ nach der Form eines umgekehrten Kessels, „Spitalacker“ nach der Breisacher Heiliggeiststiftung als Eigentümerin, „Keibengesslin“, Gasse zum Schindanger, der Begräbnisstätte für Übeltäter. „Funken“ und „Scheibebuck“ weisen auf Sonnwendbrauchtum wie Scheibenschlagen hin. Begriffe wie Allmend/Gemeindeland oder Breite/herrschaftliches Ackerfeld kommen generell vor.

Wer nach einem bestimmten Flurnamen sucht, findet diesen rasch mit Hilfe eines Registers, das die Nummer im Hauptteil nennt. Diesem ist eine Einführung vorangestellt mit grundsätzlichen Ausführungen zum Forschungsgegenstand, den historischen und geographischen Rahmenbedingungen, Zielsetzung, Methode und Begriffsbestimmungen. Ein Schlußkapitel geht

auf sprachliche Veränderungen ein, die sich klassifizieren lassen. Endsilbenabschwächung ist eine der beobachteten Erscheinungen. Aus dem Archivmaterial kann die Autorin feststellen, wann der Wandel erstmals einsetzte. Dabei stellt sie eine Staffelung von Norden nach Süden fest. Die Neuerungen gingen demnach vom fränkischen Sprachgebiet aus, das sich nördlich an das alemannische anschließt.

Dorothea Wenninger hat mit Energie und Ausdauer eine große Materialfülle präzise bearbeitet und eine wertvolle Dokumentation erstellt. Darüber hinaus hat sie zur Erforschung der Entwicklung der alemannischen Sprache und zur Klärung von orts- und regionalgeschichtlichen Fragen beigetragen.

Renate Liessem-Breinlinger

HEIKE KÖSTER / JEAN JERAS: Die Wasserspeier am Freiburger Münster. Hg. v. Freiburger Münsterbauverein. Kunstverlag Josef Fink, Lindenberg 1997. 64 S., 91 farbige Abb. und 2 Planskizzen.

Von den Traufrinnen der griechischen und römischen Tempel reckten sich in Stein gehauene Tierfiguren vor, die das Regenwasser ausspülen. Diese dekorative Art, das Mauerwerk vor Nässe zu schützen, erlebte im hohen Mittelalter eine Renaissance: Die gotischen Dome wurden zuerst in Frankreich, dann in ganz Europa mit Wasserspeiern ausgestattet. Man könnte auch von „verzirt“ sprechen, denn bald entwickelten sich die erst plump gearbeiteten Plastiken zu Meisterwerken der Bildhauerkunst. Möglicherweise sollten die mittelalterlichen Wasserspeier neben ihrer technischen und schmückenden Funktion auch als Abwehrzauber gegen böse Geister wirken.

Die Kunsthistorikerin Heike Köster, die den reichen Bestand der Wasserspeier am Freiburger Münster untersucht hat, weist darauf hin, daß die Deutung dieser Figuren umstritten ist: Wo die einen Magie vermuten, sehen die anderen nur Steinmetzlaunen. Vermutlich liegt die Wahrheit irgendwo dazwischen. Die große Vielfalt der Freiburger Wasserspeier zeigt jedenfalls, daß die Steinmetzen hier ausgefallene Ideen verwirklichen konnten, die sich kaum oder nur schwer in religiöse Bildprogramme einordnen lassen.

Über 90 Wasserspeier stellt die Autorin in einer Publikation vor, die vom Münsterbauverein herausgegeben wurde: 75, die rund um das Langhaus und den Hochchor angebracht sind, und 16 weitere, die zum Turm gehören. Die Gruppe der phantastischen und monströsen Wesen ist mit 27 Beispielen die größte: Drachenartige Ungeheuer, Teufel und Gestalten mit den Merkmalen verschiedener Tiere gehören hierher. Fast ebenso oft wählten die Steinmetzen Menschen als Motiv, viele fratzenhaft, abschreckend oder als Spottfiguren dargestellt. Zu dieser Gruppe zählt der sogenannte „Hinternentblößer“, eine nackte Figur mit zwei Köpfen und langen Haaren, die dem Münsterplatz die Kehrseite zuwendet – der Wasserspeier mit dem größten Bekanntheitsgrad.

Ähnlich populär ist die „Nonne mit einem Zahn“. Diese Figur entstand im 16. Jahrhundert, während der „Hinternentblößer“ aus dem späten Mittelalter stammt, der produktivsten Zeit, was die Freiburger Wasserspeier angeht. Aufgehört hat die Herstellung von Wasserspeiern aber nie. Auch aus unserem Jahrhundert sind Neuschöpfungen in den Figurenzyklus eingegangen: eine Darstellung des Münsterbaumeisters Kempf von 1921 zum Beispiel. Sie wurde eingefügt an Stelle einer „längst zerstörten Gestalt“, wie eine Inschrift festhält, um die künstlerische Freiheit zu erklären oder zu entschuldigen, denn das vorrangige Ziel der Bauhütte war es freilich damals wie heute, den Bestand zu erhalten. Viele der alten Wasserspeier wurden bereits durch Kopien ersetzt. Die Originale stehen in den Magazinen der Bauhütte oder in Museen.

Das Buch dokumentiert den gesamten Bestand übersichtlich und präzise. Die Wasserspeier sind nummeriert, ihre Position an einem Münstergrundriß und einem Turmquerschnitt eingetragen, was das Auffinden in natura ermöglicht. Was das Bändchen besonders attraktiv macht,

sind die meisterhaften Fotografien aller 91 Objekte, die von Jean Jeras stammen. Sie sind fast alle aus dem idealen Blickwinkel aufgenommen. Teils kletterte Jeras dafür auf die Gerüste, die meisten konnte er jedoch dank eines mächtigen Hubsteigers aus dem freien Raum quasi von Angesicht zu Angesicht erstellen. Wer das Buch erstmals zur Hand nimmt, wird sich mit Sicherheit erst mit den Bildern beschäftigen und danach die Texte lesen, schließlich auch die technischen Details über das mittelalterliche Entwässerungssystem, das heute nur noch bei starken Regenfällen seinen ursprünglichen Dienst tut. Renate Liessem-Breinlinger

Baden-Württembergische Biographien Bd. 2. Hg. v. BERND OTTNAD im Auftrag der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart 1999. XXI, 539 S.

Zu den biographischen Nachschlagewerken über Persönlichkeiten aus dem deutschen Südwesten gehören neben den „Lebensbildern von Baden-Württemberg“ die „Baden-Württembergischen Biographien“ (BWB), deren zweiter Band jüngst erschienen ist. Während die „Lebensbilder“ Persönlichkeiten mit Bezug zu Baden-Württemberg auch aus früheren Epochen in ausführlicher Form würdigen, enthalten die „Biographien“ kurze Artikel über „ab 1952 verstorbene Frauen und Männer (...), die durch Herkunft oder Lebensschicksal mit dem 1952 entstandenen Bundesland (...) eng verbunden sind“ (BWB II, S. VII). Die vom ehemaligen Leiter des Freiburger Staatsarchivs Bernd Otnad herausgegebenen Biographien bilden zusammen mit den in vier Bänden erschienenen „Badischen Biographien“ der neuen Folge (BBNF) ein umfangreiches Korpus von inzwischen 1111 Lebensbeschreibungen, das in absehbarer Zeit um einen weiteren Band bereichert werden wird. Alle biographischen Artikel dieser Sammlung sind nach einem einheitlichen Muster angelegt: Auf einen „Vorspann“ mit den Lebensdaten und einem tabellarischen Lebenslauf folgen der eigentliche Vitentext (Umfang 1–7 Seiten), ein „Nachspann“ mit den Werken der jeweiligen Persönlichkeit sowie Quellen, Literatur und Fundstellen von Portraits. Bereits mehrfach beklagt (und auch vom Herausgeber bedauert) wurde die statistische Unausgewogenheit im Hinblick auf die Geschlechter: 1039 Artikeln über Männer stehen nur 72 Artikel über Frauen gegenüber; Vergleichbares gilt leider auch für den anzuzeigenden Band (179 : 14). Davon abgesehen darf die Zusammensetzung der berücksichtigten Personen in gesellschaftlicher, konfessioneller, beruflicher und regionaler Hinsicht als ausgesprochen ausgewogen gelten.

Daß die Beiträge nicht nur im Umfang unterschiedlich ausgefallen sind, liegt in der Natur der Sache und kann – angesichts der stattlichen Zahl von 193 Biographien – hier nicht im einzelnen erörtert werden. Aus regionalgeschichtlicher Perspektive sind im zweiten Band neben anderen für den Breisgau besonders die folgenden Persönlichkeiten von Interesse: Sepp Allgeier (1895–1968), Ludwig Baur (1886–1968), Karl Becker (1907–1986), Hildegard Bleyler (1899–1984), Max Dufner-Greif (1891–1968), Otto Faller (1889–1971), Arnold Fanck (1889–1974), Hans Günther (1891–1968), Willibald Gurlitt (1889–1963), Hermann Kopf (1901–1991), Albert Kuntzenmüller (1880–1956), Adolf Lorenz (1882–1970), Adolf Rösch (1869–1962), Joseph Saier (1874–1955), Kurt Sauer (1917–1986), Robert Schlund (1912–1990), Arthur Schmidt (1903–1961), Theodor Schmidt (1908–1986), Valentin Schweiger (1900–1990), Wilhelm Stahl (1903–1989), Philomene Steiger (1896–1985), Bernhard Villingen (1889–1967), Josef Vogel (1883–1975) und Carl Winter (1898–1988). Von Renate Liessem-Breinlinger stammen u. a. die Beiträge über Allgeier, Bleyler, Fanck, Schmidt, Schweiger, Steiger und Villingen. Wie die meisten Biographien des Bandes beruhen ihre Artikel z. T. auf der Auswertung ungedruckter Quellen, auf Nachlässen und auf mündlichen Auskünften von Zeitzeugen – ein Umstand, der zum besonderen Wert dieser Sammlung beiträgt. Ein weiterer Vorzug der durchweg flüssig formulierten Beiträge besteht in ihrer Vernetzung unterein-

ander: Zahlreiche Verweisungen aus allen Teilen der biographischen Einträge (auch auf die früheren Bände) zeigen persönliche Beziehungen, Verwandtschaftsverhältnisse und weitere Bezüge zwischen den behandelten Personen an. So wird etwa auf die Kontakte zwischen Kameramann Sepp Allgeier, dem Arzt und Arktisforscher Bernhard Villingner sowie Regisseur Arnold Fanck hingewiesen, die in den zwanziger Jahren zu den wichtigsten Stützen der „Berg- und Sportfilm GmbH Freiburg“ gehörten und gemeinsam erfolgreiche Filmprojekte realisierten. Nicht zuletzt ist die übergreifende Erschließung aller Biographien (BBNF I–IV und BWB I–II) durch kumulierende Register zu loben, die trotz der separaten Alphabete der Bände einen bequemen Zugriff auf alle Biographien ermöglichen.

Angesichts vereinzelter Kritik am vorhergehenden Band (BWB I) ist erfreulicherweise festzustellen, daß zum einen die seinerzeit monierten „Druckfehler und zahlreichen Verstöße gegen die normative Zeichensetzung“ (Mainfränkisches Jahrbuch für Geschichte und Kunst 48. 1996, S. 510) seltener geworden sind, und zum anderen auch keine überdurchschnittliche „Berücksichtigung von Personen des badischen Landesteils“ (ebd.) mehr beanstandet werden muß. Allerdings stören in manchem „Vorspann“ unnötige Abkürzungen, die zudem häufig im Abkürzungsverzeichnis des Bandes fehlen. Daß mitunter die Sympathie der Autoren für „ihre“ Protagonisten nicht zu übersehen ist, gehört zum Genre und führt in den Beiträgen dieses Bandes nur sehr selten zu panegyrischen Viten; diesen wenigen Biographien hätte allerdings etwas mehr Distanz zum Biographierten gutgetan. Viele Artikel zeichnen sich demgegenüber durch ihre wohltuend kritische Darstellung aus, z. B. Horst Ferdinands Beitrag über Hans Günther, einen bei der Entnazifizierung als „Mitläufer“ eingestuftem Rassenforscher, der mit seinen Gesinnungsgenossen „die pseudowissenschaftlichen Grundlagen“ für den Massenmord an den Juden geschaffen hat (BWB II, S. 179).

Kumulierende Register, stringente Anlage, übersichtliche typographische Gestaltung und vor allem die Qualität der zahlreichen Biographien tragen dazu bei, daß die „Baden-Württembergischen Biographien“ für das ausgehende 19. und das 20. Jahrhundert als *das* biographische Kompendium des Landes gelten dürfen.

Johannes Mangei

OTTO B. ROEGELE: Gestapo gegen Schüler. Die Gruppe „Christopher“ in Bruchsal (Portraits des Widerstands 4). Universitätsverlag Konstanz, Konstanz 1994. 136 S.

Am 12. Mai 1941 klingelte die Gestapo bei der Familie Eckert in Bruchsal und kam – je nach Perspektive – im passenden bzw. ungünstigsten Moment: Sohn Wilhelm, 17jähriger Schüler des örtlichen Schloß-Gymnasiums, hatte gerade die unter einem Kohlehaufen gut versteckte Kiste mit „subversivem“ Material hervorgeholt, um die neueste Ausgabe der illegalen „Christophorus“-Gruppenbriefe zusammenzustellen.

Wilhelm Eckert war seit 1934 Mitglied des Bundes „Neudeutschland“, eines katholischen Zweiges der Jugendbewegung, der 1939 reichsweit verboten wurde. Daraufhin löste sich die Bruchsaler Gruppe offiziell auf. Die ehemaligen Mitglieder schlossen sich der katholischen „Pfarrjugend“ an, innerhalb derer sie als „Kernschar katholischer studierender Jugend“ eine neue Gruppe namens „Christopher“ bildeten. Hier wurde das „innere Bundesleben“ weitergeführt. Man diskutierte über Fragen des Glaubens, beriet aber auch über „weltliche“ Themen wie die freiwillige Meldung zum Wehrdienst und versuchte, zu denjenigen Mitgliedern, die bereits an der Front waren, Kontakt zu halten. Die jungen Männer bewegten sich dabei auf gefährlichem Terrain: Nachdem sich herausgestellt hatte, daß die Weiterleitung der Briefe ihrer Soldaten-Mitglieder viel zu langsam voranging, verlegten sie sich auf das Anfertigen hektographierter Hefte, die über ein ausgeklügeltes System an die Mitglieder verschickt wurden. Da Feldpost aber zensiert wurde, konnten die Aktivitäten der Bruchsaler Gruppe auf Dauer nicht unentdeckt bleiben.

Das am 12. Mai 1941 bei Wilhelm Eckert sichergestellte Material wurde beschlagnahmt, er selbst in Untersuchungshaft gesteckt. Zur Demütigung mußte er seine Unterlagen mitsamt dem Vervielfältigungsapparat auf einen Handkarren laden und diesen vor den Augen der Öffentlichkeit quer durch die Stadt zur Polizeiwache ziehen. Neben Wilhelm Eckert wurden neun weitere Mitglieder der „Christopherus“-Gruppe festgenommen und ohne ordentliches Verfahren zu je drei Wochen Jugendarrest „verurteilt“. Ihre Schule durften sie nicht mehr betreten. Währenddessen begab sich die Gestapo fieberhaft auf die Suche nach vermeintlichen Drahtziehern und Hintermännern. Aufdeckung und Niederschlagung der „Verschwörung jugendlicher Verbrecher“ nämlich sollten nach allen Regeln der NS-Propaganda ausgeschlachtet werden. Voraussetzung hierfür war allerdings, daß man mindestens einen Erwachsenen als Haupttäter präsentieren konnte, der die Jugendlichen verführt hätte.

In dem Chemnitzer Kaplan Franz Schmitt, der in den Jahren 1930 bis 1934 die Bruchsaler „Neudeutschland“-Gruppe geleitet hatte, meinte man diese Person gefunden zu haben. Die Gestapo nahm ihn am 27. Juni 1941 in „Schutzhaft“ und verschleppte ihn bis zum Prozeßbeginn am 21. November in ein „Arbeitserziehungslager“. Sein autobiografischer Bericht „In den Händen der Gestapo“, im Anhang des Buches neu abgedruckt, schildert aus der Perspektive eines unmittelbar betroffenen Zeitzeugen die Schikanen, denen die Häftlinge dort ausgesetzt waren. Neben Schmitt und Eckert sollte auch der 19jährige Otto Pfau wegen seiner Tätigkeit als „Gruppenführer“ vor Gericht gestellt werden. Es gelang jedoch nicht, den Kriegsfreiwilligen von der Front weg vor das Landgericht Karlsruhe zu bringen. Der „Hauptbeteiligte“ Hans Bausch, Gründer der „Christopherus“-Gruppe, konnte erst gar nicht unter Anklage gestellt werden, da er sich bei der Luftwaffe in Norwegen befand und seine Vorgesetzten eine Verschiebung des Prozesses auf die Nachkriegszeit angeordnet hatten.

Nach diesen „Pannen“ im Vorfeld blieb auch das Urteil weit hinter den Erwartungen der politischen Funktionäre zurück: Schmidt mußte „nur“ für 10 Monate ins Gefängnis, Eckert mußte seine Strafe von acht Monaten nicht einmal ganz absitzen.

Der Autor Otto B. Roegele war selbst Mitglied der Bruchsaler Jugendgruppe. Er fand ebenso wie einige seiner Freunde Fürsprecher bei der Wehrmacht, ja sogar bei der „Geheimen Feldpolizei“, die ihn vor der Verfolgung bewahrten.

Roegele berichtet detailliert über die in der „Neudeutschland“-Gruppe erfahrenen Behinderungen seit der „Machtergreifung“, die enttäuschten Hoffnungen, mit Abschluß des Reichskonkordats die Jugendarbeit unbehelligt fortsetzen zu können, die „Untergrundarbeit“ in der „Christopherus“-Gruppe und die abrupte Beendigung derselben. Er ergänzt seinen Bericht durch zahlreiche Dokumente, die im Zusammenhang mit dem Prozeß von offizieller Seite angefertigt wurden. Darüber hinaus hat Roegele die Lebensläufe nahezu aller Beteiligten für die Anmerkungen akribisch recherchiert, weshalb letztere als wesentlicher Bestandteil des Textes zu bewerten sind.

Das Buch eignet sich nicht nur hervorragend für den Geschichtsunterricht, sondern weist auch den Weg für weitere Forschungen. Warum, so fragt man sich beispielsweise beim Lesen, ging der von den Nazis als wegweisend geplante Prozeß vergleichsweise glimpflich aus, mußten sich die Ankläger gar blamieren, weil das Gericht ihren einzigen Belastungszeugen erst gar nicht anhören wollte? Wie reagierte die Bruchsaler Öffentlichkeit auf die demonstrative Festnahme der Jungen, wie die gleichgeschaltete Presse auf den Prozeß?

Roegeles exemplarische Studie steuert ein kleines, dabei um so wertvolleres Puzzleteilchen für die Erforschung des Widerstandes bei, der sich mitnichten nur auf die bekannten Aktivitäten um den 20. Juli 1944 konzentrierte, sondern eben auch auf unspektakuläre Weise hier in der badischen Provinz gelebt wurde.

Ute Scherb

THOMAS SALB: „Trutzburg deutschen Geistes?“. Das Stadttheater Freiburg in der Zeit des Nationalsozialismus. Rombach Verlag, Freiburg 1993. 558 S.

Der Präsident der Reichstheaterkammer sprach 1941 von „Trutzburgen deutschen Geistes“. Thomas Salb wählte dieses Zitat als Titel seiner historischen und theaterwissenschaftlichen Studie über das Freiburger Stadttheater in der Zeit des Nationalsozialismus; er setzte allerdings ein Fragezeichen dahinter. Fünf Arbeitsbereiche nahm er sich vor: die rechtlichen und politischen Rahmenbedingungen, Personal, Finanzen, Publikumsorganisation und den künstlerischen Betrieb, innerhalb derer er die Einflüsse der nationalsozialistischen Politik untersuchte. Um eine Vergleichsbasis zu schaffen, bezog er die Zeit von 1924 bis 1933 ein. Um seine Schlußfolgerungen nachvollziehbar zu machen, legt er im Anhang die Spielpläne der Untersuchungszeit von 1924 bis 1944 in tabellarischer Form vor, außerdem ausgewählte Dokumente wie Beispiele aus der Korrespondenz des Freiburger Intendanten mit dem Reichsdramaturgen im Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda, also dem Hause Goebbels. Bei der Spielplananalyse ergänzt er seinen Text durch aussagekräftige Graphiken.

Eine sichtbare Zäsur trat in der Freiburger Theatergeschichte 1935/36 mit der Einsetzung Dr. Wolfgang Nufers als Intendant ein. Nachdem sein Vorgänger Kehm versucht hatte, die Zeit der Neuorientierung unter dem Hakenkreuz durch verstärkten Rückgriff auf genehme Klassiker zu überstehen, wagte er sich an moderne Dramatik heran. Die Besucherzahlen stiegen mit Beginn seiner Amtszeit deutlich an, nicht nur dank organisierter Theaterbesuche durch die DAF-Tochter „Kraft durch Freude“, sondern auch dank des Einsatzes von Werbung im Rundfunk oder durch Aufdrucke auf den Straßenbahnen. Eine Veränderung in der Sozialstruktur der Theaterbesucher hat sich in jenen Jahren vollzogen, das Bildungsbürgertum war nicht mehr unter sich. Daß Operetten, Komödien und Lustspiele in den Kriegsjahren favorisiert wurden, ist leicht erklärbar; die Entwicklung hin zum Heiteren war aber auch in den 20er Jahren zu beobachten.

Am deutlichsten teilt sich dem Leser der Zugriff der NS-Politik im Zusammenhang mit der „Arisierung“ des Personals mit. Die Feststellung „Eltern und Großeltern jüdischer Abstammung“ führte zum Verlust des Arbeitsplatzes. Versuche der Theaterleitung, die Verträge jüdischer Ensemblemitglieder dennoch zu verlängern, wurden vereitelt durch Druck von Seiten der NS-Betriebszellenorganisation und durch Androhung von Störaktionen. Nicht allein Auftritte nicht-arischer Künstler, sondern auch Werke jüdischer Komponisten und Dramatiker waren fortan unerwünscht. Gleich am Tag nach der „nationalen Erhebung“ im Januar 1933 wurde Jacques Halévys Oper „Die Jüdin“ gegen Wagners Lohengrin ausgetauscht. 1938 setzte die Reichskulturkammer diesem Kapitel die Krone auf und untersagte jüdischen Mitbürgern die Teilnahme am deutschen Kulturleben. Vier hiervon betroffene Theatermieter mußten ihre nichteingelösten Karten abgeben. Thomas Salb bringt konkrete Fälle, nennt Namen und informiert nach Möglichkeit über das weitere Schicksal. Er vergleicht die Vorgehensweise am Freiburger Theater mit der in anderen Städten mit dem Ergebnis, daß sie kaum divergiere.

Exemplarisch und zugleich von großem lokalgeschichtlichem Interesse sind die ausführlichen Portraits der Intendanten und kommissarischen Leiter, auch baugeschichtliche Details. Das Kapitel über die künstlerische Seite enthält Analysen der Spielpläne in Oper, Schauspiel und Philharmonie, außerdem Ausblicke auf das Gastspielwesen: Auftritte des Freiburger Theaters im Elsaß hatten Tradition, die auch nach 1933 nicht abriß. Wohin das Freiburger Theaterensemble mit einem repräsentativen Reisebus auf Fronttheater-Tournée ging und mit welchem Repertoire, faßt der Autor im letzten Kapitel zusammen. – Einen Wunsch läßt diese materialreiche solide Studie offen, den nach einem Orts-, Personen- und Sachregister.

Renate Liessem-Breinlinger

GEORG HERBSTTRITT: Ein Weg der Verständigung? Die umstrittene Deutschland- und Ostpolitik des Reichskanzlers a. D. Dr. Joseph Wirth in der Zeit des Kalten Krieges (1945/51–1955). (Europäische Hochschulschriften Reihe III Bd. 569). Verlag Peter Lang, Frankfurt a. M. etc. 1993. 206 S.

Mit seinen Vorstellungen eines „Dritten Weges“ und seiner Annäherung an die Sowjetunion wurde Altreichskanzler Joseph Wirth zu einem der umstrittensten Politiker im Nachkriegsdeutschland. Georg Herbsttritt ist diesem Weg in seiner von Hugo Ott betreuten Magisterarbeit nachgegangen und konnte dabei erstmals auch die einschlägigen Akten im Zentralen Parteiarchiv der SED auswerten.

Besonders eindrucksvoll kann Herbsttritt zeigen, wie die Politiker der SED Wirths Offenheit, ja Naivität, aber auch seinen Ehrgeiz und seine Eitelkeit ausnutzten, um ihn als Bundesgenossen zu gewinnen und seine Aktivitäten zu beeinflussen. So wurde er abhängig von der „östlichen“ Unterstützung, und dennoch ist seine Politik nicht als einseitige Parteinahme zu verstehen. Sie war eine konsequente Alternative zu Adenauers Konzeption der Westintegration. Die späteren Verfechter einer Entspannungspolitik folgten im Grunde einer ähnlichen Einschätzung wie Wirth. Dieser wollte eine Brücke zwischen Ost und West bauen, doch der in Westdeutschland vorherrschende Antikommunismus ließ ihn auf Unverständnis und Ablehnung stoßen.

Herbsttritt hat eine präzise gearbeitete und schlüssig argumentierende Studie vorgelegt, die Wirths Persönlichkeit und seinem ambivalenten Verhalten gerecht wird. Es ist nur zu bedauern, daß sie aufgrund einer Verkettung unglücklicher Umstände erst jetzt angezeigt werden kann.

Heiko Haumann

BERNHARD OESCHGER / EDMUND WEEGER: Schwarzwaldleben anno dazumal. Ein historischer Bilderbogen aus dem 19. und frühen 20. Jahrhundert. DRW-Verlag, Stuttgart 1989. 136 S.

Aus der Vielzahl von Bild-Text-Bänden zum Schwarzwald sticht dieses Buch heraus, so daß es gerechtfertigt ist, es auch jetzt noch anzuzeigen. Zwar geben die zahlreichen historischen Photos durchaus die reizvolle Landschaft des Schwarzwaldes, die beeindruckenden Höfe und die angenehmen Seiten des damaligen Lebens wieder, aber es herrscht nicht der idyllisch-romantisch verklärende Blick vor. Bernhard Oeschger, Leiter der Landesstelle für Volkskunde in Freiburg, und Edmund Weeger, Leiter des Dorfmuseums in Pfaffenweiler, waren bestrebt, die Lebenswelten der Menschen in ihrer ganzen Vielfalt zu rekonstruieren. Sie stellen die schwierigen Existenzbedingungen für die Bauern wie die Handwerker, für die Heimarbeiterinnen wie die Industriearbeiter dar, den Wandel der Ernährung, die Bedeutung des Waldes und des „Reutfeldes“ – der Brandrodewirtschaft –, den harten Alltag für Frauen, Männer und Kinder, aber auch die kleinen Freuden. Alle Abbildungen sind zeitgenössisch, und es fehlt nicht der kritische Hinweis: „Viele der zeitgenössischen Photographien spiegeln natürlich die gestalterische Hand und Absicht dieser Lichtbildner wider. Ihre dokumentarischen Aussagen vermitteln somit Abbilder einer Lebenswelt, die nicht immer mit der realen historischen Situation übereinstimmen müssen“ (S. 75).

Die Bildlegenden und Texte sind informativ, schärfen auch den Blick für regionale Unterschiede und machen neugierig darauf, mehr zu erfahren. Das beigefügte Literaturverzeichnis gibt erste Hinweise für Nachforschungen. Zur Einführung in die Lebenswelten im Schwarzwald ist der Band nachdrücklich zu empfehlen.

Heiko Haumann

EKKEHARD LIEHL: Geschichte der Hinterzartener Hofgüter. 2 Bde (Hinterzartener Schriften Bd. 2/1 und 2/2. Hg. im Auftrag der Gemeinde Hinterzarten v. HELMUTH SCHUBERT). Stadler Verlag, Konstanz 1997/2000. 407 S., 54 Abb., 28 Planskizzen / 405 S., 75 Abb., 7 Planskizzen.

Die Hinterzartener Höfe durchlebten die Jahrhunderte seit dem ausgehenden Mittelalter als feste Einheiten. Sie sicherte bis zum Ende des Alten Reiches das geltende Anerbenrecht den geschlossenen, „unzertrennten“ Übergang des Hofes von einem Inhaber auf den anderen (in der Regel vom Vater auf den erbberechtigten, den jüngsten Sohn), verfügte im 19. Jahrhundert die badische Gesetzgebung von 1808, 1888 und 1898 für die meisten Höfe deren Unteilbarkeit und Geschlossenheit durch Verleihung des Hofgüterstatus (darüber informiert der Beitrag von Almut Höfert im ersten Band, S. 25–37).

Die Geschichte der Hinterzartener Hofgüter gibt nunmehr die umfangreiche Arbeit von Ekkehard Liehl. Der erste Band behandelt 24 Höfe in der Ortsmitte (3) sowie in den Zinken (Ortsteilen) Winterhalde (1), Bruderhalde (9), Rotwasser (6) und In der Zarten/Oberzarten (5), dazu das Pfarrwidum; der zweite Band beschreibt 15 Höfe in den Zinken Windeck (6), Bisten (1), Alpersbach (6) und Fürsatz (2). Den Verfasser interessiert „vornehmlich das Schicksal des einzelnen Hofes“, und so bieten die Bände neben einleitenden Kapiteln zu den jeweiligen Zinken 39 Hofgeschichten von unterschiedlicher Länge.

Die wichtigste Grundlage für die Untersuchung und Darstellung waren einmal die erhaltenen Beraine von 1446 (das „Rote Buch“), 1554, 1560, 1708 und 1773, zum anderen die „Notizen zur Geschichte der Familien und Hofgüter Hinterzartens“, die der dortige Pfarrer Vincenz Zahn vor 200 Jahren angefertigt hatte (vgl. auch die von Hermann Brommer besorgte Edition der „Hinterzartener Chronik“ von Vincenz Zahn, besprochen in Band 118, 1999, dieser Zeitschrift). Den Forschungsergebnissen von Ekkehard Liehl kann man sich ohne Vorbehalte anschließen, und so liegt eine allen wissenschaftlichen Ansprüchen genügende und überzeugende Geschichte der Hinterzartener Hofgüter vom 15. bis zum 19./20. Jahrhundert vor. Die Einzeldarstellungen haben – mit sachbedingten Modifikationen – einen im wesentlichen gleichen Aufbau: Lage und frühe Hofgeschichte (in Bd. 2: Lage und Hofname) – Hofbesitzer – das Hofgut/Gebäude – Bewirtschaftung und Bewertung – „Ausblick“ auf die jüngste Entwicklung. Klare Kartenskizzen, Fotos und Auszüge aus den Berainen (teils in Faksimile) sowie im Anhang abgedruckte ergänzende Quellen unterstützen die Darstellung.

In den einleitenden Kapiteln gibt der erste Band einen Überblick über die einschlägigen Quellen und das Verfahren der Auswertung (S. 11–22), über das herrschende Anerbenrecht und die badische Gesetzgebung des 19. Jahrhunderts, die beide zu den „geschlossenen Hofgütern“ geführt haben (von ALMUT HÖFERT, S. 25–37), sowie über Geschichte und Lage der Ortsteile oder Zinken (S. 39–47). Aus dem zweiten Band möchten wir auf zwei, die Hofgeschichten ergänzende Kapitel verweisen: zum einen auf die knappe Auflistung der zu den Höfen gehörenden Kapellen, Häusle, Mühlen und Sägen (S. 288–295), zum anderen auf die Darstellung der Entwicklung des Waldes auf der Gemarkung Hinterzarten und seiner Bedeutung für die Hinterzartener Hofgüter (von OSKAR HERCHER, gegliedert nach Privat-, Körperschafts- und Staatswald, S. 297–339). Abgerundet werden beide Bände durch ein ausführliches Literaturverzeichnis, ein Verzeichnis der Hofbesitzer sowie eine Auflistung der Orts- und Flurnamen. Benutzen sollte man alle drei Verzeichnisse jedoch in der nicht nur erweiterten, sondern auch korrigierten Fassung im zweiten Band (überhaupt wäre es entbehrlich gewesen, diese Verzeichnisse in beiden Bänden zu geben, zumal erst der zweite Band eine umfassende Auflistung bieten kann).

Man sollte das vorliegende Buch als eine verlässliche, daten-, namen- und zahlengesättigte „Dokumentation“ zur Geschichte der Hinterzartener Höfe nehmen; ein „Lesebuch“ ist es wohl kaum (dies gilt zumindest für den ersten Band, der zweite Band ist dagegen viel eingängiger

geschrieben). In jener Eigenschaft wird es – im wörtlichen Sinne – grundlegend für eine mehr systematisierende entwicklungsgeschichtliche oder vergleichende Untersuchung zur Geschichte Hinterzartens und seiner Höfe sein. Von besonderem Interesse wäre u. E. eine sozialgeschichtlich orientierte Analyse der Hofbesitzerfamilien und ihrer Stellung im Ort: Herkunft, Verflechtung, Besitz, Rang und Bedeutung. Dem Verfasser der Geschichte der Hinterzartener Hofgüter gebührt Dank für eine langjährige und mühevollen Arbeit. Horst Buszello

KLAUS BURGER: „Denen von milder Gunst des Schicksals kein wohlgeordnetes Familienleben vergönnt war“. Kleinkinderbewahranstalten und Kindergärten in Freiburg 1848 1945. Lambertus-Verlag, Freiburg 1998. 298 S.

Das Entstehen von Bewahranstalten für Kleinkinder in Freiburg, so schildert der Autor, muß in engem Zusammenhang mit dem Anstieg der Bevölkerungszahl in der Stadt gesehen werden. Denn während noch im Jahr 1800 gerade mal 9.000 Einwohner in der Stadt gemeldet waren, stieg die Bevölkerungszahl bis zum Ersten Weltkrieg auf 89.000 an. Im Gefolge der Industrialisierung strömten viele Menschen mit ihren meist großen Familien nach Freiburg, wo sie wegen der hohen Mieten oft auf engstem Raum zusammengepfercht leben mußten. Da meist beide Elternteile den Lebensunterhalt der Familie durch Arbeit außer Hauses zu bestreiten hatten, waren die Kinder auf sich allein gestellt. Vereine, die Kirchen, aber auch Privatpersonen (ausnahmslos Frauen) nahmen sich allmählich der Kinder an, um ihnen wenigstens für ein paar Stunden am Tag einigermaßen normale Lebensverhältnisse zu bieten.

Bis 1933 gewannen dabei konfessionelle Anstalten eine herausragende Bedeutung. Die Stadtverwaltung unterstützte die Kleinkinderbewahranstalten, später Kleinkinderschulen, mehr oder weniger großzügig. Es ist schon erstaunlich, daß es den kirchlichen Trägern dieser Anstalten auch nach 1933 gelang, ihre Tätigkeit fortzusetzen, obwohl die Nazis die der Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt (NSV) unterstehenden Einrichtungen natürlich finanziell bevorzugten und vieles unternahmen, besonders die kirchlichen Anstalten in ihrer Arbeit zu behindern.

Wie Klaus Burger darstellt, hatte diese Entwicklung vor allem folgende Gründe: Die neuen Machthaber spürten wohl, daß ihnen die Kirchen einen erheblichen Vertrauensvorschuß einräumten. Wenn außerdem die Erziehungsziele kirchlicher Bewahranstalten in Gehorsam gegenüber kirchlicher und weltlicher Obrigkeit, Fleiß und Ordnung bestanden, so hatten die NS-Machthaber dagegen sicher nichts einzuwenden. Liberale Ideen der Pädagogen Maria Montessori, Friedrich Fröbel und Rudolf Steiner waren Marginalien geblieben.

Den Nationalsozialisten kam es besonders seit dem Beginn des Krieges darauf an, möglichst wenig Unruhe an der „Heimatfront“ entstehen zu lassen. Schon deshalb wollten sie entschiedene Schritte gegen die Kirchen auf die Nachkriegszeit verschieben. Darüber hinaus wehrten sich viele Eltern gegen die Gründung von NSV-Kindergärten und weigerten sich meist mit Erfolg, ihre Kinder aus den konfessionellen Anstalten herauszunehmen und sie in Einrichtungen der NSV zu schicken.

Klaus Burger hat für seine Untersuchungen, die im Rahmen einer Dissertation an der Universität Freiburg durchgeführt wurden, zahlreiche Dokumente aus einer Reihe staatlicher und kirchlicher Archive verwendet. Der Band enthält ein ausführliches Literaturverzeichnis und zeitgenössisches Bildmaterial. Detlef Vogel

Vereinschronik 1999

Vorstand

DR. ULRICH P. ECKER, 1. Vorsitzender

DR. URSULA HUGGLE, 2. Vorsitzende

ANITA HEFELE, Schriftführerin

ROLF SÜSS, Kassenführer

Veranstaltungen 1999

30. Januar Exkursion nach Mainz zur Ausstellung „Rheinische Zisterzienser im Spiegel der Buchkunst“
22. Februar Vorstellung von Geschichte, Beständen und Aufgaben des Stadtarchivs Freiburg i. Br. durch Dr. Ulrich P. Ecker
1. März Führung durch die Ausstellung „Der Traum von der Freiheit. 1848/49 Revolution in Freiburg“ im Schwarzen Kloster durch Peter Kalchthaler M.A.
- (24. April) Die geplante Exkursion nach Villingen zur Ausstellung „Menschen, Mächte, Märkte“ mußte wegen mangelnder Teilnehmerzahl abgesagt werden.
17. Mai Vorstellung von Geschichte, Beständen und Aufgaben des Stadtarchivs Freiburg i. Br. durch Dr. Ulrich P. Ecker
14. Juni Vortrag von Hans-Peter Widmann M.A. über „Weinbau in Freiburg von der Stadtgründung bis zum Dreißigjährigen Krieg“ (mit Lichtbildern)
12. Juli Vortrag von Christian Pietsch über „Das Kloster St. Trudpert im Münstertal und seine Wappen – Zeugen der Geschichte der ehemaligen Benediktinerabtei“ (mit Lichtbildern)
- Vortragsreihe „Freiburg vor 50 Jahren“ gemeinsam mit Alemannischem Institut und Stadtarchiv Freiburg
25. Oktober Vortrag von Prof. Dr. Paul Feuchte über „Besatzungsregime oder Selbstregierung? Demokratischer Neuaufbau in (Süd-)Baden“
8. November Vortrag von Dr. Ursula Huggle über „Rückschritt oder Aufbruch? Lebenswirklichkeiten in der Nachkriegszeit“

22. November Vortrag von Prof. Dr. Wolfgang Hug über „Hilfen zur Selbsthilfe: Freiburg und die internationale Solidarität nach 1945“
6. Dezember Vortrag von Wolfgang Heidenreich über „Literatur und Kunst der Aufbruchszeit: Kulturelle Horizonte in den Nachkriegsjahren“
20. Dezember Vortrag von Paul Bert über „Was wird aus Trümmern und Baracken? Wiederaufbau der Stadt“

Kassenbericht 1999

1. Einnahmen	DM
Beiträge	25.667,00
Exkursionen	1.800,00
Zuschüsse	12.600,00
Sonstige Einnahmen	<u>2.687,98</u>
Summe Einnahmen	<u>42.754,98</u>
 2. Ausgaben	
Jahrbuch	27.349,82
Exkursionen	1.682,02
Kauf eines Computers	1.705,99
Veranstaltungen	3.170,17
Sparkassenleistung	1.467,74
Sonstige Ausgaben	<u>1.649,73</u>
Summe Ausgaben	<u>37.025,47</u>
Jahresüberschuß	<u>5.729,51</u>

Mitglieder

Stand 28. Oktober 2000:	876
davon Ortsgruppe Bad Krozingen:	138
Ortsgruppe Staufen:	39
Ortsgruppe Waldkirch:	32
Neuzugänge:	8
Austritt/Tod:	29

Mitgliederbeitrag

jährlich DM 42,00 (Studenten, Schüler und Rentner DM 24,00).
Die Ortsgruppen Bad Krozingen, Staufen und Waldkirch erheben besondere Beiträge.

Bankverbindung

Sparkasse Freiburg-Nördl. Breisgau 2028602 (BLZ 680 501 01)
Abbuchungsermächtigung erwünscht

Zeitschrift des Breisgau-Geschichtsvereins „Schau-ins-Land“

Mitglieder erhalten das Jahrbuch kostenlos.

Wechsel in der Leitung der Sektion Staufen

Wir gedenken in Trauer unseres langjährigen Mitglieds Alfred Wagner.
Herr Wagner ist am 17. Februar 2001 in Heitersheim-Gallenweiler verstorben.
Bevor er sich im letzten Jahre aus Gesundheitsgründen von der aktiven Vereinsarbeit zurückziehen mußte, hatte Studiendirektor Wagner über lange Jahre die Sektion Staufen des Breisgau-Geschichtsvereins geleitet.
Bei der Verabschiedung im vergangenen Oktober konnte ihm der Vorstand des BGV noch Dank und Anerkennung für seinen unermüdlichen Einsatz und die erfolgreiche Arbeit aussprechen.
Herr Wagner hat sich um den Verein verdient gemacht.

Die Leitung der Sektion Staufen hat inzwischen Herr Siegfried Pfadt übernommen. Wir danken ihm für die Bereitschaft dazu und wünschen ihm alles Gute bei der Wahrnehmung der neuen Aufgabe. Gedankt sei an dieser Stelle auch Herrn Lothar Böhnert, der in der Zeit des „Interims“ die Staufener Sektionsgeschäfte neben der Leitung der eigenen Sektion Bad Krozingen weiterführte.

